Lit. cl.
107.

L. g.
o
465 am
14

A. F. E. Langbein's

sämmtliche Schriften.

Zweite verbesserte Auflage.

Vierzehnter Band

enthält:

Der Ritter der Wahrheit.

Stuttgart:

J. Scheible's Buchhandlung.

1841.

KÖNIGL. BAYER. BIBLIOTHEK BAMBERG

Der Ritter der Wahrheit.

1.

Der Ritterschlag.

Herr Frank, Erb=, Lehn= und Gerichtsherr auf und zu Hühnenthal, kam mit seiner Gemahlin von der Leipziger Messe zurück. Die eingekauften Waaren wurden ausgepackt. Wilhelm machte einen langen Hals und trat auf die Zehen; denn er konnte noch kaum auf den Tisch sehen. Die Reisekoffer enthielten wenig nach seinem Geschmack. Er ärgerte sich, daß Vater und Mutter ihr Geld für Leinewand, Tücher und mehrern solchen unbrauchbaren Kram hingegeben und nicht lieber Trommeln, Peitschen und Naschwerk angeschafft hatten. Laßt nur mich einmal nach Leipzig kommen — sprach er in seinen Gedanken — ich will meine Batzen besser anwenden!

Indem er so in sich hinein schalt, wurden einige hohe Schichten Nürnberger Pfefferkuchen aus der Tiefe eines Koffers zu Tage gefördert. Wilhelm that einen Luftsprung und flüsterte hinter dem Rücken des Vaters: „Lieb Mütterchen, laß mich kosten!“ — Lächelnd fing sie an, den Bindfaden eines Päckchens aufzulösen. Schnell sah sich der Vater um. „Was will der Bube?“ fragte er in seinem gewöhnlichen harten Haustone. „Er wünscht ein

Stückchen Pfefferkuchen," antwortete sie mit sanfter Stimme und einer freundlichen Miene, die um Einwilligung bat. „Das hab' ich gedacht!" fuhr er zornig auf und riß ihr das Packet aus der Hand. — „Der Junge ist so lüstern wie eine genäschige Katze! Aber er muß seine Sehnsucht bezähmen lernen, wenn ihm auch, wie die alten Weiber glauben, der Wuchs darüber vergehen sollte." —

Wilhelm nahm das übel. „Behalt' deine Pfefferkuchen in Gottes Namen!" sprach er. „Ich werde deßhalb doch groß wachsen."

„Seht den Trotzkopf!" rief der Vater. „Wie kurz er angebunden ist! — Nun gut, Herr Sohn! Ich will die Pfefferkuchen für mich behalten, ganz für mich! Du sollst kein Krümchen davon bekommen!" —

Er stapelte jetzt die gesammten Nürnberger Packete (deren wohl ein Dutzend seyn mochten) auf seinem Schreibtische auf und verbot, bei Vermeidung seiner Ungnade, sie anzutasten.

Das hätte Madam Frank ohnedieß nicht gethan. Der Schreibtisch war ihr so heilig wie ein Altar. Ihr Gemahl hatte zwar nichts zu schreiben, schrieb nichts und konnte kaum schreiben; er machte sich aber dennoch auf seinem Pulte sehr breit, und herrschte darauf ganz unbeschränkt. Der nutzloseste Papierspan, der sich dort befand, durfte nicht weggenommen, nicht berührt, nicht angesehen werden. Das wäre in seinen Augen ein Majestätsverbrechen gewesen.

Wilhelm ward für die vorwitzige Antwort, die er seinem Vater gab, sehr empfindlich bestraft; denn er kannte zwischen Himmel und Erde keine süßere Leckerei, als die, welche ihm aus den Zähnen gerückt wurde. Seine kindische Phantasie stellte sich sogar vor, daß die Speise der

Götter (wovon er bisweilen gehört hatte) nichts anders als Honigkuchen sey und in Nürnberg gebacken werde. Das Wohnzimmer seiner Eltern war ihm nun ein peinlicher Ort, wo er die Qualen des Tantalus litt. Was half's, daß er tausend Mal den Vorsatz faßte, keinen Blick auf das Allerheiligste seines Vaters zu werfen? Die ungehorsamen Augen flogen immer dahin, und der ambrosische Gewürzduft der verbotenen Himmelskost verfolgte ihn, wo er ging und stand.

Diese Marter hielt er drei Tage standhaft aus; doch dann erlag er der Gewalt seiner Sehnsucht. Er unternahm, als einst die Eltern abwesend waren, einen Streifzug in das Banngebiet des Schreibtisches, führte sich den mandelreichsten Pfefferkuchen, der auf der Oberfläche eines Packets zur Schau befestigt war, zu Gemüthe, schnabellirte ihn mit dem größten Behagen, und dachte während des Genusses nicht daran, was für traurige Folgen aus diesem Sündenfall entstehen würden.

Aber kaum hatte sich der Nachgeschmack des letzten Bissens im Munde verloren, da ward dem jungen Herrn so angst und bange, als hätte er einen Menschen erschlagen. Er wußte lange keinen Rath, wie er sich aus der schweren Untersuchung, die ihm bevorstand, mit heiler Haut wickeln sollte. Endlich gerieth er auf einen Einfall, der ihm sehr glücklich schien. Er brauchte zu dessen Ausführung ein Stückchen Pfefferkuchen und nahm nun noch einen ganzen, den er bis auf ein kleines Restchen, das er zu künftigem Gebrauch in die Tasche steckte, verzehrte. Es ist nun Ein Ausbaden, dachte er, und sprach sich Muth zu.

Bald darauf kamen die Eltern nach Hause. Der Vater blickte sogleich auf seinen Schreibetisch und bemerkte den

Raub. „He! was ist das?“ fuhr er auf. „Wer hat hier Pfefferkuchen gestohlen?“

Er nahm den muthmaßlichen Thäter auf der Stelle in Verhaft, und hielt ihn am Arm, damit er nicht die Flucht ergreifen sollte. Wilhelm gab sich das Ansehen eines ehrlichen Mannes, der ein vollkommen ruhiges Gewissen hat, und machte nicht den geringsten Versuch, zu entwischen. „Lieber Vater, ich bin unschuldig,“ sprach er mit einer treuherzigen Miene. „Die Katze hat Dir die Pfefferkuchen gemaust.“ —

„Die Katze?“ — rief Herr Frank und lachte bitter. „Das magst Du einem Dummkopf weis machen! — Katzen mausen gern Fleisch; aber in meinem Leben hab' ich nicht gehört, daß sie sich an Pfefferkuchen vergreifen.“ —

Wilhelm versicherte keck, der Cyper habe sich dieß zu Schulden kommen lassen und sey auf frischer That von ihm ertappt worden. Der Vater schüttelte unaufhörlich den Kopf. „Ja, ja, Du kannst mir's glauben!“ fuhr der Knabe herzhaft fort. „Man sieht's ihm vielleicht noch am Bart an, daß er genascht hat. Ich will ihn holen.“ —

Er flog, vom Vater losgelassen, aus der Stube und suchte den Cyper, der in tiefen Gedanken auf der Bodentreppe saß. Wilhelm streichelte ihn, feuchtete das Stückchen Pfefferkuchen, das er in der Tasche hatte, ein wenig an und malte damit dem alten Kater einen tüchtigen Schnurrbart. Der ernsthafte Heinz sträubte sich, fitzte die Nase und nieste rechts und links. Wilhelm nahm ihn, als er mit seiner Malerei fertig war, auf den Arm, um ihn dem hochnothpeinlichen Halsgerichte seines Vaters zu überliefern.

Unter Weges schlug ihm das Gewissen. Er fühlte, daß er nicht recht that, dem unschuldigen Maushund (wie man

vor alten Zeiten die Katze nannte) einen Kriminalproceß auf den Hals zu wälzen. Aber er war nun einmal als Ankläger aufgetreten und durfte nicht widerrufen, wenn er sich nicht selbst in die tiefste Tinte bringen wollte: denn sein Vater war ein erklärter Feind der Unwahrheit und ahndete kein Vergehen so scharf und unerbittlich, als Lügen. Der kleine Näscher steckte jetzt in einer häßlichen Klemme und die Thränen traten ihm in die Augen. „Lieber Heinz," sprach er wehmüthig, „bade nur heute für mich aus! Ich will gern ein ander Mal, wenn Du ein Schnittchen Braten wegkaperst, Deine Schuld auf mich nehmen und meinem eigenen Munde manchen guten Bissen abdarben, um Dich damit zu traktiren."

Heinz schien diesen Vorschlag aufmerksam anzuhören und damit zufrieden zu seyn. Wilhelm eilte nun mit ihm vor den furchtbaren Richter. „Da sieh!" sprach er und zeigte mit zitternder Hand auf den braunen Bart des Verklagten. —

„Das ist sonderbar!" sagte Herr Frank mit einer räthselhaften Miene, die seinem Sohne gar nicht gefiel. — „Und noch sonderbarer, daß sich der Sünder den Bart nicht geputzt hat, wie seines Gleichen sonst fleißig zu thun pflegen! — Ich muß doch Wunders halben sehen, wie er sich bei einem Pfefferkuchenschmause benimmt. Setz' ihn her auf den Tisch!" —

Wilhelm schickte vor Angst ein leises Stoßgebetchen gen Himmel, daß er dem Kater guten Appetit verleihen möge; allein es ward nicht erhört. Heinz war so dumm, oder vielmehr zu seinem Heil so klug, den köstlichen Bissen zu verschmähen, der ihm angeboten wurde.

„Was heißt das?" sprach Herr Frank, und blickte Wil-

helmen an, als ob er ihn mit den Augen durchbohren wollte. „Warum langt der Dieb nicht zu?“

„Er muß wohl schon satt seyn,“ stotterte der Bestürzte.

„Frecher Bube!“ rief der Vater und griff nach einer Hetzpeitsche. „Hältst Du mich für so einfältig, daß ich glauben werde, der Kater könne mit seinen Krallen den Knoten eines Bandes auflösen und wieder knüpfen, wie hier geschehen ist? — Bekenne mir auf der Stelle, daß Du die Pfefferkuchen selbst wegstipitzt hast!“ —

Wilhelm läugnete noch kühn; aber der Inquisitor zwang ihn — ungeachtet die Folter in Deutschland längst abgeschafft war — durch einige Hiebe zum Geständniß.

Nun brach eine Zornpredigt los, die wir nicht nachschreiben wollen. „Ungerathener Range!“ hieß es am Ende: „Das Naschen will ich dir für dießmal verzeihen; aber das Lügen nicht. Das ist die Wurzel aller Laster! — Hättest Du Dich nicht darauf verlassen, so wäre Dir gar nicht in den Sinn gekommen, mein Verbot zu übertreten.“ — Jetzt schwang der Eiferer die Pferdegeißel aufs neue, und begleitete jeden Streich mit dem Zuruf: „Junge, sprich Wahrheit, immer Wahrheit, nichts als Wahrheit!“ —

Madame Frank sprang herzu und wand ihm die Peitsche aus der Hand. „Schone den Knaben!“ bat sie weinend: „Er ist ja unser Sohn!“ — „Ganz recht!“ erwiederte Herr Frank. „Eben weil er das ist, hab' ich ihm eine Wohlthat erzeigt und ihn zum Ritter der Wahrheit geschlagen.“ —

2.

Der Nasenstüber.

Indem sich Herr Frank über seinen witzigen Einfall, der ihm unversehens entfuhr, im Stillen wunderte und freute, sah sich Wilhelm auf einen Wink der Mutter nach der Thür um und huschte glücklich hinaus. Als er nach einer Stunde wieder aus seinem Schlupfwinkel hervorschlich, hatte sich die Hitze des Vaters abgekühlt. „Wilhelm," sprach er mit ruhigem Ernst, „laß Dich hinfort nicht mehr auf dem fahlen Pferde betreffen: Lügen aller Art schänden den Menschen; denn sie quellen entweder aus einem falschen Herzen oder aus einer feigen, knechtischen Seele." —

„Sehr wahr!" fiel die Mutter ein. „Und man weiß nie, wie man mit Leuten daran ist, die sich dieß Laster angewöhnt haben. Hätte die Lüge, wie die Wahrheit, nur Ein Gesicht, so nähme man das Gegentheil von dem, was der Lügner sagt, für Gewißheit. Aber die Rückseite der Wahrheit zeigt uns tausend verschiedene Gestalten, und ist ein Feld ohne Gränzen." —

„Das klingt ja wie gedruckt!" sagte Herr Frank mit einem etwas höhnischen Tone.

„Errathen!" antwortete sie. „Ich habe mir diese Gedanken vor langer Zeit aus einem Buche aufgezeichnet; doch kann ich mich des Titels nicht flugs entsinnen."

„Ei Schade!" sprach Herr Frank. „Das wäre gerade die einzige Schrift, die ich lesen möchte, wenn sie mehr solche vernünftige Sachen enthielte." —

„Wirklich? — Nun so laß mich einen Augenblick nach-

denken! Der Name des Verfassers schwebt mir auf der Zunge."

„Gib Dir keine Mühe!"

„Ha, nun weiß ich ihn schon! Er heißt Montaigne. — Soll ich Dir sein treffliches Werk: Gedanken und Meinungen über allerlei Gegenstände, verschreiben? Es sind sechs reichhaltige Bände."

„Sechs Bände! — Davor bewahre mich der Himmel!"

„Seltsamer Mann, was Dich gleich für eine Angst überfällt! Du bist doch auf eine lächerliche Art bücherscheu!" —

Er warf ihr einen zornigen Blick zu und lenkte sich wieder zur Hauptsache. „Wilhelm," sprach er, „ich rathe Dir nochmals, den heutigen Denkzettel in Deinem Gedächtnisse wohl zu bewahren. Und hast Du künftig ein Mal einen unbesonnenen Streich begangen, so gesteh' ihn frei und du wirst mich zur Verzeihung geneigt finden." —

Kann ich's doch versuchen! dachte Wilhelm, und es zeigte sich bald eine Gelegenheit dazu. Er stieß unversehens, indem einst sein Steckenpferd mit ihm durchging, einen kleinen Tisch um, und seines Vaters goldgeränderte Mundtasse brach in Stücke. Man denke sich sein Schrecken! Er war allein, und sann einen Augenblick, ob er sich still aus dem Staube machen, oder allenfalls wieder die Schuld auf den Kater schieben wolle. Da er aber voraussah, daß er dennoch einer neuen Tortur schwerlich entgehen würde, so faßte er den Entschluß, sich selbst anzuklagen. Das that er, und es gelang über sein Erwarten. Der Vater ertheilte ihm statt der befürchteten Züchtigung einen Lobspruch, und beschenkte ihn sogar mit einem Pfefferkuchen. „Bravo!" schmunzelte Wilhelm für

sich: „Man kommt, wie ich sehe, mit der Wahrheit gut durch die Welt!“

Diese Erziehungsweise war, aus gewissen Gesichtspunkten betrachtet, besser und löblicher als Herrn Franks eigene rauhe und ungehobelte Sitten. Es ging sich mit ihm und seinen Mucken nicht lieblich um. Er nahm nie ein Blatt vor den Mund, sagte jedermann seine Gedanken derb und trocken unter die Augen, und sprach und that überhaupt alles, was ihm gefiel oder bequem war. Dieses unartige Betragen nannte er Wahrheitsliebe; es war aber im Grunde nichts als blanke, baare Grobheit, die bei ihm, wie überall, aus Eingeschränktheit des Verstandes, schlechter Erziehung und Stolz entsprang. Er war reich, und glaubte daher in seinem Uebermuth, sich alles erlauben zu dürfen. Die Leute, mit denen er gewöhnlich Umgang pflog, machten ihm das Privilegium, dessen er sich anmaßte, nicht streitig. Es waren meistens arme Schlucker und Krippenreiter, die sich gern übel behandeln ließen, wenn es ihrem Magen nur wohl ging; und das war an Herrn Franks Tafel immer der Fall. Er hielt oft eben so wichtige Conferenzen mit seinem Koch, wie weiland der Kaiser Domitian mit dem römischen Senat, den er einst deßhalb zusammenberief, um mit ihm über die Zubereitung eines ungewöhnlich großen Buttfisches zu berathschlagen.

Uebrigens milderte Herr Frank den Fehler seiner unanständigen Geradheit durch die Tugend: daß auch er keinen Tribut von Komplimenten und übertriebener Ehrerbietung verlangte, worauf andere beutelstolze Grobiane — und heutiges Tages manche nicht höfliche Gelehrte — den stärksten Anspruch machen. Er war im Gegentheil allen Schmeichlern und Fuchsschwänzern spinnefeind. Durf-

ten sich gleich seine Tischfreunde, wenn er beleidigende Ausfälle gegen sie that, nicht mit ähnlichen Waffen vertheidigen: so waren sie doch der hündischen Demuth und Kriecherei überhoben, womit sich mancher Schmarotzer an den Tafeln der Großen und Reichen sein Stückchen Braten sauer verdienen muß. Die Gäste in Hühnenthal hatten nichts zu thun, als zu schweigen und allenfalls beifällig zu lächeln, wenn sie von dem Herrn Wirth angezapft wurden.

Wilhelm sah und hörte täglich, wie sein Vater den armen Wichten mitspielte, und ahmte bald diesem Vorbilde nach. Er nahm sich überall große Gurken heraus, nannte jedermann Du, und neckte alle Menschen, die ihm nicht gefielen. Der Vater hatte seine Freude daran und trat ihm immer, wenn Beschwerden über ihn einliefen, die Brücke. Das erfuhr unter andern ein gewisser Herr von Schierling, der in Hühnenthal wohnte.

Dieser bejahrte Edelmann (der, beiläufig gesagt, sehr klein und verwachsen war und auf beiden Augen schielte) begleitete zuvor, ehe er sich auf dem Lande niederließ, in der Hauptstadt die Stelle eines Justizraths und galt für einen tüchtigen Rechtsgelehrten. Er beging aber dennoch das Unrecht, einen seiner Collegen, der sich aus dem Bauerstande redlich emporgearbeitet hatte und ein achtungswerther Mann war, seine niedere Herkunft öffentlich vorzuwerfen und ihn mit einem entehrenden Schimpfworte zu belegen. Der Bauerssohn übertrug, stumm wie ein Fisch, seinem Daumen und Mittelfinger — besonders dem letztern — die Antwort, und des Edelmanns Nase wackelte fürchterlich. Diese Geschichte ward in der ganzen Stadt ruchbar und sehr belacht; denn der Empfänger des Nasenstübers war wegen seiner hämischen Gemüthsart we-

nig beliebt, und das Collegium, bei dem er angestellt war, freute sich vom Präsidenten bis zu den Kanzleidienern hinab, als er kurz nachher aus Scham seinen Abschied nahm und in Hühnenthal ein Gütchen bezog, das er von einem Verwandten geerbt hatte.

Er hielt hier weder mit Herrn Frank, dessen nächster Nachbar er war, noch mit irgend einem andern Menschen Umgang, sondern lebte blos mit sechs oder sieben kleinen niedlichen Hündchen in der zärtlichsten Eintracht. Sie saßen auf hohen Sesseln mit ihm zur Tafel und begleiteten ihn bei seinen Spaziergängen. Einsmals sprang Wilhelm, der ihm außerhalb des Dorfs begegnete, neben ihm und seiner vierfüßigen Gesellschaft rasch vorbei. Das nahmen die werthen Hündlein übel, fielen kläffend ihn an, hetzten eine Strecke hinter ihm her und verbissen sich in seine Rockzipfel. Herr von Schierling sah mit vornehmer Gelassenheit zu und war nicht so höflich, seinen Lieblingen Ruhe zu gebieten. Wilhelm hielt sich also zur Selbsthülfe berechtigt und brauchte seine Peitsche, mit der er gewöhnlich zu Schutz und Trutz bewaffnet war, so nachdrücklich, daß die Haare der Kläffer umherstoben. Sie flohen mit jämmerlichem Geschrei zu ihrem Patron. Er versammelte sie, wie eine Henne ihre Küchlein, unter seinen ausgebreiteten Armen, tröstete sie mit den zärtlichsten Worten und fluchte dazwischen auf den kleinen Frank, der von weitem stand und jubelnd in die Hände klatschte.

In der Folge nahmen die Hunde Reißaus, sobald sie ihn sahn. Wenn er zum Beispiel an den Fenstern ihres Brodherrn, der im Erdgeschoß wohnte, Mittags vorbeiging, sprangen sie über Hals und Kopf von ihren Stühlen und krochen furchtsam zu Winkel. Das belustigte ihn, und er machte sich oft den Spaß, sie durch seine Erschei-

nung zu erschrecken. Vergebens wurden die Fenster mit Vorhängen verwahrt. Schon der Knall seiner Peitsche verdarb den Hündchen ihren Appetit, und er klatschte ihnen richtig alle Mittage eine gesegnete Mahlzeit.

Herr von Schierling verklagte ihn endlich bei seinem Vater und forderte von demselben, daß er seinem Sohne nicht nur die Tafelmusik der Karbatsche verbieten, sondern auch sogar untersagen sollte, sich an den Plätzen, wo Ihro Gnaden zu lustwandeln pflegten, sehen zu lassen.

„Wo denken Sie hin?“ rief Herr Frank und lachte ihm ins Gesicht. „Wie können Sie sich anmaßen, mir hier in meinem Gebiete Gesetze vorzuschreiben? — Wenn mein Sohn mit seiner Peitsche knallt, so führt er blos Krieg mit der Luft, die sich das geduldig gefallen läßt, und im übrigen hat er mehr Recht, auf Gottes Erde zu wandeln als jeder Hund, wenn er auch das Herzblatt und der Tafelgenoß eines Königs wäre. — Drum laß Dich nicht irren!“ fuhr er gegen Wilhelm fort. „Schwärme Du herum, wo Du willst! Das Dorf ist mein: und wem es hier nicht gefällt, der mag sich einen Ort suchen, wo die Menschen schwach genug sind, sich ins Bockshorn jagen zu lassen und vor Hunden Respekt zu haben.“ —

Herr von Schierling kochte innerlich wie ein Feuerberg; aber er wagte nicht, die Lava seines Zorns ausströmen zu lassen, weil ihm vermuthlich bange war, seine Nase möchte wieder so schmerzlich erschüttert werden, wie bei der Fehde mit dem bürgerlichen Justizrath. Er biß eine Minute lang schweigend auf seine Unterlippe, packte krampfhaft die langen Schöße seiner Sammtweste, rückte sie heftig auf und nieder, und that zuletzt mit seinem rechten Storchbeine einen mächtigen Tritt gegen die Erde. „Nun gut!“ schäumte er zwischen den zusammen geknirschten

Zähnen hervor. „Nun gut, Herr Frank! Ich verkaufe mein Gut und verlasse Ihr Dorf, auf dessen Besitz und Regierung Sie sich so viel einbilden, als ob's ein Kaiserthum wäre!“ — Er versicherte sich bei diesen kühnen Worten der Thüre. — „Aber Ihm, Monsieur Wilhelm,“ rief er auf der Schwelle, „Ihm werd' ichs gedenken, was er mir und meinen armen Hunden zu Leide gethan hat!“ —

Vater und Sohn beantworteten diese Drohung mit einem Hohngelächter, und der Edelmann ging mit schnellen Schritten davon. Acht Tage nachher zog er mit seinen Busenfreundchen wieder in die Stadt; denn er rechnete darauf, daß nun der Nasenschneller, der ihn aufs Dorf geschleudert hatte, mit Gras bewachsen sey.

3.

Der Ohrwurm.

Wilhelm war in seinen Flegeljahren schon ziemlich weit vorgerückt, als er noch nicht angefangen hatte, lesen zu lernen. Sein Vater erstreckte den Abscheu, den er vor allen Druckschriften hegte, sogar bis auf das ABCbuch, und hatte sich in den Kopf gesetzt, seinen Sohn so spät als möglich mit diesem Urquell der ihm verhaßten Gelehrsamkeit bekannt werden zu lassen. Nur Döbels Jägerpractica fand Gnade vor seinen Augen und machte seine ganze Bibliothek aus.

Eines Abends war Wilhelm auf dem Sopha eingeschlummert; der Vater saß am Tische müßig wie immer — wenn man ihm die fünfzehnte Pfeife, die er an diesem Tage rauchte, nicht etwa für eine Arbeit anrechnen will; — die Mutter strickte, von langer Weile gefoltert; denn

lesen, was sie so gern gethan hätte, durfte sie nicht. Sie unterbrach die peinliche Todtenstille durch eine Frage, die ihr seit geraumer Zeit schwer auf dem Herzen lag. „Lieber Mann," sagte sie, „was soll endlich aus dem Schläfer dort werden?"

„Er bleibe, was er ist!" brummte der Schmaucher.

„Also ein ungebildeter Wildfang?"

„Ein Naturmensch, der nichts versteht, als glücklich zu seyn."

„Gebe der Himmel, daß er's werde! Aber mich dünkt, Du führst ihn nicht den rechten Weg."

„Wie so?"

„Seine Unwissenheit wird ihn verächtlich und sein Vorwitz verhaßt machen."

„Hm! dem einzigen Erben eines schuldenfreien Landgutes, das unter Brüdern achtzig tausend Thaler werth ist, kann es gleichgültig seyn, was andere Menschen von ihm halten."

„Ei bewahre! Ueber das Urtheil der vernünftigen Welt darf sich kein König hinwegsetzen."

„Verschone mich mit Deiner Moral! Ich bin zu alt, bei Dir in die Schule zu gehen."

„Sage, was Du willst, es ist eine Schande, daß der Sohn des Gutsherrn hinter allen Bauerknaben in der Erziehung zurücksteht und in seinem neunten Jahre noch nicht lesen kann."

„Das mag er mit der Zeit lernen; doch nicht viel mehr. Er soll mir durchaus kein grämlicher Bücherwurm, kein aufgeblasener Vielwisser, kein pedantischer Querkopf werden."

„Wer wünscht das? Nur ein wenig Kultur und Politur...."

„Bleib mir mit Deinen hochtrabenden Wörtern von den Ohren! Was nützt Dir's, daß Du kultivirt und polirt bist? Kannst Du mit den Kühen französisch sprechen, oder mit den Gänsen philosophiren? — Kurz, ich werde, wenn's Zeit ist, für Wilhelms Erziehung sorgen, und damit holla!“

Das war sein gewöhnliches Commandowort, wenn er Schweigen gebieten wollte. Madame Frank gehorchte. Sobald er am folgenden Tage auf die Jagd gegangen war, rief sie den kleinen Ignoranten in ihr Zimmer, bot ihm das gewöhnliche Handgeld der Schulrekruten, eine stattliche Zuckerdüte, und eröffnete ihm ihren Vorsatz, ihn lesen und schreiben zu lehren.

Eine bittere Nachricht für den Herumschwärmer, der nicht gern einen Augenblick still saß! Da sie ihm aber so versüßt beigebracht wurde und er seine Mutter liebte, so ergab er sich darein, ihr Schüler zu werden. Sie legte ihm eine Fibel vor, die mit bunten Bildern ausgeschmückt war. Er belustigte sich eine Weile damit, und hatte die Ehre, den Flügelmann des Alphabets, das große A kennen zu lernen. Diese Bekanntschaft war jedoch kaum gemacht, da brannte schon der Stuhl unter ihm, und er ward für dieß Mal entlassen. Nach einigen Tagen kam ein neues, von seiner Lehrerin verschriebenes Abc an, das seinen ganzen Beifall erhielt, weil er alle Buchstaben, wie sie im Druck erscheinen, aus Zucker gebacken waren. Jeder, dessen Namen er zu nennen wußte, ward ihm auf der Stelle ausgeliefert. So wanderten bald alle fünf und zwanzig durch seinen Magen in den Kopf. Eine Reise, welche die Künste und Wissenschaften sehr oft machen! —

Ungeachtet ihm aber seine Mutter den Schulweg mit

Zucker bestreute, so that er dennoch keine großen Fortschritte darauf, weil die Lehrstunden, wie vormals der Gottesdienst der verfolgten Christen, nur heimlich gehalten, und oft Wochen lang ausgesetzt werden mußten, wenn der Hausdespot wegen schlechten Wetters daheim blieb. Indessen ward Wilhelm zehn Jahre alt. Nun schien es seinem Vater doch endlich Zeit, ihn einem Lehrer zu untergeben. Diesen heilsamen Gedanken erweckte bei ihm der Tod des alten Pfarrers in Hühnenthal, mit dem er seit vielen Jahren in Unfrieden gelebt hatte. Er beschloß: Wilhelm sollte von dem neuen Prediger, sobald er angezogen seyn würde, unterrichtet werden.

Der junge Mann, der das geistliche Hirtenamt erhielt, war ein Elegant, der sein eigenes, zierlich gelocktes Haar trug, und mit leichten Kunstschritten eines vollkommenen Tänzers die Kanzel und den Altar betrat. Jene lobenswürdige Natürlichkeit, die damals erst anfing, die Stutzperücken zu verdrängen, fand bei den Bauern einen starken Anstoß; doch Herr Frank nahm den jungen Geistlichen wie billig, deßhalb in Schutz, und setzte den Grüblern in einem eben so kräftigen Tone, wie Gellerts Amtmann, die Köpfe zurecht. Dennoch fiel der angehende Seelsorger bald bei ihm in Ungnade. Er war nach abgelegter Probepredigt ins herrschaftliche Schloß zum Mittagsmahl eingeladen worden, und erschien mit einer Menge tiefer Reverenze, wie sie etwa gegen einen König gebräuchlich sind. Herr Frank, dem aller Ueberfluß von Scharrfüßen und Bücklingen zuwider war, verbat sie sich schnell mit einem finstern Gesichte; allein der allzu demüthige Gast krümmte sich desto tiefer, und überschüttete das ganze hohe Haus, wie er sich ausdrückte, mit den süßesten Schmeicheleien. Wilhelm bekam den Titel eines holden, zarten Engels, un-

geachtet der kleine wilde Teufel wie ein Zigeunerbube von der Sonne geschwärzt war; die Speißen hießen Götterkost, um die Ohren der Hausfrau zu kitzeln; und vollends Herr Frank mochte sich wehren und sträuben wie er wollte: er ward in Weihrauch beinah erstickt. Am Ende wollte ihm sogar der unermüdliche Schmeichler bei Anwünschung der gesegneten Mahlzeit die Hand küssen. Daß er so dem Fasse den Boden ausstieß, war die Schuld der Madame Frank, die ihm von ihrem Nektar (wozu er einen ganz gewöhnlichen Tischwein erhob) ein Glas zuviel eingenöthiget hatte.

Er empfahl sich eben so kriechend als er kam, und Herr Frank ließ nun seinem Unwillen — den er aus Respekt gegen den schwarzen Rock seines Gastes gezähmt hatte — freien Lauf. „Ich möcht' ihm nicht einen Hund, geschweige mein Kind anvertrauen! Nein, lieber wähl' ich den Schulmeister. Der ist ein alter deutscher Degenknopf!“ —

4.

Der Schnurrbart.

Alexander Wigand war eine seltsame Amphibie, indem er auf dem Schlachtfelde wie in der Schulstube zu Hause war. Er hatte die Eigenheit, seine Herkunft und seinen Geburtsort geheim zu halten. Selbst seine Frau wußte von beiden nichts, weil er sich am Verlobungstage bedingte, ihn über die Schicksale seiner Jugend nie zu fragen. Er empfing bisweilen Briefe, die, nach dem Betrage des Postgeldes zu urtheilen, aus fernen Gegenden kamen und ihn immer sehr mißmüthig machten. Wir dürfen sein Geheimniß nicht voreilig ausplaudern. Es wird mit der Zeit den

Lesern bekannt werden. Hier ist uns nur erlaubt, im voraus so viel zu errathen: daß ihn ein unglücklicher Vorfall in seinem zwanzigstes Jahre aus seiner Heimath und über die vaterländische Gränze trieb, und ihn zu dem Entschluß brachte, sich als Husar anwerben zu lassen.

Nachdem er sich einige Jahre auf dem Exerzierplatze und im Felde getummelt hatte, war er zu einer ungewöhnlichen Länge und Stärke erwachsen. Er ragte wie ein Thurm über seine Nebenmänner im Gliede hervor, und berührte fast, wenn er auf seinem polnischen Klepper saß, mit den Füßen die Erde. Man fand nun den schwerfälligen Koloß zum Dienst bei der leichten Reiterei nicht mehr brauchbar; er ward als Unteroffizier zu einem Kürassier-Regimente versetzt, und stieg bald zum Wachtmeister.

Jetzt heirathete er ein gutes, geschicktes Mädchen, eine Tochter des damaligen Schulmeisters in Hühnenthal, die bei der Generalin von Türk, deren Gemahl Inhaber des Kürassier-Regiments war, als Kammerjungfer diente. Es ist voraus zu sehen, daß mancher Leser und Kunstrichter über diese genealogische Nachricht vornehm lächeln wird. Der Verfasser muß das über sich ergehen lassen, denn sie war nothwendig.

Wigand befand sich in einem verhältnißmäßigen Wohlstande, bis ihm eine feindliche Kugel das linke Bein lähmte und ihn in seinem vierzigsten Jahre zum Invaliden machte. Er bekam den Abschied mit einer Pension, wovon kein Zwerg leben konnte, geschweige ein Riese, wie er.

Der General erbot sich, ihm einen Civilposten zu verschaffen, und fragte, zu welchem er Lust habe. „Am liebsten würd' ich Domherr, mit einer fetten Pfründe;" antwortete der spaßhafte Wachtmeister: „Doch unser einer darf nicht viel wählen. Mir ist jedes Plätzchen willkommen,

wo ich mit Frau und Kind ein sicheres Auskommen finde. Ich würde mich allenfalls sogar entschließen, in die Fußstapfen meines Schwiegervaters zu treten, der gestern gestorben ist.“ — Der General lachte über den Einfall, Ludimagister zu werden, und nahm ihn für Scherz an. „Mein voller Ernst!“ fuhr Wigand fort. „König Dyonisius war Schulmeister zu Korinth; warum sollte sich dieses nützlichen Geschäfts ein armer Wachtmeister schämen?“ —

Die Lehrerstelle in Hühnenthal war in ihrer Art eine der besten im Lande; ein wahres Schulmeister-Canaan. Wigand bewarb sich um diese Perle, weil besonders seine Frau an ihrem Geburtsorte zu leben wünschte. Der General unterstützte ihn mit Nachdruck; und so kam er auf die Liste der Kandidaten, die in der Dorfkirche die gewöhnliche Probe thun sollten. Er bereitete sich dazu; doch alle Vorstellungen seiner Freunde waren vergebens, ihn zur Trennung von seinem Schnurrbarte zu bewegen. „Ist's denn nicht rühmlich, Haare auf den Zähnen zu haben?“ sprach er scherzend. „Ich möchte sie nicht gern auf ein ungewisses Spiel setzen. Wie leicht geschieht's, daß ich den Dienst nicht bekomme! Dann hätt' ich meinen Bart um nichts und wieder nichts eingebüßt, und die Kinder auf der Gasse lachten mich aus.“

Man sah aus Achtung gegen seinen Patron, den General, dieser Grille durch die Finger. Er orgelte wacker, sang und katechisirte mit Beifall, und ward zum Schulmeister ernannt. Dabei erhielt er aber die ernstliche Weisung, nun ohne Verzug seine kriegerische Mundverbrämung hinwegzuschaffen.

Hierzu konnte er sich nicht entschließen. Es war ihm, als ob er die Augen aus dem Kopfe verlieren sollte. Er trat sein Amt getrost an, und wichste seinen Bart, wie

er als regierender Wachtmeister gethan hatte. Die kleinen Schulkinder fürchteten sich vor ihm, wie vor dem Knecht Ruprecht; die größern lachten, und er fuchtelte sie tüchtig dafür. Der Pfarrer und der Superintendent bemühten sich vergebens, diesem Unwesen zu steuern. Sie erstatteten darüber Bericht ans Konsistorium. Dieß befahl — wiewohl mit etwas mildern Ausdrücken — der Schulmeister solle sich binnen vier und zwanzig Stunden entweder den Bart oder vom Dienst scheeren.

Immer noch sträubte sich der Starrkopf. Doch seine kluge Frau erhielt ihn bei Amt und Brod, indem sie ihm, als er schlief, den streitigen Bart unter der Nase wegschnitt. Der erwachende Simson haderte fürchterlich mit seiner Delila, und gab sich erst nach langer Zeit über den Verlust seiner martialischen Zierde zufrieden.

Bald darauf brach ein Stiefelkrieg aus. Der alte rechtgläubige Pfarrer fand an den großen, steifen, donnernden Kürassierstiefeln, womit sein Schulmeister in der Kirche herumstorchte, und sogar bei Ansteckung der Abendmahlskerzen den Altar erschütterte, ein gewaltiges Aergerniß, und ermahnte ihn oft mit sanften und ernsten Worten, seine Beine standesmäßiger zu kleiden. Es geschah nicht. Wigand gab immer zur Antwort: er habe verlernt, in Schuhen zu gehen. Der Pfarrer verklagte ihn abermals wegen dieser Widerspenstigkeit beim hohen Kirchengerichte; dieß hielt jedoch die Sache für unbedeutend, und entschied nichts darüber. Wigand donnerte nach wie vor mit seinen Kanonen den Altar hinauf, und sie machten mit seinem Stutz (den er sich zulegte, weil ihn seine ungetreuen Haare verließen) einen lächerlichen Abstich. Auch fiel es sonderbar auf, wenn er in der Folge, als der Tod das alte Kirchenlicht ausgeputzt hatte, neben dem jungen

zarten Pfarrherrchen wie Goliath und David durchs Dorf stiefelte. Hinter ihm ging er nie; er machte vielmehr solche Riesenschritte voran, daß ihm sein geistlicher Gefährte bisweilen im keuchenden Trabe folgen mußte. Der alte Kriegsknecht war nie dahin zu bringen, daß er seinen Pastoren den Mantel oder die Kirchen-Agende nachgetragen hätte. Stolz auf seine vormalige Wachtmeisterwürde, wollte er sich durchaus nicht zu einer gemeinen Pfarrer-Ordonnanz erniedrigen lassen.

Auch der Schulmeistertitel war seinen Ohren ein Mißton, bei dem er immer die Stirn runzelte. Wer ihn hingegen Herr Wachtmeister begrüßte, bekam ein freundliches Gesicht, Herr Frank verdiente sich dieß, wenn er bei guter Laune war. Wigand wollte ihn dagegen aus schuldiger Dankbarkeit Herr Kornett nennen, weil er vor dreißig Jahren eine kurze Zeit als Standartenjunker gedient und mit jenem Prädikat den Abschied genommen hatte: er verbat sich's aber als unpassend zu seiner Generals-Korpulenz und seinem eisgrauen Kopfe.

5.

Antonio.

Der Exwachtmeister war also der Mann, den der vormalige Standartenjunker und Titular-Kornett zum Lehrer seines Sohnes bestimmte. Ehe dieser Beschluß ausgeführt wurde, fand Wilhelm inzwischen noch Gelegenheit, bei einem andern Meister in die Schule zu gehen.

Es war einige Tage nach obgemeldeter Probepredigt, als im Schloßhofe zu Hühnenthal ein fremder Reiter ankam, der bei Menschen und Vieh großes Aufsehen erregte.

Sogar die Truthähne strotzten ihm mit aufgeblasenen Kadern und lärmendem Gekoller entgegen. Dieser zornige Empfang galt der brennend rothen Farbe seines Kolletts, das mit goldnen Tressen besetzt war. Hierzu trug er einen glänzenden Helm mit einem Roßschweife. Ein berittener Jockei begleitete ihn, und hielt sein Pferd, als er sich mit ungewöhnlicher Behendigkeit herabgeschwungen hatte. Er verlangte mit dem Herrn des Schlosses zu sprechen, und ward zur Audienz gelassen.

„Gnädiger Herr!“ — begann er, und berührte, sich tief verbeugend, mit der rechten Hand seinen Helm.

„Nichts von Gnade!“ fiel ihm Herr Frank hastig ins Wort. „Ich bin kein Edelmann. Aendern Sie daher ihre Sprache!“

„Wie Sie befehlen,“ antwortete der Fremde.

„Sie haben sich unter dem Namen Antonio bei mir anmelden lassen; fuhr Jener fort: „Aber wer sind Sie? Was wollen Sie?“

„Ich bin der Inhaber eines Trupps Affen, Hunde und anderer Thiere, mit denen ich das Land durchziehe, um das Publikum zu belustigen.

„So, so!“ — sprach Herr Frank, und setzte geschwind seine Nachtmütze auf. — „Also damit gibt Er sich ab? — Er könnte wohl, dächt' ich, etwas Nützlicheres thun.“

„Sie haben Recht. Ich treib' auch dieses Geschäft nicht aus Neigung und freier Wahl. Eine Verkettung seltsamer Schicksale, die ich von Jugend auf erfuhr, machte mich zum Eigenthümer dieser Thiere, deren Abrichtung und Leitung blos die Sache meiner Knechte ist. Ich selbst befasse mich nicht damit, und suche mit Ungeduld eine günstige Gelegenheit, die ganze Menagerie zu verkaufen.“

„Nun? — Er will mir doch nicht etwa die Bestien anbieten?“

„Sie scherzen. Ich bin im Begriff, nach der Hauptstadt zu reisen. Wenn Sie es aber erlauben, so halt' ich mich einen Tag oder zwei hier auf. Wir haben einen weiten Weg in Einem Striche gemacht; ich und mein Troß sind ermüdet; wir bedürfen einiger Ruhe.“

„Die sey Ihm vergönnt!“

„Sie gestatten doch wohl auch, daß wir unsere Künste hier zeigen?“

„Nein, das verbitt' ich mir. Ich bin kein Freund von Affenballets, und die Hunde lieb' ich nur, wenn sie zur Jagd dressirt sind.“

„Aber Ihren Unterthanen würden meine Thiere wahrscheinlich Vergnügen machen.“

„Kann seyn.“

„Und ich gewänne dabei das Stall- und Futtergeld.“

„Nun, so laß Er meinetwegen tanzen!“ —

Antonio trat ab, schwang sich auf sein Pferd, ritt nach dem Gasthofe, und schickte seinen kleinen Knappen hinaus vors Dorf, um sein vierfüßiges Gefolge, das sich indessen neben der Landstraße gelagert hatte, hereinzuführen. Wilhelm, dem die Ankunft dieser Karavane ein großes Fest versprach, flog ihr entgegen.

Sie zog in stiller Ordnung daher. Ihre Fahne war der lange, hochgestreckte Hals eines Kameels, das an der Spitze ging. Auf seinem Höcker thronte ein Pavian und schnitt rechts und links Fratzengesichter. Ihm folgten zwei alte verdrießliche Bären. Hinter diesen ritten sechs Affen auf eben so viel großen englischen Doggen, die ordentlich wie Pferde gesattelt und gezäumt waren. Einige Packesel und ein Wagen, der, wie die Arche Noä, eine Menge kleiner

ausländischer Thiere und Vögel in sich faßte, beschloßen den Zug.

Wilhelm, der ein solches Schauspiel noch nie gesehen hatte, zappelte vor Freude mit Händen und Füßen. Er theilte Aepfel unter die Affen aus (weil er aus dem ABC-buche wußte, daß sie Liebhaber davon sind) und konnte sich über die possierliche Art, wie sie speisten, nicht genug verwundern. Aber noch mehr belustigte ihn ein Affe, der es übel nahm, daß die Dorfhunde mit seiner Reitdogge Bekanntschaft machen wollten. Er sah ihnen eine Weile geduldig zu, wie sie schwänzelnd und schnüffelnd ihre ausländische Schwester begrüßten; als ihm aber die Bewillkommnungskomplimente zu lange dauerten, schwang er sich wie ein kunstgerechter Reiter aus dem Sattel, und gab dem nächsten Köter eine so förmliche Maulschelle, wie sie nur eine Menschenhand austheilen kann. Gelassen stieg er dann wieder auf seinen Klepper; der gezüchtigte Hund heulte durchs Dorf hinab, und erfuhr die Wahrheit des Sprichworts: Wer den Schaden hat, darf für Spott nicht sorgen.

Es ward schon Abend, als der müde Trupp in den Gasthof einzog; der allgemeine Wunsch, die Künste der Thiere zu sehen, konnte daher an diesem Tage nicht befriedigt werden. Zur Entschädigung lud Antonio die versammelte Dorfschaft ein, sich nach Verlauf einer Stunde, die er zu Vorbereitungen nöthig habe, im Wirthshause einzufinden, wo er sie mit mancherlei Belustigungen unterhalten wolle.

6.

Der Kanarienvogel.

Jung und Alt drängte sich zum Schauplatze. Der Schulmeister, die Gerichtsschöppen, der reiche Mahlmüller, ein eben so wohlhabender Roßhändler und mehrere Vornehme des Dorfs besetzten die ersten Plätze. Auch Wilhelm stahl sich zu Hause weg und mischte sich unter die Zuschauer.

Antonio begann mit Kartenkünsten und andern Taschenspielereien, die er, ohne den abgeschmackten Hokus Pokus gemeiner Gaukler, mit der zierlichen Gewandtheit des bekannten Ritters Pinetti oder des jetzt berühmten Bosco darstellte. Man staunte darüber allgemein. Sogar der gelehrteste Mann der Gesellschaft, der Schulmeister, betheuerte mit soldatischen Schwüren, daß er dergleichen wunderbare Dinge nimmer gesehen habe. Nur der Müller und sein Herr Gevatter, der Roßkamm (die sich außerordentlich klug dünkten und bei jeder Gelegenheit das große Wort führten,) waren anderer Meinung. Sie schüttelten ihre dicken Köpfe, lächelten spöttisch und sagten laut: das sey alles Kinderei und erfordere keine besondere Geschicklichkeit.

Wigand, der den kunstreichen Fremdling schon lieb gewonnen hatte, gerieth darüber in Harnisch. „Tausend Element!" rief er aus: „Tadeln ist leicht! Aber versucht selbst so ein Stückchen, ihr Herren!"

„Wir wollen das nicht," versetzten sie stolz.

„So, so!" sprach Wigand. „Das ist doch Jammer und Schade! — Nun, so schweigt wenigstens, ihr hochweisen Kunstrichter, und stört uns einfältige Leute nicht in unserm Vergnügen!" —

Antonio nahm an diesem kleinen Kriege, der seinetwegen geführt wurde, keinen Antheil. Er faßte die Klüglinge blos ins Gesicht, und fuhr, als ihnen der Mund gestopft war, in seinen künstlichen Spielen ruhig fort.

Unter andern befahl er seinem Jockei, der ihm als Gehülfe zur Hand ging, einen lebendigen Vogel und einen Mörser zu holen. Der Knabe brachte das verlangte Gefäß, und ein munterer Kanarienvogel saß ihm frei auf der Schulter. Antonio kündigte jetzt an, er werde dieses zahme Thierchen in dem Mörser zerstampfen und sogleich wieder lebendig machen. Die meisten Zuschauer hörten dieß gleichgültig an; andere freuten sich darauf; nur Röschen, die Tochter des Schenkwirths (der zugleich Dorfrichter war), ein schönes, sechzehnjähriges Mädchen, drängte sich mitleidig heran und bat um Schonung des Vogels.

Die beiden Krittler verspotteten sie, und bestanden hitzig darauf, das kleine Geschöpf zermalmen zu sehen; denn sie glaubten, der Künstler habe schon im voraus auf eine mitleidige Vorbitte gerechnet, um sich der Darstellung dieses schwierigen Stücks überheben zu können. Antonio errieth ihren Verdacht, den sie durch hämische Mienen und abgebrochene Worte deutlich genug zu erkennen gaben. Er entschuldigte sich deßhalb gegen Röschen, daß er das Schicksal des Vogels nicht ändern könne, weil er sonst in Gefahr stehe, von gewissen Leuten für einen Prahler gehalten zu werden.

Hierauf ergriff er rasch den Vogel und drückte ihn in den Mörser. Röschen wandte sich schnell hinweg, und verließ mit weinenden Augen und eilenden Schritten die Stube. Antonio arbeitete nun einige Sekunden lang wacker mit der Keule, und jedermann war überzeugt, daß der Vogel zerschmettert seyn müsse; aber plötzlich flog er — durch

den doppelten Boden des Mörsers unbeschädigt erhalten — wieder heraus. Ein Jubelgeschrei erschallte, und Röschen kam wieder zurück. Antonio rief sie zu sich. „Sieh, gutes Mädchen," sprach er, „der Vogel lebt! Nimm und behalt' ihn zu meinem Andenken!" — Röschen küßte den Vogel, und hüpfte nach einem freundlichen Dank mit ihm davon. „Eine edle Seele!" rief Antonio. „Dieses Kunststück ist ein wahrer Probierstein der Herzen!" —

Die superklugen und nichts weniger als empfindsamen Gevattersmänner hohnlächelten über diesen Auftritt; doch Antonio ließ sich nicht mit ihnen ein und schien sie gar nicht zu bemerken. Er hatte sie dennoch scharf auf dem Korne, und beobachtete vornehmlich wegen einer gewissen Absicht ihre Stimmen sehr genau.

Nach einer halben Stunde, die unter magnetischen und andern Künsten verstrich, schloß er seine Vorstellungen, und ersuchte den Wirth, sein bestelltes Abendessen auftragen zu lassen. Es erschien ein gebratener Kalbskopf. Antonio machte sich bei der Schüssel ein kleines, flüchtiges Geschäft, das niemand bemerkte, und wandte sich dann zu den beiden Klügelmeistern. „Meine Herren," sprach er, „es blökt in der Welt manches Kalb —"

„Ja wohl, ja wohl!" fiel Wigand ein, und nickte bedeutsam nach den vorwitzigen Krittlern hin.

„Aber einen gebratenen Kalbskopf," fuhr Antonio fort, „hörten sie doch gewiß noch nicht blöcken."

Sie gestanden das brummend ein.

„Nun, so befehl' ich dir," redete er den Kalbskopf an, „diesen Herren einen freundschaftlichen guten Abend zu bieten."

Er hatte dieß kaum gesagt, da blökte der Todtenkopf

auf dem Tische wie ein lebendiges Kalb, und wiederholte dieß mehrmals.

Ein schallendes Gelächter erschütterte die Schenkstube; nur der Müller und der Roßkamm saßen so ernsthaft wie ein Paar Horneulen, und wollten vor Aergerniß bersten, weil größtentheils auf ihre Kosten gelacht wurde.

Antonio lud seinen Vertheidiger, den Schulmeister, freundlich ein, mit ihm zu speisen, und Wigand schlug es nicht aus. Sie setzten sich an ein besonderes Tischchen, das für den reisenden Künstler gedeckt war. Er zerlegte mit außerordentlicher Geschwindigkeit den wundersamen Braten, und beseitigte ganz unmerklich einen Laubfrosch, den er in ein flaches Schächtelchen gesperrt und in den Mund des Kalbskopfs geschoben hatte. Hier war dem kleinen Gefangenen bald in seinem engen Kerker zu warm geworden; er beklagte sich darüber in seiner gewöhnlichen Sprache, und die eingeschlossene Stimme des Bassisten klang natürlich wie das Geblök eines Kalbes.

7.

Die Gevattern.

Wigand, Antonio und der Jockei (den sein Herr auch mit zur Tafel gezogen hatte) schmausten vergnügt, ungeachtet sich die beiden Widersacher viel Mühe gaben, ihnen die Mahlzeit zu versalzen. Auf ihre, in der Mitte der breiten Schenktafel aufgepflanzten Ellenbogen gestützt, lagen sie wie ein Paar schildhaltende Löwen einander gegenüber, tranken sich einen derben Rausch und stichelten unabläßig auf die speisende Gesellschaft, besonders auf Antonio.

„Höre, Herr Bruder," fing unter andern Martin, der

Müller, an — „der Doktor Faust war doch ein ganz anderer Kerl!“ —

„Das sollt' ich meynen!“ — antwortete Steffen, der Roßkamm. — „Er ritt einmal in Leipzig (wie ich in meiner Jugend gelesen habe) auf einem großen Weinfasse aus einem Keller herauf, und zwar so rasch und flink, wie ich mit meinem türkischen Schimmel über eine Wiese galoppire.“

„Potz alle Hagel!“ rief der Müller. „Das soll mir mancher Windbeutel wohl bleiben lassen!“ —

„Aber noch lustiger war der Streich,“ fuhr Steffen fort, „den er einer benebelten Gesellschaft spielte, die durchaus ein Zauberstückchen von ihm verlangte.“ —

„Wirklich? — Ei, laß doch hören, Herr Bruder!“ —

Steffen nahm gemächlich eine Prise Tabak, räusperte sich, und begann nach mehrern solchen Vorbereitungen mit starker Stimme seine Geschichte, wie folgt:

„Doktor Faust speiste einsmals in einem vornehmen Wirthshause zu Abend. Die übrige Tischgesellschaft hatte sich die Nase tüchtig begossen und forderte mit großem Geschrei von ihm ein Pröbchen seiner schwarzen Kunst. Der Hexenmeister hatte gerade keine Lust. Aber die Trunkenbolde setzten ihm heftig zu, und sagten ihm ins Gesicht: wenn er nicht auf der Stelle ihren Wunsch befriedigte, so hielten sie ihn für einen Pfuscher und Stümper.

Ihr greift meine Ehre an! sagte der Doktor. Ich muß sie retten! Wohlan, nennt mir ein Kunststück, das ich euch zeigen soll!

Sie steckten die rauchenden Köpfe zusammen, um gemeinschaftlich eine recht harte Nuß zu finden, die sie ihm zum Aufknacken vorlegen wollten. Nach langer Berathschlagung

baten sie sich aus: er möchte einen Weinstock mit reifen Trauben aus dem Tischblatte hervorwachsen lassen. Sie hielten das wegen der späten Jahreszeit für eine sehr schwere Aufgabe; denn es war schon gegen Weihnachten, und also die Weinlese längst vorbei.

Der Doktor merkte, was sie im Schilde führten, und lächelte ruhig darüber. Gut, meine Herren, sprach er, es geschehe, was ihr wünscht! Doch rühre sich keiner vom Platze!

Er machte nun allerlei Hokus Pokus, und sie sprachen indessen aus langer Weile ihren Flaschen so fleißig zu, daß sie allenfalls mit ihren gläsernen Augen einen Ziegenbock für einen Elephanten angesehen hätten. Als sie der Schwarzkünstler in dieser vortheilhaften Verfassung erblickte, rief er plötzlich: Aufgepaßt! — Und siehe, da stieg ein prächtiger Weinstock aus der Mitte der runden Tafel empor, streckte seine Rebenarme nach allen Seiten aus, und reichte jedem Gast eine große purpurfarbene Traube. Habt Acht! — kommandirte Faust wie ein Major auf dem Exercierplatze: Die Trauben mit der linken Hand angefaßt! — Mit der rechten das Messer ergriffen! — Es geschah; sie machten sich alle zur Weinlese fertig; aber der Doktor rief: Halt! — Wem sein Leben lieb ist, der schneide seine Traube nicht eher, bis ich's ausdrücklich erlaube! — So hielt er sie fünf Minuten lang, wie steinerne Bildsäulen, in gespannter Erwartung. Jetzt verschwand, von seinem Zauberstabe berührt, plötzlich der Weinstock, und jeder Gast sah mit Erstaunen, daß er die rothe Nase seines Tischnachbars in der Hand hatte, und eben im Begriff war, sie abzuschneiden. —

Martin jauchzte hoch auf: „Was mögen sich die nassen

Brüder geärgert haben! — Aber, potz Stern! es war ein rares Stück! Ich wollte meine Mühle mit sechs Gängen drum geben, wenn ich so hexen könnte.“ — Er wandte sich jetzt zu Antonio: „Heh! was meynt Er dazu? — Hat Er gehört, was mein Herr Gevatter erzählte?“ —

„Warum nicht?“ antwortete Jener. „Der Herr Gevatter sprach ja laut und vernehmlich genug.“

„Das ist so meine Art zu reden;“ sagte der Roßtäuscher im Tone eines Raufbolds. „Gehts Ihn was an?“

„Nicht das Geringste!“ — war Antonios Antwort.

„Ich dächte,“ fiel Martin ein, „Er ließe das unter Weges, sich über unsere Stimmen aufzuhalten! Mach' Er uns lieber, wenn Er mit Seinem Kalbskopfe zu Rande ist, einen solchen Meisterschwank vor, wie der selige Doktor Faust, den der Geier geholt hat.“

„Damit kann ich nicht dienen,“ entgegnete Antonio. „Ich bin kein Schwarzkünstler, und gab mich nie dafür aus. Geschwindigkeit ist keine Zauberei. — Allenfalls wollt' ich's aber auch, ohne Doktor Faust zu seyn, dahin bringen, daß sich ein Paar gute Freunde bei den Köpfen kriegen müßten.“ —

„Nehm' Er nur Seinen eigenen Kopf in Acht!“ rief Steffen. Antonio antwortete dem Renommisten nicht, sondern neigte sich zum Schulmeister und fragte leise: „Sprechen Sie französisch oder italienisch?“

„Mein Himmel,“ versetzte Wigand lächelnd, „wie können Sie diesen gelehrten Luxus bei einem armen Dorfschulmeister suchen? — Ich spreche blos mein ehrliches Mutterdeutsch, und zur höchsten Noth ein bischen Küchenlatein.“

Antonio fing jetzt an, sehr fertig lateinisch zu reden.

„Es freut mich," sprach er, „daß wir uns einer fremden Zunge bedienen können, deren nicht jeder um uns her mächtig ist. Sagen Sie mir, Freund, wer sind jene zwei Männer, die auf eine so zudringliche Weise Händel mit mit mir suchen?" —

„Die ärgsten Schelm' im Dorfe!" antwortete Wigand gleichfalls lateinisch. „Der Dickbauch im bläulichen Rocke ist der hiesige Mahlmüller, Namens Martin, der sich seit zwanzig Jahren durch doppeltes und dreifaches Metzen zum reichen Manne gestohlen hat. Sein Gevatter Steffen — der Rothkopf mit der langen Nase — taugt eben so wenig. Er ist der betrüglichste Roßkamm im Lande, und sein Stall — ich kann darüber urtheilen, denn ich habe bei der Kavallerie gedient — sein Stall ist ein ewiger Schauplatz aller möglichen Pferdegebrechen. Aber er brennt, beitzt, malt, feilt und prügelt seine armen alten Mähren so lange, bis er sie als junge, muthige Rosse verkaufen und unerfahrnen Leuten die Augen damit auswischen kann. — Außerdem besitzen die Herren Gevattern einen ganz unerträglichen Dünkel, und halten jeden für ein Schaf, der nicht so gaunert, wie sie."

Ein paar liebenswürdige Menschen!" rief Antonio. „Vielleicht kann ich von dieser Charakterschilderung einen lustigen Gebrauch machen." —

Martin und Steffen spitzten, wie Esel, die Musik hören, bei diesem lateinischen Gespräche die Ohren und lachten und flüsterten leise. Sie wagten nicht, laut darüber zu spotten; denn sie fürcheteten sich vor dem herkulischen Wigand, der ihnen an körperlicher Kraft weit überlegen war. Mit dem schlanken, fein gebauten Taschenspieler hingegen glaubten sie es, ohne sonderliche Gefahr ihres Rückens,

aufnehmen zu können, und forderten ihn daher auf's neue durch Spöttereien heraus. Er hatte keine Lust, sich thätlich mit ihnen abzugeben, sondern ging mit dem Gedanken um, sie durch ihre eigenen Hände zu züchtigen.

Die klügste Maßregel, die man gegen einen bellenden Hund und einen zanklustigen Naseweis ergreifen kann, ist das Schweigen der Verachtung. Beide Arten von Kläffern — und besonders die, welche durch die Feder bellen — lassen den am ersten zufrieden, der seine Straße ruhig fortgeht, ohne sich um sie zu bekümmern. Auch die Herren Gevattern wurden endlich, als ihnen Antonio nicht mehr antwortete, des Neckens müde. Martin, der verschiedene Gläser über den Durst getrunken hatte, neigte schlummernd sein Haupt, und Steffen schwankte zwischen Schlafen und Wachen. Es herrschte einige Minuten lang eine tiefe Stille. Antonio ging mit langsamen Schritten die Stube auf und ab.

Mit Einem Mal erschallte eine sonderbare hohle Stimme, die mit Steffens Sprachton die größte Aehnlichkeit hatte. „Herr Gevatter!" rief sie: „warum so schläfrig? — Du hast heute gewiß tüchtig gemetzt!" —

Steffen erschrack, da er sich selbst reden hörte, und doch den Mund nicht aufthat. Auch Martin fuhr aus dem Schlafe empor und fragte hastig: „Was sagtest Du?"

„Ich kein Wort!" sprach der Roßhändler.

„Ei, so läugne doch nicht!" versetzte der Andre. „Ich verstand Deinen plumpen Spaß recht wohl; denn ich schlief nicht so fest, als Du glaubtest."

Steffen schwor: er habe keinen Laut von sich gegeben; der Henker müsse sein Spiel haben. So stritten sie eine Weile mit schweren Zungen, und nickten dann wieder.

„Gevatter Steffen!" rief jetzt eine Stimme in Martins Mundart: „Hast Du heute viel alte Pferde jung gemacht?"

Beide wurden plötzlich munter und starrten einander an. „Du Mehlwurm! Du Mühlesel!" — schimpfte der Roßtäuscher — „was foppst Du mich?" —

„Du träumst, Pferdejude!" rief Martin. „Ich hörte wohl im Dusel von Deinen alten Kraken sprechen! aber, bei meiner Treu, ich war's nicht!" —

Das Gezänk ward ernsthaft. Steffen hieß den Müller einen Metzendieb; dieser gab einen Betrüger zurück. Der Roßkamm rächte sich durch eine Ohrfeige; Martin blieb sie nicht schuldig. Sie fielen einander in die Haare, balgten sich nieder auf den Fußboden, und walkten sich, zur größten Belustigung aller Anwesenden, unter dem Tische. Niemand regte Hand oder Fuß, den Frieden zwischen ihnen herzustellen; denn beide waren verhaßt, und man gönnte Jedem die Püffe, die er von dem Andern erhielt. So hatten sie die schönste Muße, sich nach Gefallen zu bearbeiten. Dieses Vergnügen genossen sie fünf Minuten, und gingen dann mit Beulen und Brauschen nach Hause, wo Steffen vermuthlich viel Apostelsalbe* zu seiner Heilung verbrauchte.

8.

Der Bauchredner.

Antonio blieb bei diesem Kampfe so gleichgültig, als ob er nichts davon sehe und höre. Desto mehr jubelte sein

* Eine bei den Roßärzten gebräuchliche Salbe, die aus zwölf Bestandtheilen zusammengesetzt ist, und daher diesen Namen erhielt.

kleiner Page, und vertraute Wilhelmen, der mit ihm Freundschaft gestiftet hatte, daß sein Herr die kriegführenden Mächte durch die Bauchsprache zusammengehetzt habe.

„Durch die Bauchsprache?“ fragte Wilhelm. „Was ist das?“

„Eine sehr artige Kunst!“ antwortete sein Freund. „Wer sie versteht, drückt seine Stimme durch die Kehle in sich hinab und läßt sie aus dem Bauche wieder heraufschallen, ohne daß man die geringste Bewegung oder Veränderung an ihm wahrnimmt.“ —

„Was Du sagst!“ —

„Ein geschickter Bauchredner ist im Stande, mitten in einem Kreise von hundert Personen sein Spiel unbemerkt zu treiben, und alle Stimmen nachzuahmen, die er in seinem Leben nur Ein Mal gehört hat.“ —

„Ists möglich? — Das kann Dein Herr?“ —

„Wie Du sahst! — Und das ist ihm eine Kleinigkeit. Er treibt seine Kunst noch viel weiter und täuscht bisweilen so wunderbar, daß man drauf schwört, es ruf' eine Stimme vom Himmel herab oder aus einem Abgrund herauf. Einst erhob er, indem wir in Wien durch eine sehr lebendige Straße gingen, in seinem Bauche so einen Tumult, als ob sich eine Menge Leute mit einander zankten und rauften. Alle Menschen, die uns begegneten, blieben stehen, sahen mit Erstaunen rechts und links, hinter sich und vor sich, und ein Polizeidiener kam in vollem Sprunge, um den Streithandel zu schlichten.“ —

„Das ist lustig!“ rief Wilhelm. „Sprichst Du sie auch, diese drollige Sprache?“ —

Der Jockei gab sich bescheiden für einen Anfänger aus. „Lehre mich, was Du kannst!“ bat der kleine Frank,

und sein junger Freund war bereitwillig. Sie gingen mit einander vor die Thür, der Unterricht begann, und der Lehrer fand seinen Schüler und dessen Kehle so geschickt, daß er darüber in freudige Verwunderung ausbrach. „Dich sollte mein Herr zustutzen!“ sprach er. „Du würdest ein Bauchredner, wie's in der ganzen Welt keinen gibt!“ — Wilhelm fand sich sehr geschmeichelt, und in ihm brannte der Wunsch, eine Kunst zu lernen, durch die er viel Schwänke auszuführen hoffte. Er nahm sich vor, den Meister Antonio um eine Lektion zu ersuchen. Hierzu war es aber an diesem Tage zu spät, weil er sich schon in der Schenke so lange aufgehalten hatte, daß er einen scharfen Verweis von seinen Eltern befürchten mußte.

Er flog heim, übte sich die halbe Nacht, steckte am Morgen sein ganzes, seit mehreren Jahren gesammeltes Taschengeld zu sich und eilte damit nach dem Wirthshause. Antonio war kaum aus dem Bette aufgestanden und erstaunte nicht wenig, als Wilhelm in seine Stube trat und ihm in der Bauchsprache einen guten Morgen bot, der freilich noch schülerhaft ausfiel. „Wo haben Sie das gelernt?“ fragte der Meister mit einer ernsthaften Miene. Wilhelm nannte seinen Lehrer, und rückte schnell mit der Bitte heraus, den Unterricht fortzusetzen. Er legte zugleich ein Geldpäckchen auf den Tisch, um damit das Honorar im Voraus zu bezahlen.

Antonio nöthigte ihn, sein Geld wieder einzustecken. „Ich bin unzufrieden mit meinem Buben,“ sprach er, „daß er Sie mit einer Posse bekannt machte, die eines jungen Menschen von Ihrem Stande ganz unwürdig ist.“

„Warum?“ sagte Wilhelm. „Was ein so artiger Mann, wie Sie, gelernt hat, wird wohl auch für mich nicht zu schlecht seyn.“ —

Er hatte sich auf dieses Kompliment vorbereitet, weil ihm der Jockei voraus sagte, daß er die Antwort bekommen werde, die er wirklich erhielt. Es ging ihm daher leicht und glatt von den Lippen, und Antonio, der zuvor ziemlich sauer aussah, lächelte freundlich darüber. „Gutes Kind,“ sprach er, „ich ward leider! zum Gaukler erzogen; Sie aber müssen sich in Ihrer glücklichern Lage bestreben, ein verdienstvoller Mann, eine Stütze Ihres Vaterlandes zu werden.

Diese Worte waren Wilhelmen zu hoch und machten keinen Eindruck auf ihn. Er drang vielmehr mit neuer kindischer Heftigkeit auf Unterweisung in der Bauchsprache. Um seiner los zu werden, fragte Antonio, was ihn der Jockei gelernt habe. Wilhelm wiederholte das ganze Kollegium, das ihm Tages zuvor hinter der Thüre gelesen worden war. „Nun, das ist alles recht gut;“ sagte Jener. „Ich weiß selbst keine bessern Regeln zu geben. Was Ihnen noch in der Anwendung derselben abgeht, das müssen Sie — wenn Ihnen die Sache nicht schon morgen, wie ich hoffe, zum Eckel geworden ist — durch Uebung zu gewinnen suchen. Diese macht in dergleichen Gaukeleien den Meister.“ —

Wilhelm mußte sich an dieser kahlen Abfertigung begnügen. Um jedoch nicht ganz vergebens gegangen zu seyn, äußerte er den Wunsch, ein solches Kunstgezänk zu hören, als jenes gewesen war, das einem Polizeidiener in Wien so schnelle Beine gemacht hatte. Antonio sagte weder Ja noch Nein. Er bat, ihn einen Augenblick im Zimmer allein zu lassen. Wilhelm trat ab und wartete vor der Thür. Bald darauf entstand inwendig ein Getrampel und Gepolter, als kämen zwanzig Menschen mit

Ungestüm an. Männer und Weiber schrieen und schimpften, wurden handgemein, warfen sich auf die Erde, schlugen mit Stöcken auf einander los und machten mit Einem Worte ein solches Höllengetümmel, daß dem Knaben angst und bange ward. Er stellte sich vor, die Herren Gevattern müßten mit einer Schaar Bundesgenossen durch eine andere Thür eingedrungen und über Antonio hergefallen seyn. Auch der Wirth, der das lärmende Gefecht über seinem Kopfe gehört hatte, kam erschrocken die Treppe herauf und klopfte heftig an die verriegelte Thür. Antonio öffnete sie, war allein und wollte von keinem Kampf etwas wissen. Der Wirth stand eine Weile mit offenem Munde da, und versicherte hoch und theuer, daß ihn seine Ohren noch nie so getäuscht hätten.

Als er sich wieder entfernt hatte, war Wilhelm um Worte verlegen, den hohen Grad seiner Bewunderung auszudrücken. Antonio hingegen nannte seinen Schwank ein Kinderspiel, das um so weniger viel Aufhebens verdiene, daß er jetzt nicht einmal die Bauchsprache dabei angewandt habe. „Es gehört zu einem solchen Spasse nichts," setzte er hinzu, „als eine geläufige, zum schnellen Nachahmen verschiedener Stimmen abgerichtete Zunge und ein tüchtiger Stock, mit dem man wild und rasch um sich her schlägt. So kann ein nur mäßig gewandter Mann einen Lärm erregen, als wären fünfzig Menschen beschäftigt, einander die Hälse zu brechen."

9.

Der Harfner.

Nachmittags versammelte sich das ganze Dorf vor dem Wirthshause, und die Thiere spielten ihre Rollen. Antonio ritt indessen spazieren, und übertrug, wie immer, seinen Leuten die Direktion dieses Schauspiels. Zuerst trat das Kameel auf die Bühne, beugte seine Kniee und ließ sich belasten: — eine knechtische Fertigkeit, die auch viele Menschen besitzen. — Die Affen gaben einen fröhlichern Anblick. Sie sprengten rasch auf ihren Engländern daher und setzten über hohe Schlagbäume von Bändern, womit man ihnen den Weg sperrte. Einige klammerten sich ängstlich an den Sattelknopf; andere rauchten ganz unbefangen ein Pfeifchen Tabak dabei. Hierauf mußte die Cavallerie absitzen und zu Fuß manövriren. Es ward nach dem Dudelsack getanzt, und manche dieser possierlichen Luftspringer waren kaum so lächerliche Karrikaturen, als man bisweilen in prachtvoll erleuchteten Tanzsälen sieht.

In der Erwartung neuer Taschenspielerkünste war Abends wieder ein großes Gedränge in der Schenkstube. Nur Steffen und Martin fehlten, weil sie vermuthlich die freundschaftlichen Geschenke nicht öffentlich zeigen wollten, die sie sich Tags vorher mitgetheilt hatten. Antonio war heute zu Gaukelpossen nicht aufgelegt; er hätte lieber ungestört mit seinem Freunde Wigand gesprochen. Beide Männer fühlten sich, trotz der Ungleichheit ihres Alters (denn der Schulmeister hatte beinahe zwanzig Jahre voraus) so herzlich und innig an einander gefesselt, daß es ihnen selbst wunderbar schien. Es war Beiden nicht anders, als hät-

ten sie sich schon vor vielen Jahren gekannt und geliebt, und nach einer langen Trennung wieder gefunden.

Antonio brach eine trauliche Unterredung, die sie mit einander hatten, ungern ab. „Aller Augen," sprach er, „sind auf mich gerichtet. Ich muß wohl den guten Leuten ein Vergnügen machen." — Er ließ seine Harfe holen. „Dieß Instrument," fuhr er fort, „begleitet mich auf allen Reisen. Ich habe dazu einige Lieder gedichtet, die für das biedere Landvolk, das ich sehr liebe, besonders geeignet sind, und ihm den hohen Werth seines nützlichen Standes vor Augen stellen. So bin ich gleichsam ein Apostel der ländlichen Zufriedenheit; und ich glaube ein gutes Werk zu thun, daß ich moralische Volkslieder, wie der Meistersänger und Harfner der Vorzeit, öffentlich absinge." —

Er bat jetzt um Stille und Aufmerksamkeit. Die Anwesenden stellten sich vor ihm in einen halben Mond; er griff feurig in die Saiten und sang dazu mit einer angenehmen und deutlichen Stimme dieß Lied:

Nur Thoren verachten den Bauerstand,
Der Weise hält ihn in Ehren;
Drum bauet, ihr Pflüger, mit Lust das Land
Und laßt euch von Witzlern nicht stören!
Mehr Ruhm, als dem prahlenden Golde, gebührt
Dem Eisen, das ihr durch die Fluren führt!

Und hätten die Städter des Goldes genug,
Um es mit Scheffeln zu messen,
Sie würde doch, ohne den edlen Pflug,
Bald Mangel und Hungersnoth pressen:
Denn ihm nur öffnet die Erde das Horn
Des Ueberflusses voll Weizen und Korn.

Wie stolz donnert Mancher bei euch vorbei
In seiner hohen Karrosse!
Wer säet den Hafer, wer mähet das Heu
Für seine schnaubenden Rosse?
Laßt brach die Felder und Wiesen stehn,
So muß der Stolze zu Fuße gehn!

Der Geist der Gebildeten ordnet sie an,
Die Kriegs- und Friedensgeschäfte,
Doch ihr vollführt den gezeichneten Plan
Mit Armen voll rüstiger Kräfte!
Ihr schützet im Heer mit gewaffneter Hand,
Gleich ehernen Mauern, das Vaterland!

Beneidet sie nicht, die Großen der Welt! —
In ihrer Herrlichkeit Mitte
Sind sie von gefährlichern Schlingen umstellt,
Als ihr in der ärmlichsten Hütte.
Wie blutet manch Herz, das ein Ordensstern deckt,
Vom Pfeil der Verzweiflung, der tief in ihm steckt!

Dem Reichen trägt aus der Ferne das Meer
Gewürz und Säfte der Reben,
Doch führt ihm kein Schiff die Gesundheit dort her,
Die Brod und Wasser euch geben.
Er kränkelt, so viel sich sein Arzt auch bemüht,
Indeß ihr durch Arbeit und Mäßigkeit blüht!

Drum bauet vergnügt und zufrieden das Land
Und laßt euch von Witzlern nicht stören!
Nur Thoren verachten den Bauerstand,
Der Weise hält ihn in Ehren!
Mehr Ruhm, als dem prahlenden Golde, gebührt
Dem Eisen, das ihr durch die Fluren führt!

Dieses Lied fand allgemeinen Beifall. Der Harfner mußte es wiederholen, und seine Zuhörer freuten sich jetzt

doppelt darüber, weil sie den vollen Sinn desselben noch besser als beim ersten Vortrage gefaßt hatten. „Das sind Worte nach meinem Herzen!“ sprach ein munterer Greis. „So hab' ich mein Leben lang vom Bauerstande gedacht, und ich ärgerte mich immer, wenn ich unzufriedne Bursche vom Lande in die Stadt ziehen sah, um in bunten Bortenröcken auf den Kutschen zu stehen und dem lieben Gott die Tage abzustehlen. Solch ein vergoldeter Parademensch ist ein unnützer Müssiggänger, und dennoch ein Sklav, der nie sagen kann: dieser Augenblick ist mein! Der thätige Bauer hingegen ist ein freier Mann, wenn er dem Kaiser gibt, was des Kaisers ist, und als treuer Unterthan die Gesetze beobachtet.“ In gleichem Tone sprachen noch einige andere Hausväter und riefen ihren Söhnen zu: „Schreibt euch das hinters Ohr und haltet nicht alles für Gold, was ihr in der Stadt glänzen seht!“ —

Als man dieses Kapitel abgehandelt hatte, ward Antonio zu mehrern Liedern aufgefordert und er wählte unter andern Bürgers bekannte Ballade: „Des Pfarrers Tochter von Taubenhain. Er nannte sie, ehe er den Gesang anhob, einen Warnungsspiegel für junge, hübsche Mädchen, und bat die anwesenden Jungfern, näher zu kommen. Sie dünkten sich — gerade so, wie die Mädchen in der Stadt — sämmtlich sehr hübsch, und drängten sich alle heran. Auch Röschen (die Tags vorher den Kanarienvogel, den sie vom Tode losbitten wollte, geschenkt erhielt) verschaffte sich einen der ersten Plätze. Sie hatte das meiste Recht, dem Rufe zum Warnungsspiegel für hübsche Mädchen zu folgen; denn sie war unstreitig der schönste Stern des Dorfes und der umliegenden Gegend.

Sie hörte dem Gesang der Ballade sehr aufmerksam zu

und nahm an dem Schicksale der Pfarrerstochter so lebhaften Antheil, daß ihr Gesicht einige Mal die Farbe veränderte. Dieß geschah besonders bei den Stellen, wo Rosette mit dem Junker von Falkenstein eine nächtliche Zusammenkunft hat und der schändliche Verführer in der Folge die ihr geschworne Treue bricht. Als die Unglückliche nachher wegen des Verlusts ihrer Unschuld von ihrem harten Vater gemißhandelt und verstoßen wird, weinte Röschen laut; und der Kindsmord that auf sie eine so erschütternde Wirkung, daß sie bei den Worten: „Mich hacken die Raben vom Rade!“ ohnmächtig zu Boden sank und weggetragen werden mußte. Dieser Vorfall machte dem Konzert plötzlich ein Ende.

Als Antonio des andern Tages abreisen und seine Zehrung bezahlen wollte, sagte Röschens Vater: er habe mit ihm etwas unter vier Augen zu sprechen, und führte ihn in eine abgelegene Stube, die er hinter sich verschloß. „Ich bin Ihnen viel Dank schuldig, mein Herr!“ fing er jetzt an: „Sie haben durch die traurige Geschichte, die Sie gestern sangen, meine Tochter vom Verderben gerettet. Nehmen Sie dieß kleine Geschenk zum Zeichen meiner Erkenntlichkeit!“ — Mit diesen Worten wollte er ihm einen straffen Beutel voll Geld in die Hand drücken. Antonio trat zurück und bat um Erklärung: wie er zu diesem Anerbieten komme.

„Das sollen Sie erfahren,“ antwortete der Gastwirth, „wenn Sie mir Verschwiegenheit versprechen.“ — Antonio that es und Jener fuhr fort: „Mein Röschen ist, wie Sie werden bemerkt haben, ein junges, schmuckes Ding, und stach schon manchem fremden Herrn, der bei mir einkehrte, ins Auge. Sie war aber immer sittsam und wich

allen verliebten Nachstellungen aus. So benahm sie sich auch oft gegen einen gewissen Edelmann, der einige Meilen von hier ein verschuldetes Gütchen im Sommer bewohnt und den Winter in der Residenz zubringt, wo er vom Spiel lebt. Er ist ein junger, wohlgebildeter Mensch und seine glatte Zunge besitzt die Gabe der Ueberredung, als ob er bei der Paradiesschlange in die Schule gegangen wäre. Dieser Windbeutel hat denn, wenn ich manchmal den Rücken gewandt habe, dem Mädel ins Ohr gezischelt: sie sey schön, wie eine Göttin — verdiene ein besseres Glück, als auf dem Lande zu versauern — er sey bis zum Sterben in sie verliebt — wolle sie zu seiner Gemahlin machen — sie solle Kleider und Schmuck wie eine Fürstin bekommen u. s. w. Drauf ist er mit dem Vorschlag einer Entführung herausgerückt und hat auch wirklich die unerfahrne und leichtgläubige Thörin, die noch nicht völlig sechszehn Jahr alt ist, zur Einwilligung beschwatzt. Am heutigen Abend wäre sie heimlich fortgegangen, und ich hätte sie vielleicht erst nach langer Zeit im Lazarethe der Hauptstadt oder gar — wie jene verführte Pfarrerstochter — auf dem Rabensteine wieder gefunden: wenn nicht Sie, mein Herr, wie ein Bote Gottes in mein Haus gekommen wären! Ihr trefflicher Gesang zeigte meiner Tochter den Abgrund, vor dem sie stand, und sie entdeckte mir nach vorübergegangener Ohnmacht ihren Liebeshandel unter Vergießung vieler Thränen der Reue."

„Wohl Ihnen und dem guten Mädchen!" rief Antonio aus. „Ich freue mich herzlich, daß ich — wiewohl nur zufällig — etwas Gutes gestiftet habe. Verfolgen Sie mich aber nicht weiter mit Ihrem Gelde, lieber Mann! Sie schmälern das kleine Verdienst, das ich mir um Sie

erwarb, wenn Sie es mit klingender Münze bezahlen wollen.“ —

Der Wirth stand nun davon ab, ließ sich dagegen aber auch keinen Heller Zehrungskosten aufdringen. Antonio fragte, ob Röschen gefaßt genug sey, daß er ihr ein Lebewohl sagen könne. „Das ist sie,“ antwortete der Vater, „und sie hat mich sogar gebeten, Sie nicht ohne Abschied fortreisen zu lassen.“ — Sie gingen zu ihr. „O, mein Retter!“ rief sie aus, flog auf Antonio zu und weinte in seinen Armen. Auch er schied mit Thränen von ihr.

Er besuchte noch seinen Freund Wigand, dem er im Vertrauen gestand: er bedaure jetzt mehr als jemals, daß er keine Heimath und keinen festen Wohnplatz habe: er würde sonst Röschen, die er für eine der besten Seelen auf Erden halte, zu seiner Gattin wählen.

10.

Die Verschwörung.

Einige Tage nach Antonio's Abreise kündigte Herr Frank dem Schulmeister an, daß Wilhelm seine öffentlichen Lehrstunden besuchen solle.

„Viel Ehre für mich!“ antwortete Wigand, ohne seine steife militärische Stellung zu verändern.

„Aber, nota bene!“ setzte Herr Frank hinzu, „mein Sohn darf nur so viel lernen, als er fürs Haus braucht! Durchaus nicht mehr!“ —

„Hat bei mir nicht Noth!“ sagte Wigand. „Ich habe selbst im Felde der Gelehrsamkeit keine großen Eroberungen gemacht.“ —

„Desto besser, Herr Wachtmeister! Ein Quintchen Mutterwitz taugt mehr, als ein Centner Schulwitz. — Auch bitt' ich mir aus, daß der natürliche Sinn des Knaben unverkünstelt, sein freier Muth ungelähmt bleibt! Ich kann sie nicht leiden, die stillen Kopfhänger, die schleichenden Kalmäuser." —

„Mein eigner Fall!" erwiederte der Schulmeister, und die Sache war richtig.

Am folgenden Tage nahm Wilhelm den Ehrenplatz neben dem Katheder ein. Seine Mitschüler haßten ihn vom ersten Augenblick an, weil er besser bekleidet war, als sie, und Semmel oder Kuchen frühstückte, indem sie ihm gegenüber ein Stück schwarzes Brod zum Imbiß zermalmten. Wigand hingegen zeichnete ihn auf alle Weise vor ihnen aus, und schlug unbarmherzig auf die Neidharte los, wenn sie den jungen Herrn wegen seiner Unwissenheit auslachten. Sie verhöhnten ihn aber desto mehr, sobald sein Beschützer den Rücken kehrte, oder gar über Land ging und seiner Frau das Lehramt übertrug. Das geschah oft; denn er ward als Bienenvater und Roßarzt weit umher berufen, und wagte sich mit seinen Pferdekuren sogar an menschliche Krankheiten. Doch verfuhr er wahrscheinlich dabei klüger, als vor alten Zeiten ein einfältiger Klosterbruder, der ein Schwein, das von ungefähr Spießglas verschluckt hatte, sehr fett werden sah, und dadurch auf den Einfall gerieth, seine Mitgesellen (die ihm noch nicht so wohlbeleibt schienen, als er es für Mönche anständig hielt) auf ähnliche Art zu mästen. Sie starben — wie das nicht übel erfundene Geschichtchen weiter erzählt — sämmtlich an diesem Versuch, und so erhielt das Spiesglas den Namen Antimonium, das ist verdolmetschet: M ö n ch s g i f t.

Auch Wilhelmen wäre des Schulmeisters Bestreben, ihn mit Ehre gleichsam zu sättigen, beinahe schlimm bekommen. Die Sache verhielt sich so: Doktor Wigand ward oft aus seinem Hörsaal abgerufen, um einen medicinischen Rath zu ertheilen; das junge Volk trieb indessen viel Unfug, und er fand deshalb nöthig, einen Statthalter zu ernennen, der in seiner Abwesenheit das Regiment führen sollte. Seine Wahl fiel auf den Ritter der Wahrheit, den seine Herkunft und seine bessern Sitten zu dieser Würde berechtigten. Allein die barfüßigen Unterthanen murrten gegen diesen Vicekönig, und versagten ihm allen Gehorsam. Was er verbot, geschah um so viel mehr. Das beleidigte ihn; und da er gewohnt war, in keinem Fall mit der Wahrheit hinter dem Berge zu halten, so beschwerte er sich jedes Mal bei dem zurückkehrenden Oberhaupte, und zwar nicht heimlich, wie ein boshafter Ohrenbläser, sondern laut und frei im Angesichte der Rebellen. Sie mußten immer hart dafür büßen, wurden darüber gegen ihn äußerst erbittert, und verschworen sich, Rache zu nehmen.

Hierzu wählten sie einen Tag, da er in einer neuen Kleidung erschien, die sie alle gern auf dem Leibe gehabt hätten. Sie fingen damit an, ihn auf dem Heimwege mit Spitznamen zu verfolgen. Er ging eine Strecke ruhig fort; da sie ihm aber immer mehr Schimpfworte und endlich sogar Straßenkoth nachwarfen, wandte er sich schnell, und gab dem dicken, rothbäckigen Söhnlein des Müllers, das ihm zunächst auf den Fersen war und sich besonders mausig machte, eine derbe Dachtel. Plötzlich fiel die ganze Rotte über ihn her und rief einstimmig: „Fort mit dem Blaustrumpf in den Bach!“ — Er wehrte sich vergebens, ward überwältigt und bis an's Ufer geschleppt. Doch in=

dem ihn die Buben, in der Schiffersprache zu reden, kielhohlen wollten, flog Luise, die Tochter des Schulmeisters, ein niedliches Kind von acht Jahren, mit ängstlichem Geschrei ihm zu Hülfe, drängte sich durch das wilde Getümmel, und umschlang ihn so fest, daß es nicht möglich war, sie von einander zu reißen.

Die Bande stutzte einen Augenblick über die kleine Heldin, und ward indessen nicht gewahr, daß jetzt auch Luisens Vater mit einem Stock in der Hand eilfertig anrückte. Er stürzte sich wie ein Donnerwetter unter den Bienenschwarm und zerstreute ihn wie Spreu. „Hollah, ihr Kroaten!“ rief er den Fliehenden nach, die zum Theil vor Angst in den Bach sprangen: „Kommt nur morgen in die Schule, da sollt ihr mir alle auf Erbsen knien!“ —

Luise hielt den Geretteten noch in ihren Armen, als ob sie einen neuen Angriff befürchte. Er dankte ihr liebkosend und beruhigte sie. „Was gab's denn für ein Scharmützel?“ fragte der Vater. Wilhelm erzählte den Vorfall. „Der verdammte feige Troß!“ rief Wigand. „Zwanzig über Einen; das ist keine Manier! — Nun, verlassen Sie sich drauf, junger Herr, Sie sollen Satisfaktion haben; ich halte morgen Kriegsrecht. Verschweigen Sie aber Ihrem Herrn Vater die dumme Geschichte!“

„Das darf ich nicht;“ antwortete Wilhelm. „Er fodert in allen Stücken Wahrheit von mir, und ich komme damit am besten bei ihm aus.“ —

„Aber auch aus meiner Schule werden Sie damit kommen;“ sprach Wigand. „Denken Sie an mich, der Papa behält Sie nun wieder zu Hause!“

„O das wäre traurig!“ sagte das Mädchen mit klagender Stimme. „Ich freute mich immer, wenn ich Sie sah,

und nun —" Sie stockte und wandte sich weg, um eine Thräne zu verbergen.

11.

Die Bürgerkrone.

Wilhelms Gesicht und Anzug war noch etwas verstört, als er nach Hause kam. „Was fehlt Dir?" fragte der Vater. „Du siehst ja so trübselig aus wie eine Leichenpredigt!"

„Ich war auch nahe dabei, eine Leiche zu werden;" antwortete Wilhelm. „Die ganze Schule packte mich an und wollte mich in den Bach werfen."

„Ach, die böse Brut!" rief die Mutter. „Es ist aber auch Sünd' und Schande, daß ein Rittergutsherr seinen einzigen Sohn in die öffentliche Dorfschule schickt, und ihn täglich der Gefahr aussetzt, vom rohen Bauerpöbel gemißhandelt zu werden! — Es wäre längst schicklich gewesen, ihm einen eigenen Lehrer zu halten."

„Diese Wendung sah ich voraus!" sagte der Vater. „Unser Hofstaat ist noch nicht groß genug; es fehlt noch ein Prinzenhofmeister!" —

Sie antwortete ihm nicht, sondern foderte von dem Knaben die Geschichte seines Bauernkriegs. Luisens Heldenmuth, den er mit möglichster Beredtsamkeit herausstrich, gefiel ihr ungemein. Selbst Herr Frank wiegte beifällig den Kopf, und billigte ihren Vorschlag, das Kind rufen zu lassen und zu beschenken. Wilhelm flog nach der Thür; aber seine Mutter ließ ihn aus Besorgniß, daß er dem Müllerssohn und dessen Partisanen in die Hände gerathen

möchte, nicht von der Stelle, und fertigte einen Bedienten ab in die Schulmeisterei.

Bald darauf kam Luise, von ihrem Vater begleitet. Er entschuldigte sich über den Vorfall. „Ich weiß zwar wohl," fuhr er mit satirischem Lächeln fort, „daß ein gewisser geistlicher Herr, der ein gelehrtes Werkchen über die Verbesserung der Landschulen geschrieben hat, unter andern darin vorschlägt: die Schulhalter sollten jedes Mal, wenn sie ihre Lektionen geschlossen haben, auf den Kirchthurm steigen, und von dieser hohen Warte herab den Kindern nachsehen, ob sie sittsam und ordentlich heim gingen: aber bedenken Sie, hochwerthester Herr, das ist denn doch ein gar zu abenteuerlicher und unnützer Einfall!" —

„Ei wohl!" rief der Gutsherr und lachte aus Herzensgrunde. „Es ist ja mein altes Lied, daß nichts Kluges gedruckt wird!" — Er ward über diese erwünschte Gelegenheit, dem Bücherwesen ein Kläppchen anzuhängen, sehr wohlgemuth, und beschenkte Luisen mit einer großen silbernen Schaumünze. Madame Frank gab ihr Kuchen und ein seidenes Band. Wilhelm stand mit leerer Hand dabei, und ging, betrübt über seine Armuth, in den Garten, um wenigstens seinem Schutzengel einige Blumen anzubieten. Indem er sie pflückte, fiel ihm ein, sie zu einem Kranze zu winden, der ihm recht zierlich gelang und auf Luisens Flachskopf vortrefflich paßte. Sie bezeigte über diese Krönung, die Wilhelm mit vielem Anstand verrichtete, mehr lebhaftes Vergnügen, als über die erhaltenen Geschenke. Auch ihren Vater freute dieß werthlose Blumengewinde. „Es ist," sprach er, „eine wahre corona civica, eine Bürgerkrone, die bei den Römern derjenige erhielt, der einem Bürger das Leben gerettet hatte." —

Während Wilhelms Blumenlese geschah die Verabredung, daß er nicht mehr den öffentlichen Lehrsaal betreten, sondern Privatunterricht in der Wohnstube des Schulmeisters erhalten sollte. Wilhelm war mit dieser Einrichtung sehr zufrieden: denn Luisens Gesellschaft, die er dadurch gewann, war ihm natürlicher Weise lieber als der Umgang mit den kleinen Halunken, die — gleichsam als Vorläufer der französischen Sanskülotten oder Barschenkler, wie Campe sie nennt, — ihn blos darum hämisch verfolgten, weil seine Eltern reicher und vornehmer waren als die ihrigen.

Das Bad, das sie ihm zugedacht hatten, ward des folgenden Tages ihnen gesegnet. Auf Befehl seines Vaters mußte er bei der Execution zugegen seyn. Er bat für die armen Sünder; aber Wigand war ein tauber Würgengel. Der mitleidige Knabe konnte nichts thun, als ihnen die Abbitte erlassen, die sie ihm leisten sollten. Seine Gutmüthigkeit erwarb ihm von den trotzigen Burschen keinen erkenntlichen Blick; doch das scharfe Gericht, das über sie erging, demüthigte sie. Er wurde nach der Zeit nicht mehr beleidigt, und verbat sich bald die Begleitung eines handfesten, mit einer Hetzpeitsche bewaffneten Stallknechts, der ihm überall, wenn er ausging, als Leibwache folgte. Diese mütterliche Polizei-Anstalt war ihm zuwider, weil sie ihn der Feigheit verdächtig machte.

12.

Die Schreibmeisterin.

Die Privatstunden schlugen gut an. Wilhelm lernte jetzt in acht Tagen mehr als sonst in eben so viel Mona-

ten. Von diesem Wachsthum seiner Wissenschaften kam jedoch wenig auf Wigands Rechnung; denn dieser Ehrenmann griff gern, wenn er mit der öffentlichen Schule zu Stande war, nach dem Wanderstabe, um in den nachbarlichen Dörfern seine vierbeinigen Patienten zu besuchen, oder Honig zu zeideln und Bienenköniginnen ein- und abzusetzen. Wie vertraut er mit diesem fleißigen Völkchen und wie berühmt er deßwegen war, das bewies ein drolliger Vorfall, den wir als eine kurze Episode erzählen wollen.

Ein Vornehmer des Raths in einem nicht weit von Hühnenthal entlegenen Städtlein begab sich in den Stand der heiligen Ehe und richtete eine stattliche Hochzeit aus. Der regierende Bürgermeister war dazu eingeladen und erschien mit seinem großen, schwarzen Pudel, der ihn überall wie sein Schatten begleitete. Beide ließen sich die Gaben Gottes wohl schmecken, und der bellende Gast bekümmerte sich wenig darum, daß die Damen ihre seidenen Schlender mit finstern Gesichtern in die Höhe zogen, wenn er sich ihnen nahte, um ein entbehrliches Knöchlein aus ihren schönen Händen zu empfangen. Am Schluß der Mahlzeit sehnte sich der gute Vater der Stadt nach Mittagsruhe. Er schlief in der Regel auf dem Rathhause; da man aber an diesem festlichen Tage keine Sitzung gehalten hatte, so war er seiner gewöhnlichen Erquickung verlustig geworden, und die Augen fielen ihm unwiderstehlich zu, ungeachtet man sehr laut um ihn her jubelte und lachte und eine Gesellschaft Prager Studenten mit Tafelmusik aufwartete. Die Gelegenheit des Hauses war ihm bekannt; er wußte in dem anstoßenden Garten eine schattige Laube, und verkrümelte sich aus dem lärmenden Saale, um dort ein Stündchen zu schlummern. Sein

Philax war von der Partie; sie schliefen beide bald ein; der Herr in der Laube, der Hund vor derselben. Unglücklicher Weise schwärmten eben die Bienen, die im Garten einige Stöcke bewohnten. Sie lagerten sich in Schaaren auf den schlafenden Pudel und schlüpften in die Zellen seines lockigen Pelzes. Er erwachte mit Schrecken und rannte mit seiner zahllosen Einquartierung in den Hochzeitsaal. Hier ging das Schwärmen von neuem los. Die bestürzten Gäste ergriffen, nach einem fruchtlosen Kampfe mit dem geflügelten Heere, in größter Verwirrung die Flucht, weckten den Consul und begehrten Hülfe von ihm. Er sah sich doppelt, als Obrigkeit und Herr des Unglücksstifters, dazu verpflichtet, und schickte stracks, da sich die zum Zorn gereizten Honigvögel durchaus nicht vertreiben ließen, einen reitenden Boten an Wigand, daß er kommen und sie bannen sollte. Nach Verfluß einiger Stunden traf er ein, ging in den Saal, blies auf einem Pfeifchen eine einfache Melodie, und die Bienen folgten ihm, zum Erstaunen aller Anwesenden, in den Garten, wie dem berüchtigten Rattenfänger die Kinder in Hameln*. Nun lachte man weidlich; denn es war bei der Sache kein Unglück geschehen, als daß die Braut einen Bienenstich auf den Mund bekommen hatte, und sich der Herr Bräutigam, wegen der daraus entstandenen Geschwulst, für diesen Tag des Küssens enthalten mußte.

Durch dieses Geschichtchen ward Wigand als Bienenmeister berühmter denn jemals. Er hätte sich zerreißen mögen, um an allen Orten, wo man seinen Rath und Beistand verlangte, zugleich zu seyn. Während seiner

* Auch bei den Egyptern gab es Zeidelmeister, welche die Bienen durch Pfeifen zur Weide führten.

Abwesenheiten unterrichtete seine Gattin, bei welcher die Lust und Geschicklichkeit dazu ein väterliches Erbstück war. Wilhelm gewann bei diesem Vikariat. Ihre gefällige Lehrart behagte ihm besser, als die rauhe Methode des alten Kriegsmanns, die mitunter nach der Reitbahn und dem Exercierplatze schmeckte.

Auch Luise beschäftigte sich mit Wilhelms Bildung, und fand ein besonderes Vergnügen daran, ihn im Schreiben zu unterweisen. Sie war nach Verhältniß ihres Alters eine Meisterin der Schönschreibekunst, und brachte ihn bald so weit, daß er ihren zierlichen Buchstaben mit ganz leidlichen Krähenfüßen nachhümpelte. Ihr Name gelang ihm am besten, und das war kein Wunder: er schrieb ihn auf jedes Papierschnitzchen, kreidete ihn an alle Wände, grub ihn in Kürbisse und schnitt ihn, wie ein verliebter Schäfer, in die Rinde der Bäume. Er wußte selbst nicht, warum er es that; aber der unsichtbare Schreibemeister, der ihm schon in so früher Jugend die Hand führte, ist allen ältern Leuten sehr wohl bekannt. Luise bemerkte die Kunstfertigkeit ihres Schülers und freute sich darüber. „Du mußt nun Deinen eigenen Namen eben so nett malen lernen," sagte sie und schrieb ihm denselben vor. „O wunderschön!" rief er aus. „Das sind Züge, wie in Kupfer gestochen!" — „Ja, siehst du," sprach sie, „ich habe mich auch an deinem Namen geübt, damit du nichts vor mir voraus hast." —

Unter diesen Tändeleien ward Wilhelm sechzehn und Luise zwölf Jahre alt. Jetzt schlug ihm das Mädchen auf Ein Mal aus der Art, that sehr altklug, ward gegen ihn scheu und verlegen, und ihr drolliger Muthwille, der ihn sonst mit tausend lustigen Einfällen und losen Strei-

chen neckte, verwandelte sich in ernste Höflichkeit. Das war ihm ein Räthsel, und preßte ihm oft die Frage aus: warum sie mit ihm schmolle. Er erhielt immer die tröstliche Antwort, daß er ihr nichts zu Leide gethan habe. Dennoch blieb sie verstimmt, und fand sich nicht wieder in den alten herzlichen Ton. Das trauliche Du, das sie als spielende Kinder ganz unbedenklich gegen einander gebraucht hatten, starb auf Luisens Lippen ganz aus; sie vermied bei jeder Gelegenheit, mit ihm allein zu seyn, und schrieb ihm seinen Namen nicht mehr vor, er mochte darum bitten, wie er wollte.

Diese Launen kränkten ihn tief. „Ich sehe schon," brach er einst voll Unmuth aus, „Du bist mir gram, willst mich von Dir entfernen! Nun gut, Luise! Du sollst meiner beschwerlichen Gesellschaft ganz überhoben seyn." — Hiermit ergriff er seinen Hut und ging hastig nach der Thür. Dieser Schreckschuß wirkte. Luise vertrat ihm den Weg. „Wie?" rief sie lachend, und stemmte mit possierlichem Trotz die Hände in die Seiten: „Du willst mir aus der Schule laufen und kannst kaum Deinen werthen Namen erträglich schreiben? Das wäre niedlich! — Nein, nein, komm Du her und übe Dich erst noch ein Bißchen!" —

Wips! zog sie den Hut ihm aus der Hand und ihn an den Tisch, schrieb seinen Namen hoch oben auf den Rand eines Bogens Papier, und ebenso auf die folgenden Seiten, drückte den Schmoller nieder auf einen Stuhl und sagte: „Frisch, junger Herr! Sie dürfen mir nicht von der Stelle, bis dieses Pensum aufgearbeitet ist! Schmadern Sie mir aber nicht so weitläufig wie der Gerichtshalter! Es können auf jeder Seite dreihundert Herren Wilhelm Frank bequem beisammen stehen, ohne daß einer

den andern drückt und drängt.“ — Sie schwieg einen Augenblick; ihr Gesicht ward ernsthafter, und mit weicher, sinkender Stimme setzte sie hinzu: „Diesen Bogen will ich dann zu Deinem Andenken aufheben.“ —

„Ach, gute Luise!“ rief Wilhelm, „sprich doch immer so freundlich mit mir! Ich bleibe nun wieder gern und ewig Dein Schüler.“ —

13.

Das Hauptquartier.

Wilhelms Mutter examinirte ihn von Zeit zu Zeit. Er stellte sich unwissender als er war, weil er sonst, wenn er den ganzen Schatz seiner Kenntnisse zur Schau legte, den Ausspruch befürchtete: seine Gelehrsamkeit sey dem Unterrichte des Schulmeisters entwachsen und bedürfe dessen nicht weiter. Doch indem er so, um nicht von Luisen getrennt zu werden, das Fahrwasser der Wahrheit verließ, lief er auf eine verborgene Klippe, die ihm eben dieselbe Gefahr drohte, welche er zu vermeiden suchte.

Er glaubte nämlich bei einem solchen Examen seine Sachen dadurch recht klug zu machen, daß er die Frage: „Wie heißt die Hauptstadt in Frankreich?“ unbeantwortet ließ. Dieser Kniff mißlang ihm ganz, und er war auch in der That etwas zu plump. „O du erbärmlicher Ignorant!“ rief die Examinatorin unwillig aus. „Alle Deine Gänge zum Schulmeister sind nicht der Schuhsohlen werth, die Du dabei abläufst! Doch das ist natürlich: wie kann ein Blinder dem andern den Weg weisen! — Nein, ich ruhe nicht, bis Dir ein geschickter Hofmeister gehalten wird.“ —

„Da hast Du's!“ sprach Wilhelm zu sich selbst: „Das sind die Früchte, wenn man neben der Wahrheit vorbei spaziert! — Ich will mir aber auch fest vornehmen, künftig kein Haar breit von ihr abzuweichen. Hätt' ich mein Bißchen Weisheit ausgekramt, so wäre meine Mutter damit zufrieden gewesen und dächte nicht daran, einen gelehrten Orbil für mich zu verschreiben. Ein allerliebster Tausch gegen meine bisherige Lehrerin, die freundliche Luise!“ —

So haderte er den ganzen Tag mit sich selbst. Am Ende beruhigte ihn die Hoffnung, daß es seiner Mutter nicht gelingen würde, ihren Plan durchzusetzen. Er behorchte auch wirklich noch an demselben Abend eine lebhafte Gardinendebatte, worin die Hofmeisterbill verhandelt, aber vom Oberhause gänzlich verworfen ward. Die besiegte Partei beklagte sich darüber am folgenden Morgen. „Aber es hat nichts zu bedeuten, mein Sohn!“ setzte sie hinzu: „Ich gebe meine Absicht nicht auf, sondern erwarte nur einen günstigen Augenblick.“ —

Einige Tage nachher lief vom General Türk, dem Oheim der Madame Frank, folgender Brief an das Ehepaar ein:

Euch ist wahrscheinlich schon bekannt, daß ein Theil der Armee in Eurer Gegend ein Uebungslager beziehen wird. Das mag Euch nun freuen oder nicht, wir kommen gleich nach der Ernte mit Sack und Pack, mit Rossen und Wagen. Der König hat mir das Commando übertragen; ich bin aber nicht gesonnen, mich von der Gicht und dem Zipperlein, die mir immer nachrücken, auf der feuchten Erde und im luftigen Gezelt überrumpeln zu lassen. Unser einer, der seit fünfzig Jahren Pulver gerochen hat, darf sich bei einem so

friedlichen Feldzuge die Freiheit herausnehmen, ein gesünderes Obdach zu suchen. Hierzu steht mir nun Euer schönes, geräumiges Schloß trefflich gelegen, und ich bin, mit Eurer Erlaubniß, entschlossen, es zu meinem Hauptquartier zu machen. Ich bedarf wenig Platz. Gebt mir sieben bis acht Zimmer, ebenso viel Kammern, einen Speisesaal, einen Stall für sechzehn Pferde, und eine große, helle Küche für meinen Koch, so bin ich zufrieden. Uebrigens stehe ich für allen Schaden. Habt Ihr aber junge, hübsche Mädchen im Hause, so schafft sie bei Seite; denn für meine Adjutanten stehe ich nicht. Gott befohlen!

Hans von Türk.

„Eine tröstliche Anmeldung!" rief Herr Frank und schleuderte den Brief auf den Tisch. „Das hat man von der hohen Verwandtschaft! Es wird ein Getümmel im Hause werden, als rumorte das wüthende Heer darin!" — So murrend verließ er das Zimmer. Selbst Madame Frank stellte sich Anfangs verdrießlich; sobald er aber abgetreten war, bezeigte sie großes Vergnügen über den Brief. Tausend Thaler, sagte sie zu ihrem Sohne, wären ihr nicht so lieb, als die Ankunft des Onkels. Das Hauptquartier mache doch in allen Fällen dem Schlosse viel Ehre, und nun sey auch die streitige Hofmeistersache so gut als entschieden. Durch den General könne sie alles spielend durchsetzen; denn vor dem fürchte sich der Vater, wie ein Kind vor dem schwarzen Mummel.

Wilhelm schwieg; was er aber dabei dachte, läßt sich errathen.

14.

Der Porträtmaler.

Als die Felder leer waren, zog der General mit einem großen Schweife von Leuten in Hühnenthal ein. Seine Gestalt setzte jeden, der ihn zum ersten Mal sah, in Erstaunen. Er war ein Mann wie ein Eichbaum, und seine Stimme glich dem Donner. Herr Frank betrug sich gegen den furchtbaren Kriegsgott sehr schüchtern und demüthig und sagte, wie ein frommer Rathsherr, zu allem Ja, was der Mächtige sprach. Diese Unterwürfigkeit des sonst so trotzigen Mannes schrieb sich noch von der Zeit her, da er als Standartenjunker bei demselben Regimente stand, wo damals der General, als Oberstwachtmeister, ein strenger kategorischer Imperativ war. Madame Frank hingegen ging mit dem alten Isegrimm sehr zwanglos um und neckte sich so unbefangen mit ihm, wie ein muntres Hündchen mit dem ernsten Löwen spielt, dem man den jungen Schäker zur Gesellschaft in den Käfich gab.

Sie machte sobald als möglich ihre Klage wegen Wilhelms versäumter Erziehung bei dem General anhängig, und er versprach, ihrem Eheherrn darüber Vorhaltung zu thun. Das geschah denn auch mit einem so gewaltigen Nachdruck, daß man die bestellte Strafpredigt in allen Winkeln des Schlosses hörte. „Apropos, Frank!" platzte der alte Held wie ein Kanonenschuß los: „Wie steht's mit Deinem Sohne? Wer unterrichtet ihn?"

Herr Frank erschrack und antwortete mit der leisen Stimme des bösen Gewissens: „Der Schulmeister." —

„Zum Element! bist Du klug?“ donnerte der Zwölfpfünder: „Schämst Du Dich nicht, Deinen Stammhalter so zu vernachlässigen? — Der Schulmeister ist ein kreuzbraver Kerl, der ein Pferd trefflich zureiten und allenfalls einem Bauerjungen die zehn Gebote einbläuen kann; aber die Erziehung eines Jünglings von besserer Herkunft geht über seinen Horizont.“ —

„Ich stand in der Meynung,“ stammelte Herr Frank, „daß mein Sohn als Landwirth und künftiger Gutsbesitzer keiner Gelehrsamkeit bedürfe.“

„Wer spricht von Gelehrsamkeit?“ polterte der General. „Verstehst Du darunter die todten Sprachen, die Algeber und die egyptische Finsterniß der Schulphilosophie — puh! da schaudert mir selbst davor. Aber hundert andere Kenntnisse, mein Freund, sind heutiges Tages unentbehrlich geworden. Die Welt ist nicht mehr die alte! Besuche nur große Städte und geh' in Gesellschaften! Da schwatzen fünfzehnjährige Mädchen mit so geläufiger Zunge über Künste und Wissenschaften, als wäre von einem Strickstrumpf die Rede. Unser einer, der in seiner Jugend nichts als Reiten und Fechten gelernt hat, steht wie ein stummer Oelgötze dabei; und ich flüchte dann immer so geschwind als möglich hinter das Bollwerk eines Spieltisches, um nicht in ein gelehrtes Gefecht zu gerathen, wo ich vor Kindern das Gewehr strecken müßte.“ —

In dieser Manier fuhr der General noch eine Weile fort, die Widerwärtigkeiten der Ignoranz mit lebhaften Farben zu schildern und schloß mit dem gebieterischen Antrage: Wilhelm müsse entweder mit einem gelehrten Erzieher versehen, oder auf einige Jahre in die Hauptstadt geschickt werden, wo er alles lernen könne, was er bedürfe.

Bei dem letztern Vorschlage überschritt der stürmische Kriegsmann den erhaltenen Auftrag. Seine Cousine fiel ihm daher schnell mit dem Einwand ins Wort: es würde ihr schwer werden, sich von ihrem einzigen Kinde zu trennen; und überdieß wären die Gefahren, denen ein unerfahrener Jüngling in einer großen Stadt ausgesetzt sey, nicht zu berechnen.

„Nun so versorgt Euch mit einem tüchtigen Hauslehrer!“ sagte der General. „Der Name der Kandidaten, die in der Residenz am Teiche Bethesda sitzen, ist Legion.“ —

Herr Frank versicherte: er werde sich in den nächsten Tagen um ein geschicktes Subjekt bemühen. Diese scheinbare Bereitwilligkeit dünkte ihn das beste Mittel, den Faden eines unangenehmen Gesprächs abzureißen; im Herzen aber war er gesonnen: wenn der Donnerer wieder aus dem Hause sey, nicht weiter an die Sache zu denken.

Die Dame merkte seine Hinterlist und fuhr rasch fort, das warme Eisen zu schmieden. „Es ist recht schön, lieber Frank,“ sagte sie, „daß Du Dich zur Erfüllung meines lange gehegten Wunsches bequemst: wie sollen wir aber, da wir in der Residenz wenig Bekanntschaft haben, zu einem geschickten Lehrer gelangen? Wär' es also nicht gut, wenn wir den gnädigen Onkel ersuchten, diese Sorge für uns zu übernehmen?“ —

„Mit Vergnügen!“ rief die Excellenz. „Ich will meinem Feldprediger Auftrag thun, und nächstens sollt Ihr einen wackern Hofmeister im Hause haben.“ —

Herr Frank machte dem General eine tiefe Verbeugung und seiner Frau ein flämisches Gesicht. Dieß schnitt er aber nur verstohlen, indem ihr Onkel einen Augenblick wegsah und Schnupftabak nahm. Sie lächelte ruhig und

verließ eilend das Zimmer, um ihren Sieg auszuposaunen.

Wilhelm blieb bei ihrem Jubel ziemlich kalt, und verwünschte in seiner Seele den Oheim und dessen ganzes Gefolge. Das letztere aus Eifersucht auf einige junge Officiere, die Luisen am Fenster gesehen und sie so artig gefunden hatten, daß sie es der Mühe werth hielten, ihre Bekanntschaft zu machen. Sie sprachen zu Wilhelms großem Aerger viel von ihr im Schlosse und betrachteten sie als eine leichte Beute, die man ohne Umstände in Besitz nehmen könnte.

Mit diesem Anschlage gingen sie in Wigands Wohnung, des festen Vorsatzes, den Ludimagister zum Besten zu haben und mit seinem Töchterlein nach Gefallen zu scherzen. Sie stellten sich vor, ein altes, schnurriges Männchen zu finden, das ihnen mit unterthänigen Katzenbuckeln entgegenkommen und jeden lustigen Spaß genehmigen würde: daher waren sie nicht wenig überrascht, als sie ein ansehnlicher Mann, dem Muth und Entschlossenheit aus den Augen blitzte, mit edlem Anstand empfing und mit fester Stimme fragte, was sie beliebten. In der ersten Bestürzung gebrach es ihnen fast an einer schicklichen Antwort; doch bald besann sich einer auf den Vorwand: sie wünschten die Einrichtung der Schule zu sehen.

„Hm!“ antwortete Wigand lächelnd: „diese pädagogische Neugier ist bei jungen Herren Ihres Standes eine seltne Erscheinung! Was für Merkwürdigkeiten können Sie auch in einer Dorfschule erwarten! Doch kommen Sie näher! Hier sehen Sie eine finstre, seit zwanzig Jahren nicht geweißte Stube, an deren Wänden sich viele Narrenhände verewiget haben. Das ist, außer den höl-

zernen Bänken für fünfzig bis sechzig Knaben, in der That alles, was ich Ihnen zeigen kann.“ —

Die zarten Helden standen etwas beschämt, schlugen mit den Stöcken an ihre steifen Stiefeln, suchten ihre Verlegenheit durch Lachen zu verbergen und drehten die Augen rechts und links, um die eigentliche Sehenswürdigkeit, die sie hergelockt hatte, zu Gesicht zu bekommen. Allein davor war gesorgt. Luise befand sich mit ihrer Mutter in einem verschlossenen Hinterstübchen, und Wilhelm theilte dieß freiwillige Gefängniß mit ihnen.

„Haben Sie Familie?“ fragte jetzt einer der neugierigen Herren, um seinem Zweck näher zu kommen.

„Frau und Tochter,“ — antwortete Wigand — „die beide nicht zu Hause sind.“ —

„So, so! — Adieu, Herr Schulmeister!“ — Hiermit zogen sie ab und lachten über sich selbst, daß sie so angeführt wurden.

Einer dieser Mädchenjäger war ein Sohn des theuern Herrn von Schierling, den der Leser im zweiten Kapitel kennen lernte. Dieses Gelbschnäbelchen war erst seit acht Tagen aus dem Eie des Kadettenhauses gekrochen und hatte das Patent als Fähnrich erhalten. Er kannte sich nun nicht mehr vor Stolz und sah jeden, der weder von Adel noch Officier war, nur für einen Halbmenschen an. Besonders in Hühnenthal warf er sich mächtig in die Brust und beschäftigte sich mit geheimen Anschlägen, die Schmach zu rächen, die seinem Vater und dessen vielgeliebten Hunden dort widerfahren war. Da ihm wegen der nahen Verwandtschaft des kommandirenden Generals mit der Familie Frank eine offne Fehde nicht rathsam schien, so begnügte er sich, einen Meuchelmord an einer

unschuldigen Gans zu verüben und hier und da die Wände des Schlosses mit Eselsköpfen zu zieren.

Einst hörte Wilhelm an der Außenseite seiner Stubenthür ein seltsames Kratzen. Er sah schnell hinaus. Wen traf er? Den Herrn Fähnrich von Schierling, der ihn abwesend glaubte und mit einer Kohle in der Hand beschäftigt war, einen großen Eselskopf zu verfertigen, den er schon bis auf wenige Striche vollendet hatte. Er erschrack und ging pfeifend fort, als trüge ihn sein Weg hier vorbei. „Bst! warten Sie doch!" rief Wilhelm ihm nach: „Wie kam meine Thür zu der Ehre, daß Sie Ihr eigenes Porträt darauf malen?" —

„Was beliebt?" fragte der Fähnrich, und sah stolz über die Achsel zurück.

„Kommen Sie nur näher!" sprach Wilhelm. „Wir haben über dieses Gemälde ein Wort mit einander zu sprechen."

Herr von Schierling stellte sich befremdet, kehrte jedoch um und betrachtete sein Machwerk als eine unbekannte Neuigkeit. „Alle Teufel!" — fuhr er auf — „Sie unterstehen sich, mir diesen Narrenstreich beizumessen? — Ich rathe Ihnen, nehmen Sie Ihre Beschuldigung zurück, oder bei meiner Ehre —!" Er hob, indem er dieß sagte, den Stock.

„Sie drohen mir?" rief Wilhelm und schlug ihm das Rohr aus der Hand. „Ich verstehe mich auf dieß Gewehr so gut als Sie! Wir können aber friedlich auseinander kommen, wenn Sie hier vor meinen Augen Ihr Bildniß auslöschen und alle ähnliche Kunstwerke, die Sie durchs Schloß verstreut haben, innerhalb einer Stunde vertilgen."

Hierzu wollte sich der Eselsmaler — der um ein gutes Theil verächtlicher als der elendeste Gurkenmaler war — durchaus nicht verstehen, und machte noch einen schwachen

Versuch, die saubern Schildereien abzuläugnen und seinen Gegner durch stolze Worte zu schrecken. Dieser hingegen blieb mit kaltem Blute dabei, die Langohren müßten ohne Verzug weggeschafft werden. „Ich werde mich mit Ihnen darüber nicht raufen!" setzte er hinzu: „wenn Sie aber nicht augenblicklich Anstalt machen, die Plätze zu reinigen, die Sie besudelt haben, so melde ich ihre feine Aufführung dem General." —

Der tapfre Fähnrich erblaßte, zog still ein weißes Schnupftuch aus der Tasche und wischte sein Pastellgemälde säuberlich ab.

„Schön!" sagte Wilhelm. „Fahren Sie so fort!"

„Aber Sie schweigen doch?" — fragte der überwundene Held in einem bangen Tone.

Wilhelm versprach's, und innerhalb einer Stunde verschwanden alle gemalte Esel im Schlosse. Der gedemüthigte Künstler sammelte sie mit Zähnknirschen in sein Schnupftuch und schwor dabei im Herzen, sich empfindlich zu rächen. Hierzu sah er freilich für jetzt keine Möglichkeit, weil er schon des folgenden Tages mit den Lagertruppen abziehen mußte; er schrieb sich indeß, nach dem Beispiele seines edlen Vaters, die Sache hinter's Ohr, und beide Herren bewiesen in der Folge, daß sie im Punkt der Rache Männer von Wort waren.

15.

Magister Trufelius.

Sobald der General mit seinem Gefolge das Schloß verlassen hatte, trat Herr Frank die Regierung seines Hauses wieder an und herrschte gewaltiger denn jemals. Seine

Gemahlin bekam wegen der Hofmeistergeschichte einen harten Stand. Er betheuerte mit manchem kernhaften Fluche, es dürfe sich niemand, wer es auch sey, in seine häuslichen Angelegenheiten mischen, und wenn ihm der General einen lateinischen Schulfuchs zuschickte, wolle er ihn die Treppe hinunter werfen. Die Dame lachte über diese Drohung ins Fäustchen, weil sie aus Erfahrung wußte, daß es der Polterer nicht wagte, ihren Oheim auf irgend eine Art zu beleidigen.

Eingedenk seines Versprechens, befragte der General den Feldprediger, ob er einen geschickten Erzieher vorzuschlagen wisse, und der gestiefelte Apostel sagte geschwind Ja, weil es ihm eine erwünschte Gelegenheit war, einem alten Schul- und Universitätsfreunde, der sich in kümmerlichen Umständen befand, zu Brode zu helfen.

Magister Trufelius — so hieß der arme Kandidat — war ein düsterer Mann von vierzig Jahren, der in einem engen Hinterstübchen, wie ein Käuzlein in einem hohlen Baume, lebte. Er sah oft Monate lang kein menschliches Angesicht als seine hochbetagte Aufwärterin und einen Burschen aus der Druckerei, für die er als griechischer und lateinischer Korrektor arbeitete. Dieses jämmerliche Geschäft war damals sein einziger Nahrungszweig: er mußte sich also seine Schale Thee, seine Pfeife Landtabak und sein Gericht Erdäpfel mühsam genug verdienen; denn das Honorar, das er für zweimalige Durchsicht eines Bogens erhielt, betrug nicht mehr als sechs gute Groschen, und die Setzer machten ihm überdieß das Leben so schwer, daß er bei der ersten Druckfehlerjagd gewöhnlich jedem Bogen drei volle Stunden aufopfern mußte.

Man sah es ihm denn auch an, daß er nicht bei dem

großen Restaurateur Very in Paris zu speisen pflegte, wo täglich 150, schreibe Einhundert und fünfzig, verschiedene Gerichte der feinsten Art den reichen Leckermäulern bereitet werden, und mancher Schlemmer für ein einziges Mittagsmahl, das er seiner hohen Person auftischen läßt, fünf bis sechs Louisd'or bezahlt*. Von dieser Summe zehrte der arme Magister ein halbes Jahr, und blieb bei dieser musterhaften Mäßigkeit so frei von überflüssiger Corpulenz, daß ihn wie ein Windspiel die Sonne durchschienen hätte, wenn es ihr möglich gewesen wäre, in sein von allen Seiten verbautes Museum zu dringen. Dennoch war er, so lange es ihm nicht an Kartoffeln und landsmännischem Tabak gebrach, vergnügt und zufrieden wie der reichste Prinz. Es lag auch blos an ihm, daß er sich selbst nicht stattlicher bewirthen konnte. Er hätte längst, wie andere seines Gleichen, einen Pfarr- oder Schuldienst erhalten, wenn er aus seiner Einsiedelei hervor und unter Menschen gegangen wäre. Aber er lebte nur unter seinen todten Griechen und Römern, die ihm freilich kein Amt geben konnten. Er wußte aufs Haar, wo Cicero in Rom und Plato in Athen gewohnt hatten; allein den Weg zum Hause des Konsistorialpräsidenten kannte er nicht.

Diese Abgeschiedenheit von der lebenden Welt gab ihm ein so verwildertes und verworrenes Ansehen, daß er beinahe zum Kinderspott wurde, wenn er sich bisweilen, wie ein scheuer Nachtvogel, auf die Gasse hinauswagte. Außerdem war seine Gesichtsbildung nicht anmuthig, und diese ließ sich doch nicht verbessern, wenn er auch die größten

* S. Reichardt's vertraute Briefe aus Paris. Dritter Theil. Hamburg, 1805.

Assembleen besucht hätte. Er konnte zwar da aus häufigen Beispielen lernen, die Nase recht hoch zu tragen; doch die seinige wäre dennoch klein, platt und eingedrückt — kurz, eine häßliche Stumpfnase geblieben. Und was hätte es ihm geholfen, daß oft in Gesellschaften große, stattliche Nasen gedreht werden? — Sie waren ihm nicht brauchbar, sie an die Stelle seiner Zwergin zu setzen. — Aber genug von Nasen! Sonst möchten die geneigten Leser und die ungeneigten Kunstrichter die ihrigen darüber rümpfen.

Unser Magister saß eines Morgens bei einem nassen lateinischen Druckbogen und brummte einmal über das andere: „J ad graecum II!“ — An dieses häßliche Gerüst (das die ehrlichen Leute, für die es gebaut wird, die Feldglocke nennen, in der sie selbst den Klöppel abgeben) verwünschte er den Setzer, der, theils der Sprache nicht mächtig, theils nachlässig so viele Böcke geschossen hatte, daß der arme Korrektor nicht fertig werden konnte, sie bei Seite zu räumen. Als er sich mit dieser Wildfuhre schon einige Stunden geplackt hatte, trat der Feldprediger in seine Klause und trug ihm die Hofmeisterstelle in Hühnenthal an. Er hatte Anfangs aus Menschenscheu keine Lust, sie anzunehmen; sein Freund bestand aber mit wohlmeynendem Eifer darauf und zwang ihn, seinen müllerfarbenen Gallarock mit schwarzen Glasknöpfen anzuziehn, um dem General die Aufwartung zu machen.

Sie gingen mit einander in die Wohnung der Excellenz, und dem armen, blöden Trufelius brach der Angstschweiß aus, als er die gigantische Gestalt erblickte und ihr guter Morgen ihm entgegendonnerte. Seine eingedorrte Figur und noch mehr sein zaghaftes Betragen — denn er zitterte wie Espenlaub — mißfiel dem General, dessen Auge

daran gewöhnt war, immer kraftvolle Körper und männliche Festigkeit vor sich zu sehen. Er zog den Feldprediger an ein Fenster. „Herr," sprach er so leise, als es seiner Heroldsstimme möglich war — „was bringen Sie mir da für einen traurigen Schächer! Mit dem werden wir in Hühnenthal wenig Ehre einlegen!" —

Der Feldprediger vertheidigte seinen Schützling. „Ew. Excellenz," antwortete er, „haben in Ansehung der Außenseite meines Freundes vollkommen Recht: sie ist wenig empfehlend; aber ich bürge für seine Rechtschaffenheit und seine Kenntnisse, die man vielleicht bei hundert eleganten Erziehern nach der neuesten Mode nicht antreffen möchte."

„Gut, ich verlasse mich auf Sie!" erwiederte der General. „Ein zierlicher Hasenfuß paßte noch weniger aufs Dorf. Wir wollen's mit Diesem versuchen."

Er rief jetzt dem Magister, der noch an der Thüre schilderte, näher zu kommen. Ein schwerer Gang für ihn, der in seinem Leben keinen getäfelten und geglätteten Boden betreten hatte! Er füßelte furchtsam wie auf einem Eisspiegel und glitt bei jedem Schritt aus. Der General erbarmte sich seiner, da er ihn wie den Apostel Petrus auf dem Meere schwanken sah, und ging ihm halbes Weges mit der Frage entgegen: ob er Willens sey, den Posten eines Hauslehrers in Hühnenthal zu übernehmen.

„Wie Ew. Excellenz befehlen," stammelte Trufelius, und sah scheu auf die glänzenden Dielen, die ihm nun eben so furchtbar waren als der General.

„Ich hab' Ihnen nichts zu befehlen," entgegnete Dieser. „Sie sind ein freier Mann, können thun oder lassen, was Ihnen gefällt."

„Nun, so werde ich mit hoher Erlaubniß von Ew. Excellenz gnädigem Anerbieten devotesten Gebrauch machen."

„Das heißt also kurz und rund, Sie nehmen die Stelle an?"

„Ja, Ew. Excellenz."

„Unter welchen Bedingungen?"

„Diese stelle ich ganz Hochdero Ermessen anheim."

„Nicht doch! Ich bin nicht Ihr Vormund. Reden und fordern Sie selbst! Man muß sich nicht ohne Noth von der Entscheidung eines Andern abhängig machen. Frisch heraus mit der Sprache! Wie viel Jahrgehalt verlangen Sie?"

„Sollten wohl bei freier Kost fünfzig Thälerchen zu viel seyn?"

„Nun, wahrlich, Sie bieten sich um einen billigen Preis aus! Gerade so viel bekommt mein Kutscher. Und Sie — ein Gelehrter! — nein, Sie müssen sich nicht so wegwerfen! Der Besitzer von Hühnenthal ist reich genug: er kann Ihnen doppelt so viel geben; und das soll er und muß er, ich will's ihm schreiben. Uebrigens versteht sich's von selbst, daß Sie alles, was zur Leibesnahrung gehört, unentgeldlich bekommen. Sind Sie damit zufrieden?" —

Der arme Magister, dem hundert Thaler ein fürstliches Einkommen schien, gerieth über dieses unverhoffte Glück ganz außer Fassung und war keines Lautes mächtig. Er vergaß in seinem Freudenrausche sogar den trüglichen Boden des Zimmers, und schritt hastig vorwärts, um dem General, der einige Schritte entfernt stand, seine Dankbarkeit durch einen Handkuß zu bezeigen. Aber wider Willen that er ihm einen Fußfall und küßte, statt der Hand Sr. Excellenz, die heimtückischen Breter, die seinen Sturz verursachten. Der geistliche Herr, der auf dieser schlüpfrigen Bahn besser zu fußen verstand, half ihm schnell wie-

der auf die Beine, und der General lachte nicht über diese komische Niederlage, was wohl kaum ein Fähnrich vom Schlage des Herrn von Schierling unterlassen hätte.

Auf seinen Freund gestützt, wollte Trufelius die verunglückte Ehrenbezeugung nochmals versuchen; aber der General verbat sie, und ließ ihn mit der Ermahnung, sich sobald als möglich zum Antritt der Hofmeisterstelle zu rüsten, und dann einen Beglaubigungsbrief und Reisegeld bei ihm abzuholen.

Der glückliche Kandidat hätte sich im Nothfall sogleich auf den Postwagen setzen können; denn er trug fast alles, was sein war (ein Dutzend Bücher ausgenommen) mit sich herum, und zu Abschiedsvisiten bedurfte er keine Zeit, weil er in der ganzen großen Stadt niemand kannte, als seine Aufwärterin, einen Buchdrucker und dessen kleinen Merkur. Des Wohlstands halben rieth ihm aber sein Freund, erst am dritten Tage zum General zu gehen.

Er that's, und erhielt seine Abfertigung. „Wenn Sie nach Hühnenthal kommen," sprach der General beim Abschiede, „seyn Sie muthig und dreist, und machen Sie wenig Worte! Ihr künftiger Principal ist ein Mann ohne Komplimente, und ein erklärter Freund der Aufrichtigkeit und Wahrheit." —

Der Reisende bediente sich der öffentlichen Post. Seine Gefährten waren zwei Studenten, die während der akademischen Ferien Papa und Mama besucht hatten, und nun, mit reichlichen Mutterpfennigen begabt, nach der hohen Schule zurückkehrten. Sie gehörten beiderseits zu dem Schlage von jungen Herren, die, so oft der silberne Mond in ihrem Beutel voll ist, jedermann stolz und unartig begegnen, und erst nach und nach wieder höflich werden,

wenn er abnimmt. Dieser löblichen Gewohnheit zu Folge, zankten sich die Herren Hochschüler mit allen Postmeistern, Gastwirthen und Aufwärtern, und behelligten ihren Reisekompan wegen seines altfränkischen und ärmlichen Ansehens mit ungeschliffenen Neckereien. Er zog aber seine Troddelmütze über die Ohren und antwortete nicht. „Redet, was ihr wollt!“ sprach er in seinem Herzen: „Der Narr ist ein Druckfehler der Menschheit!“ — So wurden sie es bald müde, ihren köstlichen Witz an einen Taubstummen zu verschwenden, und er kam ohne weitern Verdruß auf der letzten Station an. Hier warf er sich in sein Feierkleid und pilgerte vollends nach Hühnenthal.

16.

Der Einzug.

Mit dem Briefe des Generals, als einem gültigen Paßport, in der Hand, trat er ins Schloß und defilirte glücklich durch ein Paar große Kettenhunde, die vor seinem Kreditive keinen Respekt hatten, sondern wüthend rechts und links auf ihn zustürzten. Im Hofe traf er einen Bedienten, den er um Meldung bei der Herrschaft demüthig ersuchte. Der plumpe Bengel pflanzte sich breitbeinig vor ihn hin, musterte ihn mit frechen Augen von den tombackenen Schuhschnallen an bis zur verwitterten Stutzperücke hinauf, und schien eine Weile unentschlossen, ob er die angebrachte Bitte in Gnaden wolle Statt finden lassen. Endlich hob er sich mit trägen Schritten von dannen, ließ den Magister in einem Kreise zischender und schnatternder Gänse stehen, und warf ihm noch aus der Ferne einen

höhnischen Blick zu, der keine günstige Aufnahme prophezeite.

Herr Frank war auch in der That sehr aufgebracht, als er die Ankunft des Fremdlings vernahm. „Was will der Mensch?“ fuhr er in seinem Großvaterstuhl empor. „Er soll sich zum Henker packen; ich habe nichts mit ihm zu schaffen!“

„Besinn' Dich doch!“ sagte seine Frau. „Es wird der Hofmeister seyn, den uns der General zu schicken versprach.“ —

„Er sey, wer er wolle, das geht mich nichts an! Ich bin Herr im Hause und lasse mir keinen unnützen Brodesser aufdringen.“ —

So polternd und mit den Händen fechtend, lief er wie unsinnig im Zimmer auf und ab. Madame Frank schwieg aus Scham vor dem Bedienten, und weil sie fest überzeugt war, daß der Hausmonarch, aus Furcht vor ihrem Oheim, seinen übereilten Befehl, den Magister abzuweisen, von selbst aufheben werde.

Der Bediente ging; und schon war sein Herr entschlossen, ihn auf der Treppe zurückzurufen, als er glücklicher Weise von selbst umkehrte und anfragte: ob er nicht wenigstens den Brief annehmen solle, den der Fremde von Sr. Excellenz, dem Herrn General, überbringe.

„Nun, das versteht sich!“ sagte Herr Frank, und es war ihm ordentlich wohl, daß er auf eine so bequeme Weise wieder einlenken konnte.

Der Brief (dessen Bote sich noch im Gesellschaftscirkel der Gänse befand) ward gebracht. Herr Frank durchlief ihn mit einem umwölkten Gesichte und schüttelte schweigend bei jeder Zeile den Kopf. Erst am Ende, als der Punkt

der Besoldung kam, ward sein stummer Verdruß wieder laut. „Nein, das ist zu toll!“ schrie er auf. „Der Herr General gebietet über unsern Geldbeutel, als wär' er in Feindes Land und schriebe Brandschatzung aus! Da hat er mir nichts dir nichts dem Menschen, den er uns in's Haus schickt, hundert Reichsthaler jährlichen Gehalt zugesagt, und bittet sich's zur Freundschaft aus, daß ich keinen Heller davon abdinge. — Schöne Freundschaft! — Für hundert Thaler kann ich ein Jahr lang das schönste Pferd und eine Koppel Jagdhunde ernähren!“ —

Madame Frank winkte dem Bedienten, sich zu entfernen und griff dann ihren Gemahl bei seiner schwachen Seite an. Sie gab ihm völlig Recht, und überließ es seiner Willkühr, den kostspieligen Pädagogen anzunehmen, oder mit Protest zurückzusenden. „Allenfalls könnte man,“ — setzte sie mit einem nachlässigen Tone hinzu — „fünfzig Thaler auf die Gasse werfen und ihn ein halbes Jahr im Hause behalten, um den alten eigensinnigen General nicht böse zu machen. Mit der Zeit finden wir leicht einen schicklichen Vorwand, uns den theuern Gast wieder vom Halse zu schaffen.“ —

„Dieser Rath läßt sich hören;“ sagte Herr Frank. „Wir wollen dann sehen, was Ihro Excellenz für ein Wunderthier aufgetrieben haben.“ —

Trufelius ward vorgelassen und begann schon auf der Thürschwelle eine gelehrte Anrede, die er auf der Reise, trotz der Erdbebenstöße, welche die deutschen Postwagen auszutheilen pflegen, in seinem Kopfe entworfen hatte. Allein Herr Frank fiel nach seiner unlöblichen Gewohnheit schon der ersten Periode in den Zügel. „Ihr Diener! Ihr Diener!“ rief er hastig. „Inkommodiren Sie sich nicht weiter! Ich nehme Ihren Senf für genossen an.“

Der Redner erschrack, erinnerte sich jedoch sogleich der Abschiedswarnung des Generals und verstummte. Durch diesen Gehorsam gewann er bei dem Hausherrn einen wichtigen Stein im Brete. Desto weniger Freude hatte Madame Frank an ihm, die sich in der Erwartung eines jungen, eleganten Weltmannes häßlich getäuscht fand. Doch, gesittet und gutmüthig, ließ sie ihn dieß nicht empfinden, sondern nahm seinen ungeschickten Handkuß mit der heitersten Miene an und sprach einige freundliche Worte über Wetter und Weg, um den rauhen Willkommen ihres Gemahls zu lindern und vergessen zu machen.

Dieser kramte nun seine schon bekannten Lehr- und Erziehungsvorschriften fast mit denselben Worten aus, wie er sie fünf oder sechs Jahre früher dem Schulmeister ertheilte. Er warnte besonders wiederum sehr nachdrücklich, seinen Sohn nicht zu einem Heuchler und Fuchsschwänzer zu erziehen, sondern ihm einzuprägen: daß man die Wahrheit lieben und sie allen Menschen, ohne Ansehen der Person, ins Gesicht sagen müsse. „Mancher arme Teufel," fuhr er fort, „mag freilich bisweilen gezwungen seyn, den Mantel nach dem Winde zu hängen: das braucht aber mein Sohn nicht, dem ich einst ein so schönes Erbtheil hinterlasse, daß er der ganzen Welt ein Schnippchen schlagen kann. — Merken Sie sich das, Herr Magister, und schulmeistern Sie hübsch nach meinem Kopfe; es wird Ihr Schade nicht seyn. Sie sehen mir aus, als ob Sie bisher am Hungertuche genagt hätten. Nicht wahr? — Nun, desto besser! So werden Sie in meinem Hause und an meinem Tische einen erfreulichen Abstich gegen Ihre vorigen Fasttage finden und aus Dankbarkeit um so williger meinen Befehlen nachleben." —

Truſelius ſchnitt einen Huldigungsreverenz über den andern, und ſchien eben nicht zu fühlen, daß der hochgebietende Herr ſeine Rede mit einer groben Beleidigung ſchloß. Der feineren Frau that die Unbeſcheidenheit ihres Mannes weh, und ſie ſuchte ſeine Härte durch die ſanfteſte Behandlung ihres neuen Hausgenoſſen auszugleichen. Sie wies ihm ein nettes Zimmer zu ſeiner Wohnung an, und gab ihm auf eine gute Art zu verſtehen: daß er eben nicht nöthig habe, die ihm jetzt publicirten Geſetze zur ſtrengen Richtſchnur ſeines Unterrichts zu nehmen, weil ſich ihr Gatte nicht weiter darum bekümmern werde.

Wilhelm war bei dem Einzuge ſeines Mentors nicht zu Hauſe und freute ſich ſehr mäßig, ihn bei ſeiner Rückkunft zu finden. Das Einzige, was ihm an dem Manne gefiel, waren ſeine reifen Jahre. Er befürchtete bisher, einen geckenhaften Milchbart, wenig älter als er ſelbſt, zum Lehrer und Aufſeher zu bekommen, und das wäre für ſeinen ſtolzen Geiſt eine bittere Kränkung geweſen. Ueberdieß hatte er mit Luiſen einen feinen Anſchlag gemacht, wie ſie ſich auch in Zukunft, trotz der pädagogiſchen Scheidewand, die ſie zu trennen drohte, täglich ſehen und ſprechen wollten; dieſes Plänchen war aber ſo beſchaffen, daß es für ihn ſehr zum Verdruß ausſchlagen konnte, wenn er einen jungen Hofmeiſter erhalten hätte. Die Liebenden waren nämlich ſogleich, als der General die Spedition eines Informators übernahm, auf den Einfall gerathen: Luiſe ſollte ſich durch Vermittlung ihres Vaters Erlaubniß auswirken, die Lehrſtunden im Schloſſe zu beſuchen. Dieſe Vergünſtigung war ohne Zweifel zu erwarten, weil Wigand bei dem Gutsherrn in großen Gnaden ſtand. Nun ſtörte nur noch Wilhelms eiferſüchtige

Fantasie seine Ruhe. Sie malte bei Tag und Nacht an dem Bilde seines künftigen Lehrers, stellte es ihm als einen schönen blühenden Jüngling vor Augen, und quälte ihn mit der Furcht, von diesem Adonis aus dem Herzen seines geliebten Mädchens verdrängt zu werden. Aus diesem Grunde war ihm Truselius wegen seines Alters und seiner unlieblichen Gestalt eine willkommene Erscheinung, und sorgenfrei drang er nun in Luisen, ihren gemeinschaftlichen Entwurf zu Stande zu bringen.

Das gelang ohne Schwierigkeit. Luisens Eltern hatten schon oft bedauert, daß sie den natürlichen Geistesfähigkeiten ihrer Tochter keine höhere Ausbildung verschaffen konnten, als durch den kleinen Vorrath von Kenntnissen, die sie selbst besaßen, nothdürftig geschah. Sie waren also mit des Mädchens Antrage sogleich einverstanden, gingen mit einander aufs Schloß, und ihre Bitte ward in Rücksicht des Verdienstes, das sich Luise vormals um Wilhelm am Dorfbach erwarb, huldreich gewährt. Freilich mußte Herr Frank zuvor seinem Genius genug thun und sagen: er begreife nicht, wozu die Tochter eines Schulmeisters Gelehrsamkeit brauche. Doch wolle er nicht entgegen seyn, setzte er hinzu, und das Wigand'sche Ehepaar achtete jener Bitterkeit nicht, weil man es schon gewohnt war, daß er jedem, der seine Schwelle betrat, eben so sicher einen harten Brocken an den Hals warf, als vor alten Zeiten ein deutscher Ritter (mit dem uns Musäus in seinen Volksmährchen bekannt macht) alle Reisende, die bei ihm einsprachen, gastfrei bewirthete, aber beim Abschiede aus dem Hause hinausprügelte.

17.

Der Philosoph und der Naturmensch.

Die erste Vorlesung, welche Professor Trufelius hielt, war moralisch. Er behandelte, der hausherrlichen Instruktion gemäß, das Kapitel von der Wahrheit, und salbaderte darüber ein Langes und Breites, wovon besonders der Schluß merkwürdig war. „Die Pflicht, die Wahrheit zu sagen," sprach er, „ist ohne Ausnahme so heilig und unerläßlich, daß, wenn ein Mörder, der einen zu mir geflüchteten Freund aufsuchte, mich befragte, wo ich ihn verborgen hätte, ich ihm den Zufluchtsort desselben entdecken müßte." —

„Ei, bewahre der Himmel!" rief Wilhelm. „Das wäre der feigste Schurkenstreich von der Welt!" —

„Gemach, junger Herr!" versetzte der Magister. „Das erläuternde Beispiel, das ich anführte, ist nicht aus der Luft gegriffen, sondern aus den Schriften des großen Immanuel Kant* entlehnt." —

„Wer ist dieser Mann?"

„Wie? Sie kennen ihn nicht, den Polar- und Angelstern der neuern Philosophie?" —

„Ich höre seinen Namen zum ersten Mal, und das ist hier auf dem Lande kein Wunder. Aber, wahrlich! wenn er in seinem Leben nichts als diesen widersinnigen Einfall geschrieben hätte —"

* Kant hat diesen sonderbaren Satz wirklich aufgestellt. Ob in seiner Tugendlehre, wie mich dünkt, oder in einem andern seiner Werke: das ist meinem Gedächtniß entfallen.

„Tace, puer!“ rief Trufelius hitzig und bedeckte mit beiden Händen die Ohren. „Sie lästern in Ihrer Unwissenheit einen der größten Weltweisen!“

„Zugegeben, ich bin unwissend; aber ich habe gesunde Vernunft, die mir sagt: daß es entweder der höchste Grad von Niederträchtigkeit oder gänzliche Tollheit wäre, einen Freund, der unter meinem Dache Schutz und Sicherheit sucht, einem Bösewicht auszuliefern, der ihm nach dem Leben trachtet.“ —

„Sie wollten also die Wahrheit verletzen, wollten sagen der Freund befinde sich nicht in Ihrem Hause?“ —

„Allerdings! Oder wenn ich das nicht läugnen könnte würde ich ihn mit meinem Blut und Leben vertheidigen, und lieber seinen Feind niederstoßen, als ihm ein Haar krümmen lassen.“ —

„Gott bewahre mich vor Mord und Blutvergießen!“ rief der waffenscheue Gelehrte, der sogar dem frommen und mit dem Rost des Friedens überzogenen Degen eines kommandirenden Stadtschützen-Hauptmanns in möglichst weiter Entfernung aus dem Wege ging. — „Ach, ich bitte Sie, junger Herr,“ fuhr er mit hochgefalteten Händen beweglich fort, „sprechen Sie nicht so gräßliche Worte, halten Sie fest an der Wahrheit und mischen Sie sich nicht in fremde Händel: so wird es Ihnen wohl gehen und Sie werden lange leben auf Erden!“

„Nein, Herr Magister,“ sprach Wilhelm rasch, „diese Lehre befolg' ich nicht! Ich glaube gern, daß sich mancher ehrlose Schuft bei Verrath und Feigheit recht wohl befindet; aber mich lehrt mein Herz, daß ich nicht werth wäre zu leben, wenn ich jemals so verworfen seyn könnte, nach der Vorschrift Ihres Philosophen zu handeln.“ —

„Nun, ich wasche meine Hände in Unschuld!“ seufzte Trufelius. „Ich habe nach dem Willen Ihres Herrn Vaters Wahrheit gepredigt, habe die Gründlichkeit meines Vortrags aus den Schriften eines großen Geistes, auf dessen Worte ich blindlings schwöre, bewiesen: was kann ich weiter thun? — Ich bin frei von aller Verantwortung, wenn Sie einst durch Verhaltung der Wahrheit — die nichts bessers, als eine wirkliche Lüge ist — in irgend ein Unglück gerathen.“ —

„Das sey meine Sorge!“ entgegnete der brave Jüngling. „Ich lasse mir mein Gefühl durch kein Hirngespinst fesseln und lähmen. Lügen — vorsätzliche Lügen aus Gewinnsucht, Schmähsucht u. s. w. — sind schändlich; aber in Fällen der Noth die Wahrheit zu verschweigen, das gebietet die Vernunft, und es ist löblich und gut. — Ich liebe die Wahrheit, wenn's Muth gilt, sie zu sagen; doch sie aus Feigheit bekennen — pfui! das soll mir nie in den Sinn kommen.“ —

Am Abend dieses Tages fragte Herr Frank seinen Sohn, was er heute gelernt habe. Wilhelm antwortete: der Magister habe sich mit den Pflichten der Wahrheit beschäftiget.

„Das ist schön, das gefällt mir!“ rief der Alte.

„Aber, Vater, was sagst du dazu?“ sprach Wilhelm, und wiederholte wörtlich die Lehre: daß man aus Ehrfurcht gegen die Wahrheit seinen Freund einem Mörder ausliefern müsse.

„Abgeschmacktes Zeug!“ brummte der Vater kopfschüttelnd und sah mit spöttischem Lächeln die Mutter an.

„Du hast deinen Lehrer gewiß unrecht verstanden, mein Sohn!“ sagte sie etwas verlegen.

„Nein, nein!“ antwortete Wilhelm. „Ich stritt lange mit ihm darüber, und sagt' ihm meines Herzens Meinung, daß ich in einem solchen Falle, wie er gesetzt habe, nur ein Schurke oder ein Tollhäusler der Wahrheit treu bleiben könne: allein er wich und wankte nicht von seinem abenteuerlichen Lehrsatze, und vertheidigte ihn damit, daß er aus den Schriften eines berühmten Philosophen genommen sey.“

Herr Frank brach in ein wieherndes Gelächter aus. „Das hab' ich wohl gedacht!“ rief er triumphirend. „Da sieh, Mutter, solche schöne Raritäten stehen in den Büchern!“ —

18.

Der poetische Trichter.

Die folgenden Lehrstunden waren angenehmer. Wilhelms Mitschülerin belebte und erheiterte sie.

Sie war, als Trufelius nach Hühnenthal kam, erst vierzehn oder fünfzehn Jahre alt, doch den Gränzen der Kindheit schon völlig entwachsen und ausgezeichnet schön. Wir könnten uns die Beschreibung ihrer Person bequem machen, und sie kühnlich der Venus und den Grazien vergleichen: da jedoch diesen Göttinnen die Kränkung, sich ein sterbliches Weib an die Seite gesetzt zu sehen, von Dichtern und Romanenschreibern täglich zugefügt wird, so wollen wir sie unsers Theils damit verschonen, und die wenigen Farben, die wir zu Luisens Bilde nöthig haben, nicht aus dem Olymp holen. Das ganze Gemälde wäre überflüssig, wenn man sich auf die Fantasie des Lesers verlassen dürfte.

Allein es ist zu befürchten, daß mancher, der etwa eine alltägliche Schulhalterstochter Gänse stopfen, Kühe melken, oder andere dergleichen gemeine Handarbeiten verrichten sah, uns den Spuk machen möchte, sich Luisen als eine so reizlose Figur vorzustellen. Diesem falschen Eindruck, der unserer Geschichte alle Annehmlichkeit rauben würde, muß bei Zeiten vorgebeugt werden.

Kund und zu wissen sey demnach allen, denen es zu wissen nöthig, daß Luise eine zarte, schlanke, ächt griechische Gestalt war, und sich etwas besser ausnahm als viele breite Modedamen, die sich, der Natur zum Trotz, durch die Zauberkraft der Schneiderscheere zu zierlichen Athenerinnen bilden wollen. Doch nein; das war Verläumdung! — Denn liegt es nicht hell am Tage, daß sie nicht sowohl durch die Kunst des Schneiders, als vielmehr durch dessen Entbehrung, ihr Ziel zu erreichen, und die Aufklärung unsers Zeitalters dadurch zu vermehren suchen, daß sie ihren ganzen Körper aufklären? —

In diesem Punkte war Luise sehr verfinstert. Sie verhüllte mit abgeschmackter Aengstlichkeit ihren jungfräulichen Busen, und entsetzte sich einst recht kindisch über den Anblick einer modernen Eva, die an einem rauhen Herbsttage, der die Erde mit dem ersten Schnee beschenkte, halb nackt einher ging, und auf den wenigen Theilen ihres Körpers, die bekleidet hießen, ein so enges und durchsichtiges Spinnengewebe trug, daß man es nur den Schatten eines Gewandes nennen konnte. Das einfältige Landmädchen schlug die Hände über dem Kopfe zusammen, schalt diese elegante Tracht ungesittet und schamlos, und steckte ihr Halstuch noch fester. Es läßt sich daher, so lieb wir die Kleine übrigens haben, nicht vertuschen, daß sie ein schwaches,

von altfränkischen Vorurtheilen eingenommenes Köpfchen war, und keinen Gran Weltverstand besaß.

So paßte sie aber recht für ihren Wilhelm, der zwar auch ein bildschöner Junge, aber im Fache der Eleganz ein erbärmlicher Tropf war, und an der unmodischen Tracht seiner Geliebten nicht den geringsten Anstoß fand. Schon damit zufrieden, daß ihr Rosengesicht kein dichter Nonnenschleier bedeckte, sah er ihr mit Entzücken in die sanften, himmelblauen Augen, spielte mit ihren weichen Flachslocken, und fand ihre Nase sehr hübsch, ohne ein Wort davon zu wissen, daß sie die reinste griechische Form hatte.

Wie mächtig Luisens Schönheit war, beweiset der merkwürdige Umstand, daß sogar Magister Trufelius das rostige Gewehr der Unempfindlichkeit vor ihr streckte. Er, der bis in sein vierzigstes Jahr mit alten klassischen Werken und nassen Korrekturbogen gepanzert, mitten durch Amors Pfeilregen unversehrt ging, bekam auf Einmal, als er ungefähr sechs Monate in Hühnenthal war, einen tüchtigen Kernschuß ins Herz, und geberdete sich dabei so seltsam, daß es sehr ergötzlich anzusehen war. Er hatte bisher die Gewohnheit gehabt, in einem Schlafrocke von grünem wollenem Damast und mit der Nachtmütze auf dem Kopfe, Schule zu halten: sobald er aber die Wunde der Liebe fühlte, erlaubte er sich diese Bequemlichkeit nicht mehr, sondern kleidete sich alle Tage so zierlich, als ob er vor den Taufstein treten oder ein anderes Ehrenwerk verrichten wollte. Er verschrieb sich mit der Post ein feines Haarzänglein, um die Vorläufer des herannahenden Alters, das in seinen schwarzen Augenbraunen schon hier und da Salz unter den Pfeffer gemischt hatte, zu vertilgen; auch glättete er die Erstlinge der Runzeln zwischen den

Schläfen und Augenwinkeln (die man im Scherz bisweilen Hühnerpfötchen nennen hört) mit dem elfenbeinernen Streichmesser, dessen man sich zum Falzen der Briefe bedient. Sogar seine Stimme, die gewöhnlich wie die durstigen Räder eines schweren Lastwagens knarrte, ward auf Einmal sehr fein, doch eben nicht lieblich; denn er fing an durch die Fistel zu sprechen, wie ein Heimchen.

Ihr zu Gefallen bestrebte er sich auch, seine Vorträge mit Anmuth zu würzen. Er lehrte nach Gottscheds Weise den deutschen Styl, und gab Unterricht im Briefschreiben; nur Schade, daß seine Muster-Episteln, die er theils selbst entwarf, theils aus einem alten Tröster entlehnte, ganz geschmacklos ausfielen und seine Schüler zum Lachen reizten. Dieses Mißgeschick erfuhren besonders einige zärtliche Brieflein, durch die er Luisen auf eine verblümte Art seine Liebe erklärte. Sie waren in den schwülstigsten Ausdrücken abgefaßt, die er vermuthlich in der asiatischen Banise erbeutet haben mochte.

Einsmals sprach Luise von verschiedenen poetischen Schriften, die sie gelesen hatte. Es gehe ihr nichts über ein treffliches Gedicht, sagte sie, und sie beneide den, der es in seiner Gewalt habe, gute Verse zu machen. Trufelius nahm diese Aeußerung für einen Wink und Beruf zum Professor der Dichtkunst, und gab bescheiden zu vernehmen: er werde mit einiger Anweisung zur Poetik ergebenst aufwarten können, immaßen er selbst in jüngern Jahren mit den Musen Umgang gepflogen und viele Gelegenheitsgedichte verfertiget habe. „Ich sattelte" — sprach er mit einem gewissem Stolz — „meinen Pegasus für jeden, der einen Ehrenritt bei mir bestellte." —

„Eine elende Reiterei," — fiel Wilhelm ein „bei der wenig Ehre zu erjagen ist!"

„Warum nicht?“ fragte stutzend der Poet.

„Weil es nicht möglich ist, wenigstens mir nicht möglich wäre, in Hansens und Kunzens Seele glücklich zu dichten, und ein herzliches Wort über einen Gegenstand zu sagen, bei dem ich nicht interessirt bin.“ —

„Ei wohl ist man dabei interessirt! Das Gedicht wird bezahlt.“ —

„Das ist eben das Verächtliche bei der Sache! Ein Gelegenheitsdichter kommt mir vor wie eine Thürklingel, die jeder Tropf mit schmutzigen Händen anfassen und ertönen lassen kann.“ —

„Sie machen mir in der That ein hartes Kompliment!“

„Ich rede, wie ich denke, und das kann mir niemand weniger übel deuten als Sie! Denn von Ihnen ward ich ja belehrt: man müsse allen Menschen, ohne Ansehen der Person, die Wahrheit ins Gesicht sagen. — Doch wieder auf die Gelegenheitsverse zu kommen: ich find' es sehr lächerlich, wenn sich Leute, die wohl kaum einen Wäschzettel schreiben können, ein Ding, das wie ein Gedicht aussieht, von einem Lohnreimer fertigen lassen und es in ihrem eigenen Namen übergeben. — Ist das nicht eben so drollig, als wenn jemand vor aller Menschen Augen in der öffentlichen Marktbude eines Kleiderhändlers einen Gallarock entlehnte, und damit einem hohen Gönner oder der Dame seines Herzens — die selbst aus ihren Fenstern diesen Lumpenstaat anlegen sahen — den Hof machte?“ —

„Aber ich bitte Sie, junger Freund, was soll der arme Mann anfangen, wenn er einen Ceremonienbesuch ablegen will oder muß, und kein Feierkleid in seinem Vermögen besitzt?“ —

„So geh' er in seinem Alltagsrocke! — Jeder Prahler

mit fremden Federn verdient eine eben so schimpfliche Entkleidung wie die Krähe in der Fabel erfuhr. — Ueberdieß taugen die poetischen Gelegenheitsfedern auch aus dem Grunde nichts, weil man sich schon seit Olims Zeiten damit schmückt, und an dieser alten verlegenen Waare keine neue Farbe mehr haftet. Man sollte diese ausgediente Mode endlich auch in die Rumpelkammer werfen, wo schon so viele Sitten und Gebräuche der Vorwelt begraben liegen. Ein gedrucktes Titelblatt und hinterher drei leere Seiten thäten meines Erachtens die nämlichen Dienste, als das beste Hochzeit- und Leichengedicht." —

Trufelius schwieg und schmollte, bis sich Luise, um ihn wieder zu besänftigen, seine Belehrung in der Dichtkunde mit schmeichelhaften Worten erbat. „Von Herzen gern!" antwortete er. „Ich will's Ihnen nicht entgelten lassen, daß mich Ihr Schulkamerad beleidigt hat; nur muß ich bedauern, daß mir ein vortreffliches Buch, das ich bei meinen Vorlesungen zum Leitfaden brauchen könnte, schon seit mehreren Jahren abhanden gekommen ist. Es war im Jahre 1650 zu Nürnberg erschienen, und führte den Titel: Poetischer Trichter, oder der in sechs Stunden einzugießende Unterricht zur deutschen Dicht- und Reimkunst. — Ein kostbares Werk, das leider in keinem Buchladen mehr zu haben ist!" —

„Sehr Schade!" sprach Luise mit mühsamer Ernsthaftigkeit. „Wie kamen Sie denn darum?"

„Ein junger Laffe borgte mir's ab, und als ich's zurückforderte, läugnete er den Empfang. Aber die Folge zeigte, daß er meinen Trichter besaß und seinen leeren Kopf damit angefüllt hatte: denn er schickte von Stund an eine zahllose Menge Sonnette — zu deutsch: Klinggedichte — und

andere poetische Poesien in die Welt, und man sah es seinen Versen wohl an, daß er sich wenigstens sechs volle Stunden mit Eintrichterung der Dicht- und Reimkunst beschäftigt haben mußte. Sein Ruhm stieg dadurch so hoch, daß er bei dem Jubelfeste der Universität *** zum Dichter gekrönt wurde. — Welch Glück! welche Ehre! — Und das alles hat er meinem Trichter zu danken!" —

So klagte Trufelius, und behalf sich nun ohne diese Maschine so gut er konnte. Wir halten uns dabei nicht auf, sondern eilen zu lustigern Auftritten.

19.

Das Perspektiv.

Wilhelm und sein Hofmeister wurden von Tage zu Tage unzufriedener mit einander. Der junge Haberecht widersprach bei jeder Gelegenheit, und stützte sich auf das Gebot, die Wahrheit zu reden. Der Lehrer hingegen drang auf ehrerbietiges Nachgeben; doch der achtzehnjährige Jüngling war ein widerspänstiger Baum, der sich nicht mehr beugen ließ. Er wäre bisweilen noch halsstarriger gewesen, wenn ihn nicht Luise durch Bitten und Vorstellungen etwas geschmeidig gemacht hätte. Ihr gingen die Kränkungen des ehrlichen Magisters ans Herz; sie waren auch in der That nicht zu loben und sind noch weniger jungen Leuten zur Nachahmung zu empfehlen. —

Das gute Mädchen war, ohne es selbst zu wissen, die unschuldige Ursache der Spannung zwischen dem Lehrer und seinem Schüler, der Jenem ein Dorn im Auge ward, sobald er das zärtliche Einverständniß der Liebenden be-

merkte. Er suchte nun seinen Nebenbuhler zu demüthigen und ihn mit der Lanze der Gelehrsamkeit aus dem Sattel zu heben. In dieser Absicht stellte er die Unwissenheit seines Scholaren so oft als möglich in ein lächerliches Licht, um daneben selbst durch den Kontrast in Luisens Augen desto herrlicher zu glänzen. Allein er rechnete falsch. Wilhelm, der mit seinem Mutterwitz zufrieden und nach Schulweisheit nicht lüstern war, grämte und schämte sich nicht, wenn er auch den schändlichsten Donatschnitzer gemacht hatte. Er führte dann immer ein großes, von seinem Vater gesammeltes Namenregister berühmter Männer im Munde, die sich in Kriegsdiensten und andern Fächern ausgezeichnet hatten, ohne Mensa deklamiren zu können. Nur Pedanten, meynte er, wären auf solchen Plunder stolz, und überdieß habe man ja den Herr Magister darum nach Hühnenthal berufen, daß er aus einem Klotz einen Merkur bilden solle.

Selbst Luise sah scheel, wenn der eifersüchtige Schulmann ihres Wilhelms Ignorenz zu hämisch an den Pranger stellte; und noch weniger fühlte sie Neigung, ihn deßhalb zu lieben, weil er ein lebendiges griechisches und lateinisches Wörterbuch war. So verfehlte er bei ihr ganz seinen Zweck, und zog sich dagegen den Nachtheil zu, daß Wilhelm, der keine Beleidigung ungeahndet ließ, noch unbändiger ward, und sich auch bisweilen der Bauchsprache (deren Uebung er fleißig fortgesetzt hatte) zum Werkzeuge seiner Rache bediente. Er lachte und spottete von innen heraus, und war dabei von außen so ernsthaft, daß der Magister, der von dieser feinen Kunst in seinem Leben nichts gehört hatte, keinen Verdacht auf ihn warf, sondern Anfangs dieses Gehöhne der vor dem Schlosse spielenden

Dorfjugend beimaß, und endlich gar bei hellem Tage Geisterstimmen zu hören glaubte.

Der Bauchredner machte sich gewöhnlich den Spaß, ihn beim Namen zu rufen. Einige Mal ließ sich Truselius vor die Thür hinaus in den April schicken; nachher schüttelte er blos den Kopf und ging nicht von der Stelle. Einmals aber ahmte Wilhelm die gebieterische Stimme seines Vaters sehr täuschend nach; der Magister sprang vom Stuhl auf, suchte den gestrengen Herrn vor der Thür, endlich sogar in seinem Zimmer, und erhielt auf die unterthänige Frage, was zu Befehl stehe, den harten Bescheid: er müsse bei offenen Augen träumen, denn man habe nicht an ihn gedacht.

Mißlaunig ging er zurück. Als er in die Nähe seines Stübchens kam, rieth ihm die Furie der Eifersucht, auf den Zehen zu schleichen und durchs Schlüsselloch zu spähen. Himmel, was sah er! — Wilhelm umarmte und küßte Luisen! — Dem Lauscher war nicht anders, als ob ihm ein Schock Teufelchen in den Leib führen. Er riß hastig die Thür auf, stürzte wie ein Rasender mit glühenden Augen hinein, ergriff einen Stecken, der ihm gewöhnlich zum Ausstäuben seiner Kleider diente, und holte damit aus, um den Unrath der Liebesgedanken aus dem Kopfe des jungen Löfflers zu klopfen. Dieser flog wie Schießpulver auf; und eben so schnell fuhr Sultan, sein großer, treuer Hund, der zu seinen Füßen lag, mit offenem Rachen unter dem Tische hervor. Der giftige Magister zitterte jetzt doppelt, vor Wuth und vor Angst. Ein Auge schoß auf Wilhelm Blitze; das andere beobachtete den fürchterlichen Cerberus, dessen griesgramiges Knurren und entblößtes Gebiß ihn so lähmte, daß er bewegungslos mit

erhobenem Stabe, wie durch den Anblick einer Klapperschlange bezaubert, stehen blieb und keinen Athemzug wagte.

Als er eine halbe Minute in dieser peinlichen Stellung ausgehalten hatte, seufzte er leise: „Ihr Hund will mich fressen!“ — „Werfen Sie den Stock weg!“ rief Wilhelm. Es geschah. Sultan bekam Ordre zum Rückzuge und befolgte sie.

„Herr! was fiel Ihnen ein?“ fragte Wilhelm mit lachendem Munde. „Glaubten Sie einen ABC-Schützen vor sich zu haben, der sich geduldig bakuliren läßt? Und was für ein Verbrechen hab' ich denn begangen?“ —

„O brennen Sie sich nicht weiß!“ — erwiederte Trufelius ganz muthig, weil er sah, daß Sultan den Kopf auf die Dielen legte und sich um die Sache nicht weiter zu bekümmern schien. — „In Literis, junger Mensch, sind Sie, wahrhaftig! nur ein ABC-Schüler; aber in arte amandi — ei freilich, da sollte man meynen, Sie hätten den Ovidium gelesen, und seine lasciven Lehren, so zu sagen, in Saft und Blut verwandelt! — Merken Sie nun wohl, was ich durch's Schlüsselloch observirt habe?“

„Also durch's Schlüsselloch, durch's Perspektiv der alten, neugierigen Weiber, haben Sie gesehn?“ rief Wilhelm. „Pfui, schämen Sie sich! Das ist unmännlich!“ —

Trufelius schämte sich nicht, aber Luise. Es war ihr erster Kuß von der süßen Art, die Ovid besang. Kein Wunder, daß er um so mehr wie Feuer auf ihren Lippen brannte, da er von fremden, neidischen Augen belauert worden war und ein solcher Lärm darüber entstand. Sie saß ein Weilchen wie auf Hechelspitzen, stand dann schnell auf und verließ mit bedeckten Augen die Schulstube. Ihr

hochgelahrter Verehrer war in diesem Moment so erbittert auf sie, daß er sich die Miene gab, als ob er ihren Abgang von der Bühne gar nicht bemerke.

20.

Der Apfelschimmel.

Nun wäre der Krieg gewiß erst recht losgegangen, wenn nicht ein Schwert das andere in der Scheide gehalten hätte. Sultan hob, als er einen lebhaften Wortwechsel hörte, sein Haupt wieder bedenklich empor und schlug den Muth des Magisters damit nieder. Auf der andern Seite scheute sich Wilhelm zwar nicht vor dem Klopfstöckchen des Doktors der Philosophie, aber vor seiner Zunge, wie man auch eine todte Kohle ungern angreift, die freilich nicht brennt, doch schwärzt. Er besorgte, bei seinen Eltern schwarz gemacht und wegen der belauschten Umarmung denuncirt zu werden: denn sein Vater hatte dem Magister auf die Seele gebunden, selbst in seinem Amte der Wahrheit hold und gewärtig zu seyn, und ihm keine Untugend seines Sohnes zu verschweigen. Wie leicht konnte er nun nicht, wenn er durch lose Reden noch stärker aufgereizt wurde, jetzt zum erstenmale diesem Befehle gehorchen und Luisens ewige Verweisung aus der Schloßschule dadurch veranlassen! Diese Maßregel hatte Wilhelm von seinen Eltern unfehlbar zu erwarten, weil beide von dem Range und Stande eines Rittergutsbesitzers hohe Begriffe hatten, die Mutter überdieß auf ihre adeliche Herkunft etwas stolz war, und es sich mithin voraussehen ließ, daß diese sonst immer zwiespaltigen Ehegenossen darin einig seyn wür-

den, die Liebschaft ihres Sohnes mit einem armen Schulmeistermädchen zu mißbilligen und auf jede mögliche Art zu unterdrücken.

Dieß klüglich bedenkend, that Wilhelm den ersten Schritt zur Aussöhnung mit seinem Lehrer, der eine gute Haut war und die Sonne nicht gern über seinen Zorn untergehen ließ. Der Friede kam ohne lange Präliminarien zu Stande. Man beschloß, das Friedensfest gegen Abend durch einen gesellschaftlichen Spazierritt zu feiern und den Weg bei der Schulhalterei vorbei zu nehmen, um Luisen einen augenscheinlichen Beweis der wieder hergestellten Eintracht zu geben, weil außerdem zu befürchten war, daß sie aus Abneigung gegen Zank und Streit des folgenden Tages die Schule versäumen möchte.

Wilhelm hatte die edle Reitkunst von Jugend auf getrieben. Von seinem Vater und dem Erwachtmeister unterwiesen, war er ein so sattelfester Pferdebändiger geworden, daß er sich gewiß keinen Augenblick besonnen hätte, Alexanders wilden Bucephal zu besteigen und mit dem General Seidlitz durch die rauschenden Flügel einer Windmühle hindurchzusprengen, oder von einer hohen Brücke in den Strom hinabzusetzen. Trufelius hingegen verstand beinahe so wenig von der Reiterei, als die gebornen Venediger, die — wenn sie nicht etwa außerhalb ihrer Vaterstadt eine Reise thun — hundert Jahre alt werden können, ohne ein lebendiges Pferd gesehen zu haben. Dennoch war er der erste, welcher die friedensfestliche Kavalkade in Vorschlag brachte.

Ihm hatte vor vielen Jahren ein Landpfarrer, für den er eine Gastpredigt thun wollte, zu seinem Fortkommen einen ernsthaften und etwas bejahrten Ackergaul gesandt,

der aus frommer Sittsamkeit keinen Schritt von der Stelle ging, wenn ihn nicht der voranschreitende Stallmeister des Pastors am Zaume hinter sich herzog. Aus dieser Brautführung — so kann man füglich sagen: denn die sanfte Gurre war eine Braut des Todes und die Hochzeit sehr nahe — entstand für den Reiter eine so äußerst gemächliche Bewegung, daß er, wie in seiner Studierstube sitzend, die vorhabende Predigt überdenken konnte. Er legte die Meile Weges, die er zu machen hatte, in noch nicht vollen vier Stunden zurück, kam ohne den geringsten Unfall ins gastfreundliche Pfarrhaus, hatte von seinem langen Ritt wenig oder gar keine unbehagliche Nachempfindung, und glaubte nun reiten zu können; wie sich Mancher für einen Dichter hält, weil er ein paar Sonnettchen zusammengeschweißt hat. — Gibt es wohl, um die saure Arbeit eines solchen Musensöhnleins recht zu versinnlichen, ein besseres Wort als dieß, das schmieden und schwitzen zugleich bedeutet? — Der einzige verdammte Umstand macht dem niedlichen Wortspiele einen lahmen Fuß, daß der Eisenschmied in und mit Feuer arbeitet und der Reimschmied kalt, eiskalt. —

Unser Trufelius, den wir nicht aus den Augen verlieren wollen, war also in seinen Gedanken ein Kapitalritter, und sehnte sich schon lange nach einer stattlichen Galoppade bei Luisens Fenster vorbei, weil er gehört oder gelesen hatte, daß ein geschickter und eleganter Reiter in manches weibliche Herz wie in ein offenes Thor hineintrabe. Das war denn auch seine Absicht, die er jedoch natürlicher Weise nicht bloßgab. Er wolle sich, schützte er vor, eine tüchtige Bewegung machen, die ihm nach anhaltendem Sitzen sehr nöthig sey. Auf die Frage: wel-

ches Pferd die Ehre haben solle, ihn zu tragen? bat er sich die Krone des Frank'schen Marstalls, einen schönen Apfelschimmel, aus.

Wilhelm widerrieth diese Wahl. „Der Schimmel,“ sprach er, „hat Mucken und ist gar nicht so fromm, als er scheint. Glauben Sie mir das auf mein Wort! Ich sage Ihnen, wie immer, die Wahrheit.“ —

Diese ehrliche Warnung schlug Trufelius (der durch die stärkenden Einflüsse der heitern Landluft und guten Tafel sehr muthig und fast keck geworden war) mit Lachen in den Wind. Er verwarf einen sanftmüthigen, aber freilich unansehnlichen Rappen, der ihm empfohlen ward, und bestand um so hitziger auf den Schimmel, weil er den Warner vor demselben im Verdacht hatte, er verläumde das Pferd blos aus Neid, um selbst damit zu paradiren. „Nun wohlan!“ sagte Dieser. „Der Wille des Menschen ist sein Himmelreich. Ich lasse den Schimmel für Sie satteln!“ —

Sie ritten fort, und das Wagestück ließ sich anfangs gut an, bis mitten im Dorfe, in der Nähe des Schulhauses, ein ungezogener Bauerhund mit den Pferden Händel anfing und ihnen in die Beine fiel. Der verschmähte Rappe, den Wilhelm ritt, ging seines Weges ruhig fort; aber der stolze Schimmel nahm den Anfall übel, feuerte mit beiden Hinterhufen hoch aus, und schnellte durch diese Kraftanstrengung seinen lateinischen Reiter aus dem dürftigen Wadenschluß, in dem er bisher nicht ohne wohlthätigen Beistand des Sattelknopfes gesessen hatte. Er schoß, da sich das Pferd hinten hob, vorwärts ihm auf den Hals und erlaubte sich in der Angst eine Umarmung, die der aufgebrachte Schimmel so ungütig aufnahm, daß er plötz-

lich auf die Hinterfüße trat und kerzengerade in die Luft stieg. Der Hut und die Perücke des Ritters mochten nun mit dieser gefährlichen Geschichte nichts weiter zu schaffen haben; sie verließen ihren Herrn in der größten Noth, und meldeten ihn auf der ebenen Erde an, wo er auch schnell nach ihnen eingetroffen wäre, wenn ihn nicht ein herzueilender Bauer in seinen Armen aufgefangen hätte.

So kam der unglückliche Schimmelritter zwar ohne Leibesschaden wieder auf festen Grund und Boden; aber seine Seele war tief verwundet, weil Luise an der Thür ihrer Wohnung stand und seine schimpfliche Absattlung sah. Jetzt schämte er sich mehr als einige Stunden zuvor, da er durchs Perspektiv der alten Weiber geguckt hatte. Bestürzt und stumm wie ein Kandidat, der im Examen nicht bestand, schlich er von dannen, und schlug die Einladung, das Apfelroß wieder zu besteigen, mit einer verneinenden Handbewegung aus.

„Hab' ich's Ihnen nicht gesagt?" sprach Wilhelm, als er von seinem fortgesetzten Spazierritte nach Hause kam. „Was hilft die edle Wahrheit, wenn sie keinen Glauben findet?" —

Am nächsten Sonntage nahm Trufelius Rache. Er hielt gerade eine Gastpredigt für den Pastor loci, und ergriff diese Gelegenheit, die beißigen Dorfhunde (die er mit akademischen Renommisten verglich) und ihre Brodherren, die ihnen nicht scharf genug auf dem Dache waren, von der Kanzel zu werfen. Dabei gedachte er mit Ruhm des sanften Hündleins Tobiä, und drang eifrig darauf, daß sich alle Köter in Hühnenthal nach diesem Beispiele bilden oder ihnen widrigenfalls Kappzäume angelegt und schwere Klöppel an den Hals gehangen werden sollten.

Staats-
Bibliothek
Bamberg

21.

Der große Trumpf.

Der Strafprediger spielte nun einige Monate lang gegen Luisen den kalten, unempfindlichen Philosophen. Seine Leidenschaft glühte indeß wie ein unterirdischer Brand im Stillen fort; und als er einst erfuhr, daß Wigand und seine Frau in ein benachbartes Dorf gegangen waren und ihre Tochter allein zu Hause gelassen hatten, warf er sich geschwind in seinen Bratenrock und überraschte sie mit einem Besuche, den er — wie er bei seiner Ankunft listig genug vorgab — ihrem werthesten Vater schon längst zugedacht haben wollte, um ihn durch ein ruhmvolles Zeugniß ihres Fleißes und glücklichen Fortgangs in den Wissenschaften zu erfreuen.

Das Wenigste, was Luise auf diese Schmeichelei erwiedern konnte, war ein freundlicher Dank und die Bitte, gefällig Platz zu nehmen.

Er setzte sich mit vielen Ceremonien, und stellte vorläufig verschiedene Wetterbeobachtungen an, um hiermit den Grundstein eines Gesprächs zu legen, von welchem er nach und nach eine zierliche Brücke hinüber in die anmuthigen Gefilde der Liebe schlagen wollte. Leider trennte ihn von diesem Paradiese ein sehr breiter Strom, und der ungelenke Mann war noch nicht mit dem ersten Bogen seiner Kommunikationsbrücke fertig, als er einen Störer die Treppe heraufkommen hörte, und an den raschen, über mehrere Stufen zugleich hinwegsetzenden Sprüngen seinen Zögling erkannte. Er erschrack, als ob er bei einem Diebstahl ertappt würde, sah sich ängstlich nach einem Zufluchts-

Staats-Bibliothek Bamberg

ort um, und kroch schnell auf allen Vieren unter einen Tisch, der mit einem Vorhange versehen war. Luise glaubte, der weise Mann sey plötzlich ein Narr geworden: denn er sprach, indem er sich so unsichtbar machte, kein Wort, und winkte blos mit Augen und Händen, ihn nicht zu verrathen.

Wilhelm und sein Sultan traten herein. Dieser witterte, wie der menschenfressende Riese in einem alten Ammenmährchen, den verborgenen Gast, und bellte den Tisch an. „Was steckt denn da hinter dem Vorhange?“ fragte Wilhelm. „Wahrscheinlich meine Katze,“ — sprach Luise — „die ich dem Herrn Sultan nicht gern Preis geben möchte.“ — Wilhelm verbot ihm, den Hausfrieden zu stören. Er gehorchte und streckte sich schweigend auf die Dielen; doch seine Augen bewachten mit fester Richtung den Tisch.

Seelenfroh, daß diese Gefahr glücklich überstanden war, untersuchte der Magister den wollenen Vorhang, ob vielleicht eine dienstfertige Motte ein Perspektivchen hineingearbeitet hätte, und er fand auch wirklich eins, das ihm nach Luisens Nähtisch hin, wo die jungen Leute beisammen saßen, eine vortreffliche Aussicht anbot; doch indem er davon Gebrauch machen wollte, empfand er mit Schrecken einen Kitzel in der Nase, der gewöhnlich das Niesen anzumelden pflegt. — Die Rabbinen fabeln: die ersten Menschen hätten nur Ein Mal in ihrem Leben genieset, und wären in demselben Augenblicke ohne weitere Krankheit gestorben; allein der Patriarch Jakob habe Gott gebeten, ihn und überhaupt das ganze Menschengeschlecht mit dieser schnellen und unvorbereiteten Abforderung von der Welt zu verschonen, und aus der Erhörung seiner

Bitte sey nach der Zeit der beim Niesen gewöhnliche Glückwunsch entstanden. — Dieser jüdischen Sage erinnerte sich der Magister, als es ihm jetzt in der Nase kribbelte, und er wünschte beinahe, das Patriarchengebet möchte keinen Eingang in den Himmel gefunden haben: denn in diesem bangen Moment schien ihm kaum der Tod so bitter, als ein verrätherisches Niesen, das ihn unvermeidlich mit Spott und Schande bedrohte. Er versuchte jedes mögliche Mittel, diese Explosion zu hintertreiben, und drückte besonders die Nasenflügel fest zu. Alles vergebens! Die Natur ließ sich die Thür, durch die sie eben gehen wollte, nicht verschließen, sondern drang mit desto stärkerem Brausen hervor; kurz, er nieste herzhaft.

Sultan fuhr bellend auf, und Wilhelm, dem die Eifersucht plötzlich einen Stachel ins Herz bohrte, ließ sich von Luisen, so freundlich sie auch bat und so böse sie zu werden drohte, nicht abhalten, den Umhang des Tisches zurückzuschlagen. Da kauerte denn der unglückliche Trufelius auf Händen und Füßen, und sah seinen Eleven, dessen grimmiger Hetzhund ihn durchaus wie einen wilden Eber behandeln wollte, mit einem Jammergesichte an, das eben so stark zum Lachen als zum Mitleiden reizte. Wilhelm fand sich zu jenem bewogen, und gab sich nicht die geringste Mühe, diesen Trieb zu ersticken. „Ei, Herr Professor!“ rief er aus: „Ist dieser Katzenwinkel ein schicklicher Schlupfort für einen Prediger der Wahrheit? — Ich dächte, der sollte noch mehr in Thaten, als in Worten, frei und offen seyn und sich keine Winkelzüge erlauben! Auch Luise that unrecht,“ — fuhr er fort — „daß sie mir auf die Frage, was hinter dem Vorhange stecke, nicht reinen Wein einschenkte. Sie hätte die Pflicht der

Wahrheit nicht verletzen, sondern Sie, Herr Magister, nach Kants Lehre, Ihrem Feinde, dem Sultan, ausliefern sollen.“ —

Die verzweifelte Lage des Verspotteten gab ihm auf Ein Mal einen ungewöhnlichen Muth. Es muß biegen oder brechen, dachte er, und schoß plötzlich unter seinem niedrigen Dache hervor. „Lachen Sie mich nicht aus, das rath' ich Ihnen!“ sprach er mit aller Würde, die er sich geben konnte. „Kennen Sie das Sprichwort: Per risum multum debes cognoscere *stultum?* — Und was reden Sie von Winkelzügen? Meynen Sie etwa, weil Sie mich in diesem Winkel gefunden haben? — Da verbarg ich mich, um Ihrem jugendlichen Muthwillen keinen Anlaß zu geben, sich an Ihrem alten Lehrer zu versündigen. Uebrigens betrat ich dieß Haus gewiß in edlern Absichten als Sie. Ich wollte lediglich den Herrn Wigand besuchen, dessen Abwesenheit mir nicht bekannt war; aber Sie — heh! was führte denn Sie hierher? — Ich weiß es! — Und komm' ich Ihren bösen Schlichen noch weiter auf die Spur, so sollen's auch Papa und Mama wissen.“ —

Den letzten großen Trumpf spielte er im Abgehen aus, und Wilhelm gab aus bekannten Gründen klein zu; das heißt: er schwieg.

22.

Der Stubenarrest.

Es war allerdings ein fatales Spiel, daß der Magister immer dieß Daus, das sich nicht stechen ließ, in den Hän-

den hatte. Der junge Frank ärgerte sich verzweifelt darüber und fand dringend nöthig, die Karten anders zu mischen, um das hohe Trumpfblatt auf seine Seite zu bringen. Er war überzeugt, an seinem Lehrer einen Nebenbuhler zu haben; es kam nur darauf an, ihn in die Falle eines unläugbaren Beweises zu locken. Gelang dieß, so war die Partie von nun an gleich, und man konnte ihn wacker abtrumpfen.

Was that der Schlaukopf? Er schrieb des nächsten Tages in Luisens Namen diesen Brief:

Mein theuerster Lehrer und Freund!

Der gestrige Vorfall in meiner Wohnung hat mich in die größte Unruhe versetzt. Meine Seele litt mit Ihnen, als Sie der unartige Mensch, der mich in dem Genuß Ihrer angenehmen Gesellschaft störte, mit so frecher Stirne beleidigte. Glauben Sie ja nicht, daß ich ihn liebe, den unbärtigen Wildfang! Ich dulde blos Ihretwegen seine Zudringlichkeit; denn sobald ich ihn durch unverhehlte Verachtung aufbrächte, müßte ich befürchten, von der Quelle der Weisheit, die wie Honig Ihren Lippen entströmt, durch seine Rache verdrängt zu werden. Der schmerzlichste Verlust, der mich treffen könnte! Und vielleicht auch Ihnen wäre — wenn ich mir nicht zu viel schmeichle — meine gänzliche Entfernung aus dem Schlosse nicht gleichgültig. Irr' ich oder irr' ich nicht? — Die Ruhe meines Herzens hängt von der Auflösung dieses Zweifelknotens ab. Ich kann die Qualen der Ungewißheit nicht länger ertragen. Prüfen Sie, verehrter Freund, Ihr Gefühl, ob es Ihnen

auf meine bange, zwischen Furcht und Hoffnung schwankende Frage: „Irr' ich oder irr' ich nicht?“ Ja oder Nein diktirt! — Hier ist der seltene Fall, daß Nein besser wäre als Ja. Besser? — Wie kam dieses kalte Wort in meine von den wärmsten Empfindungen geleitete Feder? — Ein Nein aus Ihrem Munde, hätte ich sagen sollen, würde mich entzücken, ein Ja — tödten. Aber die wohlthätigste der Feen, die Hoffnung, flüstert mir den Trost zu: daß Ihr Herz, mein Hochverehrter, ein süßes Nein für mich bereit habe. Täuscht sie mich nicht, so erfreuen Sie mich durch diesen Silberton heut' Abend um neun Uhr in meinem Garten. Sie finden die Hinterthür offen und mich allein.

Luise.

Der leichtfertige Briefsteller ahmte Luisens Handschrift mit möglichster Genauigkeit nach und legte das Billet an einen Ort, wo es der Magister bald finden mußte und wirklich fand. Er nahm es (ungeachtet es viele Kennzeichen der Unechtheit an sich trug, die einem weltklügern Manne nicht entgangen wären) für gute, baare Münze, und küßte, schwärmend vor Freude, den unterzeichneten Namen. Zur Gartenvisite war er um so schneller entschlossen, da ihn Wilhelm durch das Vorgeben: er werde gegen Abend zu einem benachbarten Rittergutsbesitzer reiten und erst am folgenden Morgen zurückkehren, sicher gemacht hatte, daß sie einander nicht in den Weg kommen würden.

Er setzte sich unter dem Fenster des lauernden Magisters zu Pferde und ritt nach der Gegend des Landgutes hin, wo er auch sonst bisweilen zu übernachten pflegte.

Sobald er aber aus dem Schlosse nicht mehr gesehen werden konnte, lenkte er schnell wieder um und trabte auf Kreuzwegen zum Förster, der außerhalb des Dorfes Hühnenthal wohnte und sein Vertrauter war. Hier zog er ein weißes, aus der Garderobe seiner Mutter heimlich weggenommenes Frauenkleid an, bedeckte das Gesicht mit einem Schleier und schlich so vermummt in den Garten des Schulmeisters. Er hatte den Schlüssel zur Hinterthür Luisen entwandt und konnte sich also unbemerkt hineinstehlen.

Mit dem neunten Glockenschlage schlüpfte der müllerfarbene Korydon, dessen geschnittene Glasknöpfe wie Diamanten im Mondscheine blitzten, durch das offen gelassene Pförtchen. Er blieb am Eingange schüchtern stehen und sah sich wie ein Hase, der als ein ungebetener Gast in einen Kohlgarten zum Schmause ging und bei dem geringsten Geräusch ein Männchen macht, nach allen Seiten bedenklich um. Da schimmerte ihm aus der grünen Nacht einer fernen Laube der einsame Stern eines schneeweißen Gewandes in's Auge, und ein leises Husten lud ihn ein, näher zu kommen. Er glaubte nun, sein Glück bei allen vier Zipfeln zu haben und schritt muthig vorwärts. Auf dem halben Wege zog er den Hut ab, streckte die Arme weit aus und lispelte, indem er so mit vollen Segeln in den Hafen der Liebe einzulaufen dachte, sehr zärtlich: „Nein, holdselige Jungfrau, nein! — Sie haben sich nicht geirrt!“ —

„Das wußt' ich wohl, allerliebster Herr Hofmeister!“ rief Wilhelm mit seiner derben, natürlichen Stimme und schlug ein wildes Gelächter auf. Trufelius wankte mit Entsetzen zurück. „Kommen Sie,“ — fuhr der Ver-

schleierte fort und ging ihm mit ausgebreiteten Armen nach — „kommen Sie, hochgelahrter Herr! Lassen Sie uns einander unsere Schwachheiten gestehen und als gute Freunde leben!“ —

„Hebe Dich weg von mir, verlarvter Satan!“ schrie der Betrogene wie ein Zahnbrecher. „Lieber wollt' ich bei Molchen und Schlangen wohnen, als länger der verspottete Lehrer einer solchen Höllenbrut seyn!“ —

„Holla! was gibt's hier?“ — rief eine gewaltige Stimme, und Herr Frank (der einen Spaziergang durch's Dorf gemacht und den Lärm gehört hatte) trat in die Gartenpforte. Eben wollte Trufelius, blind und taub vor Wuth, hinausfahren und rannte seinen Prinzipal beinahe über den Haufen. „Ho! ho! geht der Weg durch die Leute?“ — polterte Dieser und hob seinen ihm abgestoßenen Hut von der Erde wieder auf — „Sie haben, bei meiner Seele! einen verdammt harten Kopf, Herr Magister!“ —

„Bitte tausend Mal um Verzeihung!“ stotterte der Bestürzte und wollte sich schnell entfernen. Herr Frank hielt ihn am Aermel und forderte Rede und Antwort, was ihn so in Harnisch gebracht habe. Der gute Magister, dessen Hitze das Schrecken abgekühlt hatte, wand sich wie ein Wurm und suchte vergebens allerlei Ausflüchte. Herr Frank ließ ihn nicht entwischen. Er hatte die Betheurung, nicht länger Lehrer einer Höllenbrut zu seyn, genau gehört und deutete sie auf Luisen, weil der Schauplatz in ihrem Garten war, und er seinen Sohn (der auch ihm die Nase des Verreisens aufgeheftet hatte) eine Meile entfernt glaubte. Trufelius wollte das geliebte Mädchen keinem schlimmen Verdachte Preis geben, und eben so wenig den Anstifter des bösen Handels verrathen, der ihn

wieder verrathen konnte: er war daher in der größten Verlegenheit, wußte weder aus noch ein, und beschwor den ungestümen Frager, nicht weiter in ihn zu dringen, sondern ihn in Frieden ziehen zu lassen.

Indem er diese Bitte stammelte, hatte Wilhelm den unglücklichen Einfall, sich aus seinem Versteck in der Laube hervorzuwagen. Er drückte sich an der Gartenmauer hin, um in die Wohnung des Schulmeisters und von da in's Freie zu kommen. Das gelang nicht. Der Vater sah die weiße, schleichende Gestalt, hielt sie für Luisen, vertrat ihr mit raschen Sprüngen den Weg, erhaschte sie auf der Flucht am Gewande, und überschüttete sie mit einem Strome von Scheltworten, die seine Zweifel an Luisens Sittlichkeit sehr kraftvoll ausdrückten.

Wilhelm, der diesen Schimpf keinen Augenblick auf seiner Geliebten sitzen lassen wollte, gab sich schnell zu erkennen. Der Vater staunte und drang auf eine getreue und aufrichtige Erklärung dieser Maskerade. Der Sohn machte den zweiten unklugen Streich, war zur Unzeit offenherzig, und entdeckte mit lustigen Worten die reine, wahre Geschichte. Er verschwieg nichts, als daß er selbst in Luisen verliebt war. Nach seinen Gedanken sollten die beiden Herren Spaß verstehen und aus Herzensgrunde lachen. Wie sehr irrte er sich! Scherz und Höflichkeit waren (wie er aus langer Erfahrung hätte wissen sollen) seinem Vater böhmische Dörfer. Er fuhr dem müllerfarbenen Seladon wie eine Windsbraut auf den Hals, nannte ihn einen alten verbuhlten Hanswurst, einen Verführer der Jugend und so weiter.

Durch diesen ungerechten Vorwurf empört und zur Nothwehr gezwungen, beichtete Trufelius auf der Stelle alles

haarklein, was ihm von Wilhelms und Luisens Liebe bekannt war. Herr Frank riß die Augen weit auf und meynte: diese Sache sey zu wichtig, als daß sie unter freiem Himmel abgemacht werden könne. Er trieb die Inkulpaten vor sich her in's Schloß, kündigte seinem Sohne Stubenarrest an und fügte das unangenehme Versprechen hinzu: er solle des folgenden Tages eine Sentenz erhalten, über die er sich wundern werde.

23.

Der Korb.

Die Aeltern des Verhafteten brachten die halbe Nacht mit geheimen Berathschlagungen zu. Madame Frank war noch mehr als ihr Gemahl über die entdeckte Liebschaft ihres Sohnes bestürzt und bekümmert, weil sie ihm — um ihren Adel wenigstens in der weiblichen Linie fortzupflanzen — ein gewisses Fräulein zur Braut bestimmt hatte, und seine Neigung zu Luisen als einen Strich durch die Rechnung ihres Ehrgeizes betrachtete. Herr Frank nahm zwar an jenem Vermählungsplane keinen sonderlichen Antheil; doch war es ihm auch nicht gemüthlich, sich zur Verwandtschaft mit einer Schulmeisterfamilie herabzulassen. In seiner Sphäre wollte er bleiben. Er war der Sohn eines Banquiers, und verlangte daher, daß seine künftige Schnur wenigstens die Tochter eines angesehenen Kaufherrn oder eines andern Mannes von gleichem Schlage seyn sollte. Im übrigen schien ihm Wilhelms Liebeshandel nicht so wichtig und bedenklich, als seiner Frau. Gewohnt, überall mit Gewalt durchzugrei-

greifen, hielt er's in seinen Gedanken für eine leichte Sache, das Band der jungen Herzen wie ein Spinnengewebe zu zerreißen. Dessen ungeachtet machte er gegen seine Gattin viel Aufhebens davon, um sie mit einer gewissen Art von Vorwürfen peinigen zu können.

An allem Unheil — sprach er — sey die verdammte Gelehrsamkeit Schuld, die man trotz seiner Warnung dem Jungen habe eintrichtern wollen. In den Privatstunden beim Schulmeister habe sich die vertraute Freundschaft mit Luisen entsponnen; in der Informatorstube sey dieser Liebesfaden fortgedrillt worden. Wilhelm habe sich sonst in Worten und Werken der Wahrheit befleißigt, und erst aus den heillosen Büchern so schlimme Finten und Kniffe gelernt, daß er nun lüge, falsche Briefe schreibe, seiner Mutter Kleider entwende und sie anziehe, um damit zu betrügen. So hänge die Kette von Ränken zusammen; das erste Glied sey die Schulfüchserei; das letzte die Kopfnuß, die ihm der eiserne Hirnkasten des Magisters mitgetheilt habe. —

„Ach, leider wird sie nicht das letzte seyn!“ seufzte Madame Frank. „Ich sehe noch eine lange Reihe von Verdruß und Kränkungen voraus!“ —

„O, ich werde wenig Federlesens machen!“ rief ihr Eheherr, nachdem er sie sattsam geängstet hatte. „Das junge Volk muß auseinander! — Ich wollte lieber einen Hut voll Flöhe hüten, als ein Paar Verliebte an Einem Orte. — Laß nur mich schalten! Der Schulmeister schafft entweder binnen vier und zwanzig Stunden sein Mädel aus dem Hause oder wir unsern Buben; dann ist die Geschichte vorbei!“ —

Am Morgen des folgenden Tages fing die Untersu-

chung damit an, daß Trufelius in's Verhör gefordert wurde. Er mußte seine Aussage (die ihm schon tausend Mal leid gethan und eine schlaflose Nacht verursacht hatte) ausführlich wiederholen. Hierauf eröffnete ihm Herr Frank, daß man seiner Person in Hühnenthal nicht weiter bedürfe, und zählte ihm, weil keine Dienstaufkündigung vorangegangen war, den Gehalt eines halben Jahres auf den Tisch. Am Ende las er ihm scharf die Epistel und sagte ihm mit Ungestüm in's Gesicht: die Liebelei eines Lehrers mit seiner Schülerin sey eine nichtswürdige Handlung.

Tief gekränkt, bat der ehrliche Trufelius muthig genug, ihn mit diesem grundlosen Vorwurf zu verschonen. Er könne nicht läugnen, fuhr er fort, daß Jungfer Wigand die ersten Empfindungen der Liebe gegen das andere Geschlecht bei ihm erweckt habe; aber nie sey ein Gedanke in ihm aufgestiegen, sie zur kleinsten Abweichung von dem Pfade der Unschuld zu verleiten; er habe sich blos das Glück geträumt, ein Predigtamt zu erhalten, und sie zu seiner ehelichen Hausfrau zu wählen.

„Alle Wetter! das ist ein gescheidter Einfall!“ rief Herr Frank. „So käme die Dirne mit Ehren unter die Haube, und mein Sohn müßte sich bequemen, sie zu vergessen. — Wenn ich doch das Ding eher gewußt hätte! Es wäre mir ein Leichtes gewesen, Ihnen zur Pfarre in Steindorf zu verhelfen, die der Kammerjunker Wardau als Kirchenpatron zu vergeben hat. Wir stehen mit einander in Verhältnissen, daß er mir so leicht nichts abschlagen kann; aber der Markt ist gewiß schon versäumt. Der Kammerjunker konnte sich seit den vierzehn Tagen oder drei Wochen, die der alte Pfarrer unter der Erde liegt, vor Bitt-

schriften kaum retten, und hat wahrscheinlich die Stelle bereits versagt, um sich nicht länger deßhalb bombardiren zu lassen. — Nun, das wollen wir bald erfahren! Er speist diesen Mittag bei mir; ich spreche mit ihm über die Sache, und hat er noch freie Hand, so bürg' ich Ihnen nicht nur für den Dienst, sondern ich selbst will bei Wigands Ihr Freiwerber seyn, und Sie sollen, auf mein Wort! die Pfarre mit der Quarre bekommen." —

Der Magister hätte seinem Gönner zu Füßen fallen mögen, so entzückt war er über dieses Versprechen. Herr Frank beschloß hierauf, alles weitere Verfahren gegen seinen Sohn und dessen Mitschuldige bis nach der Unterredung mit dem Steindorfer Kirchenpatron auszusetzen. Um jedoch indessen das Zusammentreffen und Berathschlagen der jungen Leute zu verhindern, mußte Trufelius Luisen melden lassen: er werde heute wegen einer ihm zugestoßenen Unpäßlichkeit keine Lehrstunden geben.

Glücklicher Weise hatte der Kammerjunker seine Pfarre noch nicht wieder besetzt, und erklärte sich auf Herrn Franks erstes Wort bereit, sie dem verabschiedeten Hauslehrer zu übertragen. Wilhelms Vater war nun lustig und guter Dinge, und becherte mit seinem gefälligen Gast bis spät in die Nacht.

In der Frühe des folgenden Tages ward Wigand auf's Schloß berufen, sehr freundlich empfangen, ein Mal über das andere Herr Wachtmeister genannt, mit spanischem Sekt traktirt, und ihm der Heirathsantrag des künftigen Pastors in Steindorf bekannt gemacht. Seine Augen hatten sich schon bei den ausgeworfenen Bestechungsnetzen sehr erweitert; jetzt wuchsen sie noch mehr; doch war er sogleich zu der Antwort entschlossen: er für seine Person

habe nichts gegen die angebotene Ehre und seine Frau wahrscheinlich eben so wenig; sie würden beide die Entscheidung dieser wichtigen Sache dem freien Willen ihrer Tochter überlassen.

Deren Befragung hielt der Brautwerber für unnöthig. „Ei! wie so?“ versetzte ihr Vater. „Sie ist gerade die Hauptperson bei der Geschichte!“ — Er erbat sich drei Ueberlegungstage für sie und eilte nach Hause.

Luise bedurfte keiner Bedenkzeit. Sie war in der ersten Minute, da sie von der Anwerbung ihres geistlichen Verehrers Nachricht erhielt, mit dem vollständigsten Korbe für ihn fertig. Den trug ihr Vater, weil er ihn nicht drei Tage lang in seiner Verwahrung behalten wollte, funkelneu auf's Schloß.

Der Gutsherr nahm ihn mit Verdruß in Empfang. „Ich weiß wohl,“ fuhr er auf, „warum Mamsell Luise den wackern Trufelius ausschlägt! Mein Sohn steckt ihr im Köpfchen — sie denkt, meine Schwiegertochter zu werden! — Aber dieß Luftschloß mag sie nur ja nicht weiter bauen; das ist vergebens!“ —

Wigand antwortete bescheiden: er höre ganz neue Dinge, über die er außerordentlich erstaune. Indeß glaube er noch nicht, daß sich seine verständige Tochter mit ihren Wünschen und Hoffnungen so hoch verstiegen habe, als man ihr nachsage. Er werde sie darüber zu Rede stellen, und sie nöthigen Falls in die Gränzen ihres Standes zurückweisen.

„Das ist nicht genug!“ fiel Herr Frank brausend ein: „Das schafft mir keine Ruhe! — Er muß ernsthafter zu Werke gehen, mein Freund! Er muß seine Tochter zwingen, den Pastor zu heirathen!“ —

Wigand nahm sich zusammen und bekämpfte seinen aufstrebenden Zorn. „Wer ist der Er, der seine Tochter zwingen muß?“ — fragte er in einem ruhigen, aber nachdrücklichen Tone.

Herr Frank lachte bitter. „Wer anders, als der Schulmeister in Hühnenthal, der vor mir steht?“ —

„Also mich meinen Sie?“ sprach der doppelt Beleidigte. „Es war nöthig, daß Sie mir das erklärten; denn das Er Ihrer Anrede machte mich irre. Als ich noch dienstleistender Wachtmeister war, nannten mich sogar die Stabsoffiziere — Sie. Drum mußte mich wohl das Er aus dem Munde eines Mannes befremden, der es nicht weiter als zum Standartenjunker und Titular-Kornett gebracht hat.“ —

„Das sind Nebendinge!“ brummte Herr Frank. „Wir wollen von der Hauptsache sprechen.“ —

„Also davon, daß ich meine Tochter zu einer Heirath zwingen soll, gegen die sie die entschiedenste Abneigung hat? — Ist das Ihr Ernst? Können Sie mir eine solche unvernünftige Handlung zumuthen?“ —

„Grillen! — neumodische Grillen! — Kinder wissen nicht, was zu ihrem Heil dient; die Eltern müssen für sie denken und sorgen.“ —

Kopfschüttelnd bat Wigand, über dieses Kapitel weiter kein Wort zu verschwenden; denn er sey unerschütterlich entschlossen, seine Tochter nicht mit Gewalt ins Ehejoch zu spannen.

„Nach Belieben!“ versetzte Jener. „So muß sie wenigstens entfernt, muß auf einige Zeit an einem andern Orte untergebracht werden, bis sich mein Sohn das Getändel mit ihr aus dem Sinne geschlagen hat.“ —

Wigand antwortete: seine Tochter habe durch kein Verbrechen ein Verweisungsurtheil verdient; und wenn er auch, ohne sich durch ein gebieterisches Muß dazu verbunden zu achten, aus freier Entschließung nachgeben wollte, so wisse er doch keinen Ort, wo sie so gut, als im Hause ihrer Eltern, aufgehoben sey. Er werde sich also — es komme, wozu es wolle — von seinem Kinde nicht trennen.

Hiermit ging er, unbekümmert über die ihm nachschallende Drohung: daß er über lang oder kurz seinen Starrsinn bereuen werde.

24.

Die Versöhnung.

Luisens Vater kam etwas unmuthig nach Hause und hielt ihr die Neuigkeiten vor, die er im Schlosse gehört hatte. Ein flüchtiges Roth ergoß sich über ihr Gesicht; doch das gute Gewissen der Unschuld sprach aus ihrem ruhigen Auge, und sie gestand offenherzig: daß sie den jungen Frank liebe und von ihm geliebt werde; doch vom Heirathen sey nie unter ihnen die Rede gewesen. Sie wolle, setzte sie hinzu, dem Umgang mit ihm entsagen, um ihn nicht mit seinen Eltern zu entzweien; aber ihn vergessen und einen Andern lieben könne sie nimmer.

„Das Letztere bleibt billig der Zeit überlassen;“ sprach der Vater. „Uebrigens hast du wie ein vernünftiges Mädchen gesprochen. Ich bin nun ruhig und der Bär im Schlosse brumme, wie er will!“ —

Dort war guter Rath theuer. Wilhelm befand sich noch

im Arrest; der Vater hatte seit dem vorigen Abend nicht mit ihm gesprochen. Die Mutter besuchte ihn und sparte weder Bitten noch Thränen, um ihn von Luisen abwendig zu machen; aber sie kam ohne Trost zurück. „Nun will ich gegen ihn Sturm laufen!“ sagte der Vater. „Hilft das nicht, so mag ich den ungehorsamen Burschen nicht länger vor Augen sehen; er muß stracks aus dem Hause!“ —

Der Arrestant ward geholt. Herr Frank that sich Anfangs, von seiner Frau um Mäßigung ersucht, große Gewalt an, begann mit ziemlicher Gelassenheit, und erbot sich zu einem Generalpardon aller vorgefallenen Streiche und Verletzungen der Wahrheit, wenn Wilhelm feierlich angelobte, sich von Luisen ganz loszureißen und nie wieder ein Wort mit ihr zu sprechen.

„Du verlangst zu viel, Vater!“ antwortete der Jüngling mit einem sanften, bittenden Tone. „Ich kann dieß Angelöbniß nicht leisten.“

„Warum nicht?“

„Ich liebe das Mädchen, lieb' es mehr als mein Leben.“ —

„Schwärmerei — Romanensprache — nichts weiter!“

„Glaub' das nicht! Ich bin kein Papagei, der fremde Worte nachplaudert. Was ich sagte, floß aus meinem Herzen.“

„Herz! — Wieder ein Romanenblümchen! — Das Herz des Sohnes muß schweigen vor der Stimme des Vaters!“ —

„Kannst Du dem Sturm gebieten, nicht zu brausen? Kannst Du dem Donner befehlen, nicht über Deinem Haupte zu rollen?“ —

„Leerer, sinnloser Bombast! — Was gehn mich Sturm und Donner an? — Mit Dir sprech' ich, von Dir verlang' ich Gehorsam!“ —

„Den hab' ich Dir nie verweigert. Ich befolgte jeden Deiner Winke. Aber Du fordertest auch nie etwas Unmögliches von mir.“

„Ist denn das jetzt der Fall? Ich dächte, es war eben keine Wunderthat, die Bekanntschaft mit einem unbedeutenden Mädchen, einer Schulhalterstochter, abzubrechen!“

„Das denkst Du wohl, weil Du das Mädchen nicht liebst! Du bist freilich ein bejahrter Mann, Dein Gefühl ist erstorben —“

„Unverschämter Naseweis! Diese grobe Beleidigung sagst Du mir ins Gesicht?“

„Ich bitte Dich, Vater, wie kannst Du eine Wahrheit so übel aufnehmen und Dich darüber ereifern? — Hast Du mich nicht von Jugend auf gelehrt und mir sogar mit Schlägen eingeprägt, immer Wahrheit, nichts als Wahrheit zu reden?“ —

„Aber mit mir — Deinem leiblichen Vater —“

„Ohne Ausnahme, ohne Ansehen der Person! — Das waren hundertmal Deine eigenen Worte.“

„Schweig! Ich bin's überdrüssig, mit Dir länger zu kapituliren. Erkläre dich kurz: ob Du Dich von Deiner bettelhaften Dulcince lossagen willst oder nicht!“

„Deine Ausdrücke sind sehr hart, und machen's mir in der That schwer, mich in den Schranken der Achtung zu halten, die ich Dir als Vater schuldig bin.“ —

„Zur Sache!“

„Darüber hab' ich mich schon unwiderruflich erklärt. Ich kann von dem Mädchen nicht lassen.“ —

„Nun, so lass' ich von Dir, und stoße Dich, zur Strafe Deines Ungehorsams, noch heut aus dem Hause!" —

„Haus und Hof ist Dein! Ich muß Dein Gebiet meiden, wenn Du befiehlst. Aber mein Herz ist mein Eigenthum; darüber darfst Du nicht schalten!"

„Mir aus den Augen, Bösewicht!" — schrie Herr Frank, mit wildem Blick und geballter Faust. — „Geh' und erwart' in Deinem Zimmer, was ich über Dich beschließen werde!" —

Schweigend und mit gelassenen Schritten ging Wilhelm ab.

„Der Taugenichts!" rief der Vater und wandte sich zu seiner Frau, die eine stumme Zeugin dieses Auftritts gewesen war. „Sieh, das ist Dein Goldsohn, Dein Augapfel! Wie gefiel er Dir jetzt?" —

„Er betrug sich allerdings etwas unartig;" antwortete sie — „aber ich kann mich der Bemerkung nicht enthalten, daß die Art und Weise, wie Du ihn erzogst, die Grundlage seines Starrsinns und seiner kecken Freimüthigkeit ist. Bat ich Dich z. B. nicht oft, ihm das allzu vertrauliche Du gegen uns Eltern nicht zu gestatten? — Du achtetest nie meiner Warnung vor dieser Unanständigkeit; doch jetzt werden Dir wohl ebenso, wie mir, die Ohren davon weh gethan haben. — Sich Du nennen, sagt ein bekannter Schriftsteller, heißt die Achtung verwahrlosen." —

„Schriftsteller hin, Schriftsteller her! Komm mir um's Himmels willen mit diesen Leuten nicht angezogen, da mir das Blut schon genug in den Adern kocht! — Jetzt ist zu überlegen, was wir mit dem ungerathenen Buben anfangen, wohin wir ihn schicken. Nur von dem Wohin sey die Rede! Denn im Hause darf er nicht bleiben; das

ist so gewiß, als ich lebe! Ueber diesen Punkt verlier' also kein unnützes Wort!“

Madame Frank fügte sich leichter, als zu erwarten war, in die Trennung von ihrem Sohne. Seine Entfernung, sagte sie, sey ohne Zweifel das wirksamste Mittel, ein entehrendes Band zu zerreißen und ein besseres zu knüpfen. Sie dachte dabei an das Fräulein von Alfing, die Tochter eines reichen Finanzraths, die sie zu Wilhelms Braut erkoren hatte.

Diese Familie wohnte in der Hauptstadt. Madame Frank schlug deßhalb vor, den jungen Starrkopf geraden Weges dahin zu verweisen, weil der Anblick neuer Gegenstände, und besonders der Liebreiz feiner und gebildeter Damen ihm sein ländliches Mädchen — das er nur aus Unbekanntschaft mit der schönern Welt angenehm gefunden habe — bald aus dem Kopfe verdrängen würden.

„Mit Schaden wird man klug!“ versetzte Herr Frank. „Die kleine Hexe hätte sich gar nicht so tief bei ihm eingenistet, wenn vor drei oder vier Jahren des Onkels Rath, den Wildfang in der Residenz erziehen zu lassen, angenommen worden wäre. Indessen ist das Mädel herangewachsen, und leider so hübsch geworden, daß sich alle Stadtdamen — die wenigstens ich gesehen habe — vor ihr verstecken müssen. — Damals hatte sie die Kinderschuhe noch nicht ausgetreten und zwischen ihr und Wilhelmen bestand nur eine bloße Spielfreundschaft: aber da wollte sich Madame von ihrem Herzblatt nicht trennen. Nun sehn wir die Früchte davon!“ —

„Schilt nicht, lieber Mann! Bis jetzt ist noch wenig verdorben. Ich verlasse mich auf das Sprichwort: Aus den Augen, aus dem Sinn!“ —

„O, daran ist bei einem jungen Romanenhelden, dem die Liebe das Gehirn verbrannt hat, nicht zu denken! Zum Unglück steht auch der General jetzt im Felde, und der Himmel weiß, wie lange der Krieg noch dauert. Wer soll indessen den Thunichtgut unter Aufsicht nehmen und in Zucht halten, wie der Onkel gekonnt hätte?“

Madame Frank räumte diesen Stein des Anstoßes aus dem Wege. „Der Finanzrath Alfing“ — sagte sie — „hat ein großes, weitläufiges Haus, das man einen Palast nennen kann, und er thut uns sicher den Gefallen, unserm Sohne ein Zimmer darin einzuräumen. So wird er gleichsam ein Glied dieser angesehenen Familie, und muß sich, von ihr beobachtet, sittlich und anständig betragen.“ —

„Rechne doch nicht auf den schwachköpfigen Alfing!“ erwiederte Herr Frank. „Der steht ja unter dem ehelichen Pantoffel!“

„Was schadet das?“ versetzte sie. „Ich schreib' an die Eignerin des Pantoffels, und bürge dafür, sie unsern Wünschen geneigt zu machen.“ —

Herr Frank war nun alles zufrieden, da er sich der befürchteten Beschwerlichkeit eines Briefwechsels mit dem Herrn von Alfing überhoben sah. Er ordnete an, daß Wilhelm schon den folgenden Tag abreisen, diese Resolution aber nicht eher, als in der Stunde des Scheidens erfahren solle, damit er nicht vorher aus seinem Arrest entwische und sich mit Luisen bespreche.

Magister Trufelius fuhr am besten bei der Geschichte. Er kam zu einer Pfarre, er wußte nicht wie. Diesen guten Bissen hätte er beinahe wieder aus dem Munde verloren: denn Herr Frank wollte die Sache rückgängig ma-

chen, weil er dadurch die Korbflechterin aus seinem Dorfe nicht los ward, und es ihm nun, da diese Hoffnung in den Brunnen gefallen war, schwer ankam, dem Steindorfer Kirchherrn einige Gegengefälligkeiten, die er sich ausbedungen hatte, zu leisten. Er äußerte aber kaum diesen Vorsatz, da trat Wilhelms gutherzige Mutter als Schutzgeist des brodlosen Kandidaten auf, und bat dringend, ihm seine Versorgung zu gönnen. „Es ist so süß, so göttlich," sagte sie, „einem Hülflosen die Hand zu reichen und der Schöpfer seiner Wohlfahrt zu werden!" — Ihr Gatte gab nach; Trufelius ward gerufen und ihm sein Glück bekannt gemacht.

Wenn ein Stiefsohn Fortunens, der ohne sichern Unterhalt, wie die Vögel unter dem Himmel, nur von einem Tage zum andern lebte, mit Einem Mal unter ein bequemes, ruhiges Dach und in den Genuß eines festen Einkommens versetzt wird: so fühlt er sich wie neu geboren, und seine Freude ist so natürlich, daß sie keiner Beschreibung bedarf. Daher kein Wort über die fast drolligen Ausbrüche derselben bei unserm Magister! Madame Frank ergötzte sich an der Flamme des Vergnügens, die aus seinen Augen loderte; aber ihr hastiger Mann stürzte schnell Luisens Korb als Dämpfer darüber.

Trufelius erschrack, faltete die Hände, hob die Augen gen Himmel und seufzte: „Dort werden die Ehen geschlossen! — Es sollte nicht seyn! — Ich fasse mich in christlicher Geduld." — Daran that er sehr wohl. Madame Frank vollendete seine Beruhigung durch den Trost: es gebe mehr liebenswürdige Mädchen in der Welt, die gegen die Anwerbung Sr. Wohlehrwürden nicht gleichgültig seyn würden.

Er konnte sich den Triumph nicht versagen, in Wilhelms Zimmer zu gehen und ihm die glückliche Veränderung seiner Lage zu melden. „Sie dachten, es übel mit mir zu machen;“ sprach er: „aber die Vorsehung hat's gut gemacht. Ich bin durch den Possen, den Sie mir spielten, Pfarrer in Steindorf geworden.“ —

Der Jüngling stutzte und forschte nach dem Gange der Sache, die ihm noch neu war. Trufelius erzählte ihm alles ganz aufrichtig. Wilhelm freute sich über Luisens Treue und ihres Vaters standhaftes Benehmen, und wünschte nun dem Magister aus vollem Herzen Glück und Segen zu seiner Beförderung. „Verzeihen Sie,“ — fuhr er fort und bot ihm die Hand — „verzeihen Sie mir alle Muthwilligkeiten, die ich gegen Sie ausübte. Ich betheure, sie kamen aus keinem bösen Gemüth, und ich werd' Ihnen in Zukunft bei jeder Gelegenheit beweisen, daß ich Ihr wahrer Freund bin.“ — So schieden sie völlig ausgesehnt von einander.

Auch wir scheiden nun von dem ehrsamen Trufelius, mit dem wir vor der Hand nichts weiter zu schaffen haben. Er hielt sich bis zum Antritt seines Amtes in Hühnenthal auf, und machte auf Herrn Franks Anstiften noch einige Versuche, Luisen zu erobern. Sie trugen ihm aber nichts, als eine neue und verbesserte Auflage des schon empfangenen Korbes ein. Er grämte sich wenig darüber, da er sie nicht aus eigenem Antrieb unternommen hatte. Ihm lag jetzt mehr an der Pfarre, als an der Quarre. Dieser sprichwörtliche Ausdruck, den wir dem Herrn Frank abborgen, war überhaupt auf die sanfte Luise nicht anwendbar, da er ein immer unzufriedenes Brummeisen bedeutet. Doch eine Quarre fand sich, als Trufelius die

Pfarre bezog. Er machte mit der Wittwe seines Vorfahrers Bekanntschaft, und ehelichte sie nach Verfluß des Trauerjahres mit der Zugabe einiger Stiefkinder, ungeachtet das alte Mamachen gegen Luisen eine Hexe von Endor war. Aber sie besaß alles, was zu einer vollkommen eingerichteten Wirthschaft gehört, und war überdieß eine vortreffliche Köchin. Beides behagte dem Herrn Pastor, der sich an Bequemlichkeit und gute Kost in Hühnenthal gewöhnt hatte. Freilich mußten seine Ohren das Hausgeräth und die aufgetischten Leckerbissen theuer bezahlen, und vom Morgen bis an den Abend seinen mürrischen Eheschatz quarren hören. Er ertrug das mit Hiobsgeduld und ward es allmählich so gewohnt, wie ein Mahlmüller das Getöse seiner Mühle.

25.

Der Abschied.

Herr Frank hatte zwar (wie sich der Leser aus dem vorigen Kapitel erinnern wird) streng anbefohlen, daß Wilhelmen der nahe Zeitpunkt seiner Verweisung für jetzt noch ein Geheimniß bleiben sollte: allein das Herz der zärtlichen Mutter vermochte nicht, dieses harte Gebot zu befolgen. Sie ging, während ihr Gemahl, von den Kämpfen des Tages ermüdet, nach Tisch ein Schläfchen machte, zu ihrem geliebten Sohne und entdeckte ihm mit innigster Wehmuth, daß die nächste Nacht seine letzte in Hühnenthal sey.

Er fuhr ein wenig zusammen. Sein erster Gedanke war Luise. Doch er faßte sich schnell, nahm eine gleich-

gültige Miene an und antwortete mit scheinbarer Ruhe: es sey recht gut, daß er aus dem Hause wegkomme, denn er und der Vater taugten nicht mehr zusammen.

„So scheint es, leider!“ entgegnete die Mutter. „Wer Recht oder Unrecht hat, will ich hier nicht untersuchen: so viel ist aber gewiß, daß in Streitigkeiten zwischen Eltern und Kindern den Letztern das Nachgeben geziemt. Sey also ein guter Sohn, und füge Dich nach unsern Wünschen, damit der entflohene Friede dieses Hauses zurückkehre!“ —

„Mutter, das ist unmöglich! — Den hat der rauhe Sinn des Vaters auf immer verscheucht! — Behandelt er mich nicht, als wär' ich noch der kindische Knabe, den er zum Ritter der Wahrheit schlug? — Das kann ich jetzt in meinem einundzwanzigsten Jahre nicht länger ertragen. Drum laß mich ziehn! — Aber ich bitte Dich, liebe Mutter, täusche Dich nicht mit der Hoffnung, daß mein Aufenthalt in der Stadt Deinen Heirathsplan befördern werde. Ich bin zum Ehestande noch viel zu jung: und überdieß weißt Du, wer Sitz und Stimme in meinem Herzen hat, und es so ganz erfüllt, daß kein anderes Mädchen darin Platz finden kann.“ —

Die Mutter hatte sich schon bei der frühern Unterredung über diesen Punkt völlig ausgesprochen, und erwiederte jetzt blos: „Die Zeit wird hoffentlich Deine Gesinnungen ändern. Mich aber schmerzt es tief, daß es meinem Sohne, den ich über alles liebe, so leicht wird, mich zu verlassen.“

Wilhelm betheuerte mit Wärme das Gegentheil, und er heuchelte nicht. Sie umarmte ihn zärtlich, und ging in ihr Zimmer, um seine Aufnahme im Hause des Herrn von Alfing schriftlich vorzubereiten.

Indessen ahnte Luise nicht, was in der herrschaftlichen Burg auf dem Tapete war. Sie vermuthete zwar, daß die Schule dort auf immer geschlossen sey, und es war ihr selbst die Lust vergangen, ihrem abgewiesenen Freier ferner Lehre und Unterricht zu verdanken: aber die Möglichkeit, daß Wilhelm ihretwegen aus seinem Vaterhause verstoßen werden könnte, fiel ihr nicht ein. Es erschreckte sie daher wie ein Donnerschlag, als er am Abend, da sie eben mit ihren Eltern von ihm sprach, ganz athemlos in die Stube trat und mit wenigen schnellen Worten seine Abreise bekannt machte. „Fasse Dich, gutes Mädchen,“ — fuhr er fort — „und sage mir zu meiner Beruhigung in der Ferne, wie unsere Herzen mit einander stehen! — Liebst Du mich so wahr und treu, als ich Dich liebe? Und willst Du einst meine Gattin werden?“

Betäubt von der Schreckensnachricht, war sie an seine Brust gesunken und konnte nicht antworten. Dafür sprach Wigand ein lautes, väterliches Wort. „Das ist nicht fein, junger Herr!“ hob er an. „Sie setzen dem Mädchen leere, wenigstens weit aussehende Dinge in den Kopf! Ich zweifle gar nicht, daß Sie's redlich meynen: aber was hilft das? Sie sind nicht Ihr eigener Herr! Sie stehn unter der Gewalt eines unbiegsamen Vaters!“ —

„Diese Fesseln will ich bald abschütteln!“ antwortete Wilhelm. „Er denkt, mich zu strafen, indem er mich in die Residenz schickt; ich geh' aber mit Freuden dahin, um mir dort nützliche Kenntnisse zu erwerben und mich von ihm und seinen Launen unabhängig zu machen. — Drum weine nicht, liebes Mädchen! Ich verliere Dich nur eine kurze Zeit, um Dich auf ewig zu gewinnen. — Mein Vater enterbe mich dann und verschenke sein Gut; ich werde dennoch in Deinen Armen zufrieden und glücklich seyn!“ —

„Ihr Vorsatz ist brav!" sagte Wigand. „Bilden Sie sich durch Fleiß und Thätigkeit zu einem selbstständigen Manne, der sich mit eigener Kraft seine Bahn durch die Welt bricht!" —

„Bei Gott! das werd' ich! Aber nicht ohne Dich, meine Luise! — Sprich, willst Du mich auf den Blumen- oder Dornenwegen meines Lebens begleiten?" —

„Treu bis in den Tod!" antwortete sie mit sanftem Feuer, und umarmte ihn.

„Nun sind wir unzertrennlich!" rief er aus. „Nun vermag keine menschliche Gewalt das feste Band unserer Herzen zu zerreißen und den Fels unserer Liebe zu erschüttern. — Versucht man etwa in der Folge, Dich durch falsche Gerüchte zu täuschen — sprengt man vielleicht aus: ich hätte Liebschaften in der Stadt — würde dieß oder jenes Frauenzimmer heirathen und dergleichen: so glaube nichts, durchaus nichts! Eher werden die Ströme ihren Lauf rückwärts nehmen und die Sonne bei Nacht scheinen, eh' ich mich der kleinsten Untreue gegen Dich schuldig mache!" —

Luise fiel ohnmächtig in die Arme ihrer Mutter, als er jetzt, vom Schmerz der Trennung durchschauert, stammelnd Abschied nahm, und fortstürzte. Er kam unvermißt ins Schloß zurück, ehe seine Eltern ihre Piketpartie zu Ende gespielt hatten, mit der sie sich täglich nach dem Abendessen so eifrig beschäftigten, daß sie die unangenehmsten häuslichen Vorfälle darüber vergaßen.

Der Brief an die Frau von Alfing war geschrieben und der Mantelsack des Reisenden gepackt. „Er soll reiten!" hatte der Vater gesagt. „Ich will mir seiner Bequemlichkeiten wegen keinen Wagen ruiniren. Auch mag

ich ihn nicht mehr sehn. Ich gehe morgen mit Anbruch des Tages auf die Jagd, und eh' ich aus dem Walde zurückkomme, muß er fort seyn, sonst geb' ich ihn das Geleit mit der Hetzpeitsche!" —

Diesen väterlichen Segen wartete Wilhelm nicht ab. Er ritt früh genug, nach einem betrübten Abschiede von seiner Mutter, — den sie durch eine schwere Goldbörse etwas zu erleichtern suchte — zum Thore hinaus und blickte nach dem rothen Dache des Schulhauses so lange zurück, als er noch in weiter Ferne die Spitze des Schornsteins erspähen konnte. „Hat der Herr was verloren?" fragte in aller Unschuld sein Begleiter, ein vierschrötiger Bauer, dem man einen Hut mit grünen, rothen und gelben Federn auf den dicken, struppigen Kopf gedrückt hatte, um den ehrlichen Hans Michel zu einem stattlichen Reitknecht zu stempeln. Er bekam auf seine wiederholten Fragen keine Antwort, und machte im Stillen seine Glossen darüber.

26.

Die Hasenjagd.

Wilhelm that vier starke Tagereisen, ohne daß ihm ein bedeutendes Abenteuer aufstieß. Er langte wohlbehalten vor den Thoren der Hauptstadt an. Es war ein heiterer Sommertag; ein bunter Menschenstrom ergoß sich aus hundert Gassen, um außerhalb der Mauern im Grünen zu lustwandeln und der lieblichen Abendkühle zu genießen. Wilhelm und Michel hatten so wenig als ihre Rosse jemals eine große Stadt gesehen; mancher alltägliche An-

blick war ein Wunder vor ihren Augen. Die Pferde spitzten die Ohren und scheuten sich bald vor einem Sonnenschirm, bald vor einem in der Luft flatternden Schleier; Michel ließ vor Erstaunen über eine sechsspännige Kutsche den Zügel aus der Hand fallen und sperrte den Mund weit auf, als ob er im Schlaraffenlande sey und den Einflug gebratner Tauben erwarte; nur Wilhelm beobachtete den Anstand, gaffte weder rechts noch links, sondern sah, wie ein alter, weltkluger Mann, der in solchem Getümmel zu leben gewohnt ist, kalt und ernsthaft vor sich hin.

Eine Rotte muthwilliger Gelbschnäbel — die am Thore, durch das er einziehen wollte, über die Spaziergänger Musterung hielt und ihre Augen zum Theil mit Brillen gewaffnet hatte — witterte dennoch das Dorf an ihm aus und war gleich bei der Hand, ihn in die Klopfe zu nehmen. „Ei, seht doch!“ — rief ein unbärtiger Fant mit einer fatalen, quäkenden Stimme — „da kommt Junker Don Quixotte mit seinem ehrsamen Knappen Sancho Pansa!“ — Die übrigen Laffen begleiteten diesen nagelneuen Einfall mit einem unbändigen Gelächter, stellten sich frech dem Reiter in den Weg und höhnten ihn mit tiefen Reverenzen. „Was soll der Narrenspaß?“ rief er entrüstet, und ritt ihnen scharf auf den Leib. Sie erschracken über die unerwarteten Kapriolen seines Gauls, und flohn wie eine Heerde furchtsamer Schafe, die der Hirtenhund hetzt. Wilhelm jagte sie eine Strecke vor sich her; sein Pferd zertrat einige kostbare Brillen, die beim Reißaus verloren gingen; die Schildwachen am Thore lachten und riefen ihm Beifall zu, und er hielt nun, ohne weiter beunruhigt zu werden, seinen Einzug in die Stadt, wo er vorläufig in einem Gasthofe abstieg.

„Aber, gestrenger Herr,“ — sprach hier Michel in einem verweisenden Tone — „Sie hätten doch gegen die armen gebrechlichen Leute am Thore nicht so das Rauhe herauskehren sollen! Es ist ja Unglücks genug, wenn Gott einen blutjungen Christenmenschen mit Blindheit gestraft hat, daß er so wenig, als mein achtzigjähriger Großvater, ohne Brille Weg und Steg finden kann.“ —

„Spare Dein Mitleiden, guter Hans!“ antwortete Wilhelm lachend. „Diese Bursche sehn so scharf als wir; man hält's aber heutiges Tages für vornehm, sich blind zu stellen.“ —

„Nee, ist's möglich?“ rief der Bauer. „Nu, Gott erhalte mir meine g sunden Augen und meinen gesunden Verstand bis an mein sel'ges Ende!“ —

27.

Amors Unglück.

Am folgenden Tage suchte Wilhelm die Frau von Alfing auf, um das mütterliche Empfehlungsschreiben abzugeben. Es war Mittags gegen zwölf Uhr, als er ihr Haus erfragte, und von dem Thürsteher nach einem kleinen Examen eingelassen wurde. Man wies ihn in einen Vorsaal, wo er ein halbes Dutzend Livreebedienten fand, die ihn dummdreist anglotzten und seinen Gruß nicht erwiederten, ungeachtet sie bloß Gähnaffen feil hatten, und nicht durch das geringste Geschäft gehindert wurden, höflich zu seyn.

Er bat um Anmeldung bei der gnädigen Frau. Einer der Bortenröcke zog ihm mit unmanierlicher Hastigkeit den

Brief aus der Hand, und gab ihn, als er die Aufschrift mit Naserümpfen gelesen hatte mit dem Bescheide: „Wird nicht angenommen!“ — sogleich wieder zurück. Wilhelm fragte nach der Ursache. „Wegen Ermangelung der gehörigen Titulatur,“ war die Antwort. „Der vormalige Herr Finanzrath von Alfing sind vor drei Tagen zum Geheimen Rath erhoben worden, haben Sich den Titel Excellenz beigelegt, und gemessenst anzubefehlen geruht, die an Hochdieselben eingehenden Briefschaften zurückzuweisen, wofern sie nicht mit der gebührenden Adresse versehen sind.“ —

Wilhelm verbiß das Lachen, das ihn anwandelte, und stellte vor: seine Mutter habe wegen der Entfernung ihres Wohnorts diese Standeserhöhung noch nicht gewußt, und ihr Brief sey volle zwei Tage älter als der hochverehrliche neue Charakter. In dieser Betrachtung lasse sich von Ihro Excellenz billiger Einsicht hoffen, daß Sie die unvermeidlichen Mängel des Briefs gnädig verzeihen würden.“ —

„Wollen sehn!“ sprach der Lakai. „Der Frau Geheimen Räthin Excellenz schlafen aber dermalen noch. Man lasse den Brief hier und komme nach einer Stunde wieder!

„Das scheint mir ein vollkommenes Narrenhaus!“ sprach Wilhelm für sich, als er den Vorsaal im Rücken hatte. Doch mißfiel ihm dieß gar nicht. Er bekam im Gegentheil um so mehr Lust, hier zu wohnen, weil er sich den Genuß vieler lustigen Auftritte versprach.

Da es die Mühe nicht lohnte, nach dem weit entlegenen Hotel, wo er abgetreten war, zurückzugehen, um dort das Erwachen der Geheimen Räthin abzuwarten: so entschloß er sich, unterdessen in den nächsten Straßen herum-

zuschlendern. Auf dieser Wanderung ward er aus dem offenen Fenster eines etwas hohen Parterre-Zimmers, unter welchem er nahe vorbeiging, von acht bis zehn verschiedenen Hundestimmen angebellt. Im Umsehen erblickte er eine zahlreiche Gesellschaft von Bolognesern, Möpschen, Dächslein, und mehrern solchen Zwergen der Hundewelt, die auf dem Fensterbrette in einer bunten Reihe saßen, und ihm, als er ihnen mit seinem Stocke Schweigen gebot, auf den Kopf zu springen drohten. Er zeigte ihnen nun sein spanisches Rohr etwas näher, und mochte wohl damit einige Nasen nicht sanft berühren; denn die ganze Versammlung brach in ein schreckliches Wehgeheul aus und warf sich rücklings einem am Fenster sitzenden Herrn auf den Hals, dessen Nachtmütze nur von der Gasse herauf sichtbar war.

Darüber unbekümmert, ging Wilhelm seines Weges ruhig fort, als plötzlich ein Officier aus jenem Hause heraustrat und ihm nacheilte. Es war der edle Herr von Schierling. Sie erkannten sich beide auf der Stelle. Der Lieutenant — das war er kürzlich geworden — wunderte sich nicht wenig, ihn hier zu treffen, und fragte mit einem schneidenden Tone: ob er nach der Hauptstadt gekommen sey, um sich als Hundevogt anstellen zu lassen. „Diese Frage beweist mir," antwortete Wilhelm, „daß Ihnen das Porträt, das Sie vor einigen Jahren in Hühnenthal an meine Stubenthür malten, noch heute zum Sprechen ähnlich ist." — Der Lieutenant ward feuerroth, und sagte beim Umkehren: „Wir finden uns weiter!" — „Auf welche Art es Ihnen beliebt!" entgegnete Wilhelm. Jener antwortete nicht, sondern zog sich geschwind ins Wohnhaus seines Vaters zurück.

Indessen war es Zeit geworden, sich im Vorzimmer der Frau von Alfing wieder einzustellen. Der Bediente, den wir wie ein Gerichtsprotokoll sprechen hörten, kam ihm mit der Nachricht entgegen: Ihro Excellenz hätten Gnade für Recht ergehen lassen, und den Brief nicht nur anzunehmen und zu eröffnen geruht, sondern wollten auch ihm, dem Ueberbringer, einige Minuten Gehör geben; es laufe aber gegen die schuldige Ehrerbietung, gestiefelt und gespornt vor Ihro Excellenz zu erscheinen: man möge sich daher nach Hause verfügen und sich courmäßig kleiden.

Wilhelm hatte große Lust, sich über dieses steife Possenspiel mit derben Worten herauszulassen; allein er zügelte sich und erwiederte lächelnd: er werde von hundert Ursachen abgehalten, sich in ein Staatskleid zu werfen. Die erste sey: er habe keins. — Der umständliche Ceremonienmeister war damit nicht gesättigt; er verlangte auch die übrigen neun und neunzig zu wissen, und begriff es nicht sogleich, als Wilhelm ihm vorstellte, daß er an dieser Einen genug haben könne. Er sah starr auf einen gewissen Punkt des Fußbodens, legte den Finger an die Nase, und pflog so eine Weile mit sich selbst Rath, was zu thun sey. Gedankenvoll ging er endlich fort, um den scrupulösen Umstand hohen Orts zu melden; und siehe, da erging abermals Gnade für Recht: Wilhelm erhielt Erlaubniß, in seinen Reisekleidern aufzuwarten.

Das Kabinet, worin die Frau Geheime Räthin ihre sogenannten Morgenstunden von Nachmittags zwei Uhr an bis zur Mittagstafel um sechs Uhr zubrachte und Besuch annahm, stieß beinahe an den Vorsaal der Bedienten. Wilhelm konnte daher mit drei oder vier Schritten bei ihr seyn; doch so leicht machte man es ihm nicht. Er ward

eine lange Gallerie geführt, die sich die ganze Tiefe des Hauses hinab dehnte, dann hinten quer über lief, und sich nun in eine Reihe von acht Zimmern verlor, durch welche man an der Gegenseite des Gebäudes nach dem Vorsaale zurück kam. Dieser Umweg glich einer Schlange, die sich in den Schwanz beißt. Am Ende dieser Reise stand Wilhelm vor der Geheimen Räthin, die im Pudermantel an einem Tische saß, auf welchem alle Schönheitsmittel und feine Werkzeuge, durch die sich alte Damen verjüngen, im Ueberfluß zu finden waren. Mitten unter aromatischen Büchsen und Schachteln lag die Reise des jungen Anacharsis durch Griechenland aufgeschlagen.

„Mama hat mich mit einem Briefchen beschenkt,“ — begann die excellente Dame — „mit einem sehr angenehmen Brieschen, das ganz die süße Freundschaft athmet, die in den goldnen Tagen der Jugend unsere Seelen verband, als wir mit einander eine französische Pensionsschule besuchten. Um so mehr wünscht' ich dem in mich gesetzten Vertrauen zu entsprechen; die Sache hat nur ein verzweifeltes Knötchen, das ich nicht auf der Stelle zu lösen weiß. Es ist wahr, ich hab' ein großes Haus — mancher Fürst hat's nicht größer —: es ward aber seit ungefähr einem Jahre aus dem Deutschen ins Griechische übersetzt — das heißt: nach griechischem Geschmack eingerichtet, und verlor dadurch eben so viel an Wohnbarkeit, als es an Schönheit gewann. Ich habe selbst kaum mehr Raum, als dieses enge Kabinet, und mein Gemahl begnügt sich sogar mit einem dunkeln Stübchen im Hinterhause. Die übrigen Zimmer, die mit antiken Bildsäulen, mit Altären griechischer Götter, mit kostbaren Tapeten und Fußteppichen, wie sie in den Palästen der Großen zu

Athen Mode waren, und überhaupt mit den zierlichsten Geräthen des Alterthums, die wir jetzt kaum zu brauchen verstehen, ausgeschmückt sind — diese Prachtzimmer, sag' ich, würde man entheiligen, wenn man sie zum täglichen Gebrauch verurtheilen wollte. Ich bin also wirklich verlegen, wie ich den Wunsch meiner lieben Jugendgespielin erfüllen und ihren hoffnungsvollen Sohn unter meinem Dache gastfreundlich aufnehmen soll." —

„Könnten nicht Ew. Excellenz," sprach Wilhelm, „irgend ein kleines Zimmerchen für mich wieder aus dem Griechischen ins Deutsche übersetzen?" —

„Sehen Sie doch," sagte die Geheime Räthin sehr freundlich, „wie Sie meinen scherzhaften Einfall geschickt anzuwenden verstehen! Ein Beweis, daß er Ihnen gefallen hat! — Nun, kommen Sie, wir wollen mit einander ein Gemach auswählen, das sich am bequemsten verdeutschen läßt." —

Sie erhob sich vom Sopha und ging voran, um die Schätze ihres Hauses zu zeigen. Ihr weißes Puderhemd gab ihr das Ansehen eines nachtwandelnden Geistes. Wilhelm hatte jedoch jetzt Gelegenheit zu bemerken, daß sie mehr Fleisch und Bein als andere Menschen besaß. Glücklicher Weise konnte sie sich nicht, wie der Gott Janus, immer von hinten besehen: ihre Eitelkeit hätte sonst, wegen eines unangenehmen Hügels zwischen ihren Schultern, keinen frohen Augenblick gehabt.

Der Zug ging von Zimmer zu Zimmer, deren jedes mit gezierter Pracht überladen und der Tempel einer griechischen Gottheit war. Ceres und Bacchus hatten zum Beispiel im Speisesaal ihre Altäre. Ein kleines Gemach, durch das sich ein sanftes Rosenlicht ergoß, war dem Gott

der Liebe geweiht. Unweit der Thüre stand er in Lebensgröße mit der Binde vor den Augen. Wilhelm war leider eben so blind wie er, oder hatte wenigstens seinen Blick auf die gemalte Decke des vor ihm aufgehenden Heiligthums geheftet: kurz, er strauchelte über die Schwelle, fiel dem Götterknaben auf den Hals und riß ihn mit sich zu Boden. Der Sohn der Venus brach einen Arm; sein siegreicher Bogen wurde zerschmettert. Die Geheime Räthin that einen Zeterschrei und war nahe daran, zwischen die liegende Gruppe hin in Ohnmacht zu fallen. Sie erhielt sich mit Mühe und stützte sich schwindelnd auf Amors Altar. „Welch Unglück, ihr Götter!“ ächzte sie, und stand leichenblaß und in sich versunken.

Wilhelm war über seinen ungeschickten Burzelbaum so ärgerlich, daß er sich mit einem tüchtigen Backenstreiche hätte bestrafen mögen. Er nahte sich schamroth der Trauernden und bat um Verzeihung. Sie seufzte herzbrechend und antwortete nicht. Er erbot sich, den verursachten Armbruch vom besten Bildhauer der Stadt heilen zu lassen und überdieß einen neuen, gesunden Amor bei ihm zu bestellen. Das wirkte. Sie brach über diesen Vorschlag zur Güte in ein sardonisches Lachen aus und schwenkte sich wild herum, wie von einer Tarantel gestochen. Wilhelm hielt diesen Zustand, der gar nicht aufhören wollte, für einen Anflug von Wahnsinn. Endlich ließ der Taumel ein wenig nach; sie fing an zu sprechen. „Ein goldner Einfall!“ keuchte sie. „Die Leutchen vom Lande sind doch recht gutherzig! — Ich will Ihnen aber den Weg zum Bildhauer erlassen. Sein Machwerk möchte wohl der göttlichen Antike, die hier in Trümmern liegt, eben so gleichen, wie etwa Sie, mein Freund, dem Alcibiades!“ —

Er fand sich beleidigt und wollte bitter antworten. Sie ließ es nicht dazu kommen. „Das Schlimmste ist,“ fiel sie ein, „daß Amor sich rächen und Ihnen hier nicht günstig seyn wird! — Ich für meine Person verzeih’ Ihnen; nur muß ich bitten, sich nach einer andern Wohnung umzusehen. Ihre Faselei wär’ im Stande, mir alle meine Tempel zu zerstören.“ —

Wilhelm floh durch die nächste Thür aus dem Olymp der zerbrechlichen Götter, schrieb seiner Mutter den Vorfall und schickte seinen Sancho Pansa mit dem Briefe und den Pferden nach Hühnenthal zurück.

28.

Der Hausteufel.

Die Wahl einer Wohnung war nun sein erstes Geschäft. Er durchstrich in dieser Absicht die Straßen und machte Jagd auf die ausgehangenen Miethzettel. Indem so seine Augen von Haus zu Haus schweiften, erblickte er eine große blaue Tafel mit der goldnen Aufschrift:

Antonio’s Buchhandlung und Leihbibliothek.

Dieser Name war ihm von seinen Kinderjahren her zu merkwürdig; er konnte nicht gleichgültig vorbeigehn. Sollte wohl gar, sprach er für sich, der Buchhändler Antonio und der Bauchredner gleiches Namens Eine Person seyn? — Voll Neugier, dieß zu erfahren, trat er in die Bibliothek und sah mit frohem Erstaunen, daß es wirklich so war. Antonio’s Gestalt hatte sich wenig verändert. Er war eben beschäftigt, einige Leute mit Büchern zu versorgen, die sie verlangten.

Als sie befriedigt fortgegangen waren, grüßte ihn Wilhelm mit der Anrede: „Kennen Sie mich nicht?“

Antonio sah ihn mit Befremdung an und sagte: Nein.

„Erinnern Sie sich nicht mehr eines Knaben, der im Dorfe Hühnenthal, wo Sie sich vor neun oder zehn Jahren einige Tage aufhielten, die Bauchsprache von Ihnen lernen wollte?“ —

„In Hühnenthal?“ rief Antonio lebhaft. „Dieser Ort ist mir unvergeßlich! Auch der Knabe steht mir dunkel vor den Augen.“ —

„Dunkel?“ fiel Wilhelm lächelnd ein. „Dieß Zimmer ist doch sehr hell!“ —

„Wie versteh' ich das?“ fragte der Buchhändler. „So waren Sie wohl jener Knabe?“ —

„Ich war's,“ antwortete Wilhelm.

Antonio bewillkommte ihn mit herzlicher Freude, überließ die Austheilung der Bücher seinem Unterbibliothekar, führte den jungen Frank in ein Nebenzimmer, und nun ging bei einer Flasche Wein das Plaudern an. „Lebt der alte, brave Schulmeister noch? — Was macht das schöne Röschen?“ — waren die ersten Fragen.

„Beide sind gesund,“ sprach der Jüngling von Hühnenthal. „Freund Wigand gedenkt Ihrer oft, und Röschen — wartet auf Sie.“ —

„Auf mich?“ — rief Antonio staunend.

„So scheint's in der That! — Röschens immer noch blühende Schönheit lockt einen Freier nach dem andern; aber sie weist alle zurück, lebt bei ihrem Vater, der schon vor mehreren Jahren die Gastwirthschaft aufgegeben hat, in klösterlicher Eingezogenheit, und der Kanarienvogel, den Sie ihr schenkten, ist noch heutigen Tages ihr Abgott und

liebster Gesellschafter. — Man neckt sie daher wirklich bisweilen mit Ihnen, und sie erröthet, so oft man den Namen Antonio nennt.“ —

Diese Nachrichten (die nicht zum Scherz erfunden, sondern vollkommen gegründet waren) trieben auch dem Buchhändler eine starke Röthe ins Gesicht. Er brach dieses Gespräch kurz ab; und als sich Wilhelm wunderte, ihn mitten unter einem Schwall von Büchern zu finden, erzählte er ihm seinen neuesten Lebenslauf.

„Ich zog,“ sprach er, „von Hühnenthal hierher, wo mich ein gewisser Italiener treffen und mir meine Thiere abkaufen wollte. Er kam; ich konnte jedoch mit dem Knauser nicht einig werden, mußte von Land zu Land weiter reisen und noch einige Jahre die Rolle spielen, die mir mit jedem Tage lästiger ward. Endlich gelang es mir, mich auf eine vortheilhafte Art davon loszumachen. Aber welche neue Laufbahn sollt' ich nun wählen? — Ich kehrt' in diese Stadt und zu den Wissenschaften zurück, die ich während meines Vagabundenlebens vernachläßigen mußte. Im Hause, wo wir jetzt sind, fand ich einen Buchladen und eine Leihbibliothek, die ich täglich besuchte. Sie gehörten einer jungen Wittwe, die sich bald zuvorkommend freundlich gegen mich bezeigte und mir durch tausend Artigkeiten bewies, daß ich ihr nicht gleichgültig war. Ihr gebildeter Verstand, ihr scheinbar gutes Herz und — was soll ich's unter vier Augen läugnen? — ihr beträchtliches Vermögen zogen mich an und bedeckten gleichsam ihre Gestalt, die nichts weniger als reizend war, mit einem wohlthätigen Schleier. Kurz, wir wurden näher bekannt, und ich heirathete sie. Aber der Priester, der uns einsegnete, öffnete mir das Thor einer Hölle. Meine Frau zog schon

in den Flitterwochen die Larve der Gutmüthigkeit ab und zeigte sich als eine herrschsüchtige, wüthende Furie, in der ich alle die Bestien, die ich mir mit Mühe vom Halse geschafft hatte, vereint wieder fand. Sie war häßlich wie das Kameel — brummig wie der Bär — hämisch wie der Affe — neidisch wie der Hund! — Ich würde nicht so hart von ihr sprechen, wenn sie mich nicht mit durchdachter, planmäßiger und beispielloser Bosheit gepeinigt, und es nicht augenscheinlich darauf angelegt hätte, mich eben so ins Grab zu ärgern, wie ihren ersten Mann, dessen Märtyrthum das Gespräch der halben Stadt gewesen war. Mich unbekannten Fremdling hatte niemand vor ihr gewarnt. Alle Versuche, friedlich mit ihr zu leben, waren vergebens. Wir standen im Begriff, uns vor dem geistlichen Gerichte scheiden zu lassen, als uns der Tod schied. Er machte mit ihr kurzen Prozeß; sie hatte nicht Zeit, mir durch ein Testament ihr Vermögen zu entziehen; und so kam ich in die Verfassung, in der Sie mich sehen.“ —

Wilhelm begleitete diese Geschichte mit Zwischenreden und Schlußbemerkungen, die füglich im Tintenfasse bleiben können, und erzählte dann seine eigenen Freuden und Leiden, von der Verschwörung der Barschenkler seines Geburtsdorfes an bis zum Armbruch des Erbprinzen von Paphos. Antonio nahm jetzt, da er den künftigen Schwiegersohn seines Freundes Wigand vor sich sah, noch wärmern Antheil an ihm, als zuvor, und bat ihn, ein Zimmer in seinem Hause zu bewohnen, das er für immer der Gastfreundschaft gewidmet habe. Wilhelm nahm dieses Erbieten an, und zog bald darauf ein.

29.

Das Räthsel.

Antonio dachte nun fast eben so fleißig an Röschen, als sein junger Hausgenoß an Luisen. Zu seinem Verdruß war die Leipziger Messe vor der Thür; er hatte die immer steigende Dickleibigkeit des Bücherkatalogs — der mit einer unheilbaren Wassersucht behaftet scheint — durch einige neue Verlagsartikel vergrößert; sie machten ihm noch viel zu schaffen, und es war nothwendig, deßhalb den großen Markt zu beziehen: er hätte sonst in den nächsten Tagen eine Reise nach Hühnenthal gemacht und Röschen seine Hand angetragen. Hierzu war er fest entschlossen. Er sehnte sich, in den Armen eines guten Weibes den Himmel des Ehestandes zu finden, nachdem ihm eine Unholdin die Hölle desselben gezeigt hatte.

Das unselige Sprichwort: Aus den Augen, aus dem Sinn! — von dessen oft bemerkter Wirksamkeit sich Madame Frank eine ersprießliche Sinnesänderung ihres Sohnes versprach — ward an ihm völlig zu Schanden. Seine Liebe zu Luisen verlor durch die weite Entfernung keinen Grad ihrer Wärme, und würde sogar noch an Feuer gewonnen haben, wenn sie nicht schon auf dem höchsten Siedpunkt gestanden hätte. Dennoch war er kein so süßes Tändelmätzchen, wie mancher Geck, der seine Zeit unter lauter Minnegedanken verträumt, und sich mit nichts als Liebesbriefchen beschäftigt. Ihn spornte seine Leidenschaft zu einer nützlichern Thätigkeit; denn Luise war der Preis, den er erringen wollte. Er nahm Lehrer an, die ihn in der Ge-

schichte, Mathematik, Länderkunde und Kameralwissenschaft unterrichteten. Von allen diesen Dingen war in der lateinischen Schule des Pedanten Trufelius nicht die Rede gewesen.

Die Tage wurden fleißig zum Studieren angewandt, die Abende der Erholung geweiht. Antonio führte seinen jungen Freund in mancherlei Gesellschaften, um ihn mit dem Thun und Treiben der Menschen bekannt zu machen. In dieser Absicht speiseten sie oft an öffentlichen Tafeln, und besuchten die vorzüglichsten Kaffeehäuser. Der junge Landmann staunte hier über manchen alltäglichen Thoren, und seine natürliche Freimüthigkeit fühlte den stärksten Drang, ihn in's Angesicht zu verspotten. Antonio warnte vor öffentlichen Beleidigungen, und sie unterblieben. Doch bisweilen konnte sich der Ritter der Wahrheit durchaus nicht enthalten, mit der vornehmsten Bauchsprache irgend einen auf die Umstände passenden Ehrentitel, als: „Windbeutel! — Narr!" — und so weiter, auszutheilen. Die behende Zunge des frechsten Aufschneiders ward in diesem Augenblick zu Stein; die Gesellschaft sah sich stumm und verlegen an. Wilhelm machte es wie die Andern. Kein veränderter Gesichtszug verrieth ihn.

Antonio billigte diesen Muthwillen nicht: doch fand er ihn minder gefährlich, als des Jünglings ernste und kühne Sprache über jede ihm zu Ohren kommende schlechte Handlung, die in der Hauptstadt verübt wurde. Ob von einer hohen oder niedern Person: das galt ihm gleich. „Hüten Sie sich!" sprach sein Freund. „Ein Biedermannswort wird oft schärfer geahndet, als eine Schurkenthat." — Es half keine Warnung. Sein edler Unwille war nicht zum Schweigen zu bringen.

Auch über die großen Weltbegebenheiten ließ er sich so frei heraus, wie er dachte. Der französische Revolutionskrieg war damals das allgemeine Gespräch und — das Gift der geselligen Unterhaltung. Alte deutsche Freunde entzweiten sich oft auf Lebenszeit über ein Treffen, das in Aegypten vorgefallen war. Stumpfer Blödsinn erklärte frech die ganze französische Nation ohne Ausnahme für den Abschaum der Menschheit, und forderte mit brutaler, fantastischer Wuth, daß jeder ehrliche Deutsche in dieses Eselsgeschrei mit einstimmen sollte. Der verständige Mann, der's nicht that, war verdächtig. Er ward sogar als ein Verräther des Vaterlandes betrachtet und verabscheut, wenn er etwa der Klugheit der französischen Feldherrn und der Tapferkeit ihrer Kriegsschaaren Gerechtigkeit widerfahren ließ. — Dieses Verbrechen beging Wilhelm nicht selten, und verwickelte sich dadurch mehrmals in heftige Zwiste.

Da Antonio sah, daß der junge Hitzkopf in die damaligen öffentlichen Gesellschaften, wo überall hämische Kundschafter auflauerten, nicht taugte: so unterließ er es bald, ihn an diese gefährlichen Orte zu führen. Sie blieben nun Abends zu Hause, wo sich gewöhnlich ein paar gute Freunde des Buchhändlers einfanden, deren Geist und Laune die Unterhaltung belebte. Man sprach meistens über literarische Gegenstände, und ergötzte sich bisweilen zur Abwechselung mit Spielen des Witzes.

Eines Abends hatten sich Antonio und seine Freunde gegen die lange Weile mit Räthseln gerüstet. Wilhelm löste sie nach und nach alle, bis auf das einzige, das hier folgt:

Eine Schaar ungleicher Menschenkinder
Wohnt in Einem Hause, Kopf an Kopf;
Hier ein Fürst und dort ein Besenbinder,
Oder sonst ein armer, kahler Tropf.

Um ein kleines Häuflein echter Weisen
Drängen sich Fantasten wie ein Meer.
Viel Bewohner thaten große Reisen,
Andre sind in keinem Sinn weit her.

Manche schwatzen wie die Fischmarktsweiber,
Platt und albern in den Tag hinein;
Und sogar verruchte Straßenräuber
Mischen sich in diese bunten Reih'n.

Aber sämmtliche Gesellschaftsglieder,
So verschiednen Geistes sie auch sind,
Leben einig, wie vertraute Brüder,
Und betrüben nicht das kleinste Kind.

Mächtig herrscht der Hauswirth unter ihnen,
Und sie haben Dach und Fach nicht frei:
Alle müssen Geld dafür verdienen,
Und er will, daß keiner müßig sey.

Ihr Quartier bestimmt er nach Behagen
Und verändert's oft nach seinem Plan;
Sind die alten Kleider abgetragen,
Schafft er ihnen neue wieder an.

Sie gehorchen ihm wie Sklavenseelen,
Und die wildsten Räuber halten still,
Wenn er sie hervorzieht aus den Höhlen,
Um sie auszuliefern, wem er will. —

Werther Leser, dich herumzunecken,
War mein Räthsel nun genug bemüht;
Kannst du mir geschwind den Ort entdecken,
Wo man jene Menschenkinder sieht?

Das konnte Wilhelm nicht. Er verirrte sich mit vorschnellen Vermuthungen von Osten nach Westen. Man wollte ihn zurechtweisen. Er verbat es mit der Ver-

sicherung, daß er das dunkle Haus ohne Führer treffen werde, wenn man ihm bis zum nächsten Abend Zeit lasse. Die Gesellschaft ging bald nachher auseinander. Er nahm das Blatt, worauf das Räthsel geschrieben stand, mit in sein Zimmer.

30.

Die Wecktrommel.

Kaum graute der folgende Tag, als Antonio's Hausthür durch heftige und ungeduldige Schläge erschüttert wurde. Unwillig, daß man ihn so früh aus dem Schlafe trommelte, fluchte der Pförtner, indem er den Riegel zurückschob, und nahm sich vor, den stürmischen Ruhestörer weidlich auszuschelten. Doch das verging ihm, als er die Thür geöffnet hatte und ein Polizei-Inspektor mit zwei Gerichtsdienern und der schnellen Frage: „Wohnt hier ein gewisser Frank?" — ins Haus trat. Der erschrockene Pförtner wies ihnen den Weg zu Wilhelms Zimmer, und sie schlugen an seiner Thüre die Wecktrommel nicht sanfter, als vorher auf der Gasse.

„Wer da?" — rief er, aus dem Bette springend — „Zum Henker, habt Geduld?" — Er fuhr in einen Ueberrock, schloß die Thüre auf, stutzte über den unerwarteten Besuch und fragte rasch: „Was wollen Sie?"

„Das werden Sie sogleich hören," antwortete der Eintretende. „Ich bin ein hiesiger Polizei-Inspektor —"

„Der doch wohl auch wie ein vernünftiger und gesitteter Mensch anklopfen könnte!" — fiel Wilhelm ein. „Nun, was wollen Sie?"

„Nichts weniger als sie selbst! — Ich habe Befehl, Sie in Verhaft und Ihre Papiere in Beschlag zu nehmen.“ —

„Aus welchem Grunde?“ —

„Das wird man Ihnen an einem andern Orte sagen. Kleiden Sie sich geschwind an, geben Sie alles, was Sie von Briefschaften und andern Schriften haben, gutwillig heraus, und folgen Sie mir!“ —

Durch den Lärm geweckt, trat jetzt Antonio ins Zimmer, bezeigte Verwunderung, daß der junge Mann, der unter seinen Augen gelebt und sich keines Verbrechens schuldig gemacht habe, in Verhaft genommen werden solle, und erbot sich mit seinem ganzen Vermögen zur Bürgschaft für ihn. Diese schlug der Polizei-Inspektor aus, ließ sich Wilhelms Schreibschrank aufschließen, und packte sehr eifrig alles zusammen, was einem Papier ähnlich sah. Er fand nichts als einige wissenschaftliche Hefte und jenes Räthsel. Damit nicht zufrieden, nahm er auch einen Bogen weißes Papier — das vollkommenste Bild der Unschuld — gefangen. „Es können,“ sprach er, „die gefährlichsten Dinge mit unsichtbarer, sympathetischer Tinte darauf geschrieben stehn.“ —

Indessen kleidete sich Wilhelm ruhig an. Ein Polizeidiener meldete, daß der bestellte Miethwagen bereit sey. Der Arrestant setzte sich mit seinen Wächtern ein. Sie brachten ihn ins Stadtgefängniß.

31.

Herr Mückenfänger.

Antonio eilte zum Präsidenten des Criminalgerichts, um das Verbrechen seines Freundes zu erfahren. Die

Antwort war: davon lasse sich noch nicht sprechen. Er wiederholte sein Erbieten der Bürgschaft. Sie ward verworfen. Er hielt um Erlaubniß an, den Gefangenen zu besuchen. — Abgeschlagen! — Er bat um Gestattung, ihm Bücher und Speisen zu schicken. — Abgeschlagen! — Kurz, alles, was er für seinen Freund thun wollte, fand nicht Statt. Der Präsident verwies ihn zur Geduld, bis der Rath Mückenfänger, dem die Untersuchung aufgetragen sey, die gefundenen Papiere gesichtet, den Inkulpaten verhört und darüber Bericht eingereicht habe.

Wohlgedachter Rath war nicht gewohnt, die Criminalsachen, die in seine Hände fielen, auf die leichte Achsel zu nehmen. Er entzog sich beinahe vier und zwanzig Stunden lang Essen, Trinken und Schlaf, um Wilhelms Skripturen genau zu lesen und dem darin versteckten Hochverrath auf die Spur zu kommen. Das gelang ihm mehr, als seinem mitleidigen Herzen lieb war. Er seufzte bisweilen laut auf über den unglücklichen Jüngling, der allem Ansehen nach einer langwierigen Zuchthausstrafe nicht entgehen konnte.

Dieses weiche Gefühl macht dem Herrn Rath viel Ehre. Dennoch hielt er sich durch Eid und Pflicht verbunden, bei der oberflächlichen Entdeckung wichtiger Staatsverbrechen nicht stehen zu bleiben, sondern die geheimste Tiefe der Sache mit dem Senkblei seines Scharfsinns zu erforschen, wenn auch der Malifikant dadurch um eine Spanne kürzer werden sollte. In den angeblichen mathematischen Heften schienen noch gräßliche Dinge verborgen zu seyn. Die vielen darin verstreuten Zahlen waren höchst wahrscheinlich eine maskirte Zifferschrift; der Herr Rath verstand nur nicht die Kunst, sie zu enträthseln. Er verfügte

sich deßhalb zu dem bei der landesfürstlichen geheimen Kanzlei angestellten Dechiffreur, und bat um Entzifferung der verdächtigen Charaktere. Der Dechiffreur durchblätterte flüchtig das Heft und versicherte lächelnd, daß in diesen schuldlosen geometrischen Berechnungen keine Gefahr für den Staat vorhanden sey. Herr Mückenfänger war mit der schnellen Entscheidung seines Orakels, die ihn voreilig und unbedachtsam dünkte, nicht ganz zufrieden; doch auf der andern Seite fiel ihm ein Stein vom Herzen, da er seiner Amtspflicht ein Genüge gethan und sich doch die Schuldbürde des Gefangenen nicht vergrößert hatte.

Sobald der Herr Rath mit dieser Beruhigung wieder nach Hause kam, ward der weiße Bogen vorgenommen und mit allen erdenklichen Foltern gemartert, um das Bekenntniß einer geheimen Verrätherei von ihm zu erpressen. Er machte sich durch das Zeichen, das er in der Papiermühle erhalten hatte, sehr verdächtig. Es sollte vermuthlich eine Krone oder einen Churhut vorstellen, sah aber einer Freiheitskappe so ähnlich, als ein Wassertropfen dem andern. Das bewog den Inquirenten zur strengsten Untersuchung. Er hielt den Bogen gegen die Sonne; er ließ die Fenster des Zimmers verhängen und sechs Wachskerzen anzünden; doch auf keine Art wollte sich ein Buchstäbchen zeigen. Nun ward ein Gelehrter, der sich mit Chemie, Physik und allen damit verwandten Künsten und Wissenschaften beschäftigte, zu Hülfe gerufen. Er machte viele Experimente, die jedoch ebenfalls nichts entschieden. Weder Feuer, noch andere Auflösungsmittel konnten den redlichen Bogen Papier eines Antheils an Verschwörungen überführen. Er war gerechtfertigt, aber leider — wie mancher unschuldig angeklagte Biedermann — dabei zu Grunde gegangen.

Indessen nahm sich Wilhelm in seinem Stübchen mit eisernen Vorhängen keine Sorge zu Herzen, und hatte sogar den Leichtsinn, an nichts als an sein Mädchen zu denken.

32.

Die Gerichtsstube.

Am folgenden Tage war Verhör. Herr Mückenfänger saß so steif, so ernst und so majestätisch auf seinem breiten Sessel, wie ein steinerner Jupiter, und man kannte den ganzen Mann, wenn man nur seine langen, zierlich gefältelten Manschetten sah, die wirkliche Pranghadern waren, wie man jenes französische Wort hier und da im Scherze zu dolmetschen pflegt. Auch die endlosen bedächtigen Weitschweifigkeiten, mit welchen er eine Prise Tabak aus seiner goldnen Dose nahm, hatten viel Charakteristisches.

An einem Nebentische lauschte ein Gerichtsschreiber mit der eingetauchten Feder in der Hand.

Nach vorläufiger Ermahnung, die Wahrheit zu gestehen, und sich durch hartnäckiges Läugnen die Untersuchung und Strafe nicht zu erschweren, legte der Inquisitor dem Gefangenen das historische Heft zur Anerkennung seiner Handschrift vor und that dann die verfänglichen Fragen: „Warum handelt diese Schreiberei gerade von der römischen Republik? — Hat man sich nicht deßhalb mit dem Wesen einer republikanischen Staatsverfassung bekannt gemacht, um bei irgend einer im Werke seyenden Revolution eine Rolle zu spielen?“ —

Wilhelm lehnte diese Beschuldigung lächelnd von sich ab. Der Aktuar schrieb seine Antwort nieder, und der Richter befahl ausdrücklich, im Protokoll zu bemerken, daß Inkulpat bei seiner Aussage ein wenig gelächelt habe.

„Hierauf legte er ihm ein anderes Lektionsheft vor und fragte sehr nachdrücklich: „Warum behandeln diese statistischen Blätter gerade den natürlichen und politischen Zustand unsers glücklichen Staates?“ —

Antwort: „Ich wollte mein Vaterland kennen lernen, ehe ich mich um andere Länder bekümmerte.“ —

„Also das Vaterland wollte man kennen lernen?“ — fiel der Rath spöttisch ein. „Nicht wahr, um seine Kräfte und seine Schwächen einer fremden eifersüchtigen Macht zu verrathen?“ —

„Verrathen?“ rief Wilhelm heftig. „Ich verbitte mir, mein Herr, dieß beleidigende Wort, so lange Sie keine stärkern Beweise gegen mich haben. Die fremde eifersüchtige Macht, von der Sie sprechen, müßte wohl aus lauter unwissenden Dummköpfen bestehen, wenn sie sich wegen bekannter Dinge, die aus gedruckten Werken zu erfahren sind, um Spione bemühen wollte.“ — Er gab hierauf den Titel eines Buches an, aus welchem seine statistischen Nachrichten, um sie dem Gedächtniß besser einzuprägen, Wort für Wort abgeschrieben waren.

Der Herr Rath bedeutete ihn, sich ungebührlicher Ausdrücke vor Gericht zu enthalten. Uebrigens schämte er sich ein wenig und verlor ganz den Muth, wegen der geometrischen Zifferschrift eine Frage zu thun.

„Was wird man aber hierauf antworten können?“ — fuhr er fort und hob ein Blättchen Papier, auf welchem das Räthsel (dessen sich der Leser noch erinnern wird)

geschrieben war, triumphirend empor. — „Hier, hier lauert eine giftige Schlange unter poetischen Blumen!“ —

„Das ist möglich!“ entgegnete Wilhelm mit ironischer Kälte. „Ich kann gar nicht dafür stehen: denn diese Verse sind ein mir aufgegebenes Räthsel, dessen Lösung mir noch nicht gelungen ist.“ —

„Welche listige Ausflucht!“ rief der Rath. „Wer gab dieß sogenannte Räthsel auf?“

„Mein Hauswirth, der Buchhändler Antonio.“

„Schreiben Sie, Herr Aktuar: der Buchhändler Antonio! — Wir werden ein ernsthaftes Wort mit ihm darüber sprechen. Doch zur Auflösung dieses angeblichen Räthsels bedürfen wir seiner nicht. Ich errieth es, sobald ich nur den ersten Reimsatz gelesen hatte.“ —

„In der That? — Sie machen mich äußerst neugierig!“

„Man stelle sich doch nicht so fremd? — Diese Verse, die durch des Henkers Hand verbrannt zu werden verdienten, sind nichts, offenbar nichts, als ein schändliches Loblied auf die unselige Freiheit und Gleichheit, die aus Frankreich ausging wie ein brüllender Löwe, um die Zucht und Ordnung der ganzen Welt zu verschlingen.“ —

„Ich erstaune; doch ich wage nicht, Ihnen zu widersprechen, weil ich, wie gesagt, das Gedicht nicht verstehe.“ —

„Nichts kann deutlicher seyn! Der Fürst und der Besenbinder, die beisammen wohnen — die Fischmarktsweiber und die Räuber — die vertraute Brüderschaft sämmtlicher Gesellschaftsglieder und so weiter: — das alles deutet auf den Höllenplan, die verschiedenen Stände der Menschen wie Kraut und Rüben durcheinander zu mischen. — Freilich scheint die zweite Hälfte der Reimsätze

von der monarchischen Regierungsform zu handeln: dadurch läßt sich aber ein kluger Mann nicht täuschen. Das sind Irrlichter, die vom Wege der Untersuchung ableiten und dem Schandliede ein unschuldiges Ansehen geben sollen.“ --

„Ich bewundere Ihren Scharfsinn. Weiter kann ich nichts dazu sagen. Herr Antonio wird der beste Ausleger seiner eigenen Worte seyn.“

„Wir werden ihn zur Rechenschaft ziehn. Indessen hat man sich noch gegen andere Denunciationspunkte zu verantworten. Man ist, wie von guter Hand in Erfahrung gebracht ward, ein fleißiger Lobredner der französischen Nation, und spricht oft mit einer gewissen Begeisterung von den Thaten ihrer Generale.“ —

„Die Begeisterung abgerechnet, gesteh' ich das zu. Ich lobe, was zu loben ist. Wer kann mir das zum Verbrechen machen? Die Franzosen sind tapfer, das fühlte halb Europa und alle Zeitungen schreiben davon: warum soll denn ich über weltbekannte Dinge nicht sprechen dürfen?“ —

„Aber der Jubel, die Schadenfreude bei den unglücklichen Feldzügen der Deutschen!“ —

„Wer kann mir solche unnatürliche und widersinnige Aeußerungen beweisen?“ —

„Sie bedürfen keines Beweises; sie sind von dem Lobe der französischen Tapferkeit unzertrennlich.“ —

„Ein falscher Schluß! Man bewundert die furchtbare Majestät eines Gewitters, aber man freut sich nicht über die Zerstörungen, die es anrichtet.“ —

„Dieses Bilderspiel gehört nicht in die Gerichtsstube.“

„Aber auch Verläumder sollten hier nicht gehört werden. Dafür erklär' ich meine Ankläger. Kein ehrlicher Mann kann als Zeuge gegen mich auftreten.“ —

„Das wird sich ausweisen. So viel ist entschieden, daß Inkulpat seine Zunge nicht zähmt, sondern über Alles, was nah und fern geschieht, die frechsten Urtheile fällt und sogar vornehme Standespersonen hiesigen Orts mit seiner Kritik nicht verschont. Was hat man, zum Beispiel, vom Grafen X** gesagt?“ —

„Meynen Sie den, der seinen kranken Kutscher aus dem Hause werfen ließ, und mit eigner Hand einen Bedienten halb todt prügelte, weil er jenen barbarischen Befehl nicht vollziehen wollte?“ —

„Was geht das uns an?“ —

„Ich bin ein Mensch und verabscheue jeden, der die Menschheit mit Füßen tritt. Das that der Graf; die Sache ist erwiesen. Drum nannt' ich ihn einen Unmenschen und wiederhole dieß hier vor Gericht.“ —

„Man schweige!“ rief der Rath und schloß das Verhör.

33.

Der Schlüssel.

Zur nächsten Gerichtssitzung ward Antonio vorgeladen. Er erschien und bekannte sich als Verfasser des Räthsels.

„Aber, mein Himmel!“ — seufzte der Criminalrichter — „wie kann ein verständiger Mann von gesetzten Jahren ein angesessener Bürger der Haupt- und Residenzstadt — wie kann sich der vom leidigen Freiheits- und Gleichheitsschwindel ergreifen lassen?“ —

Mit Verwunderung horchend, glaubte Antonio, der Priester der Gerechtigkeit träume bei offnen Augen. Er versicherte, daß er diese Vorhaltung nicht verstehe, und

nun überraschte ihn Herr Mückenfänger mit derselben Auflösung des Räthsels, die er schon Wilhelmen mitgetheilt hatte.

„Der Herr Rath scherzen wohl nur?“ sprach Antonio, und that sich Gewalt an, nicht laut zu lachen.

„Ich?“ — scherzen?“ — entgegnete der Inquisitor. „Das ist eben nicht meine Sache; am wenigsten in der Gerichtsstube.“ —

„So muß ich gestehen,“ versetzte der Buchhändler, „daß Sie mein unschuldiges Räthsel durchaus mißverstanden haben. Das Haus, wo die verschiedenen Menschenkinder, von denen es spricht, beisammen wohnen, ist — eine Leihbibliothek.“ —

„Pah!“ sagte der Rath und riß die Augen weit auf — „Sie wollen mich zum Besten haben! Es ist ja nicht von Büchern, es ist von Menschen die Rede!“

„Nicht von Menschen — nur von Menschenkindern! Alle Bücher sind Kinder des menschlichen Geistes und an Werth und Gehalt so verschieden als ihre Väter. Die Fürsten, deren mein Räthsel erwähnt, sind die Werke großer, genialer Originalköpfe; die Besenbinder — nun, das sind in Summa alle Schofelschriften, zu welchen kein Kopf gehört; namentlich: die Unzahl der elenden Romane, die Banditen- und Räubergeschichten, und besonders die Anekdotensammlungen, die Bettelmönche der Literatur. — Der monarchische Hauswirth ist der Bücherverleiher.“ —

Herr Mückenfänger ward roth, legte den Kopf in die hohle Hand, stützte ihn auf den Ellbogen und las in dieser sinnenden Stellung das Räthsel einige Mal schweigend durch. So fand er endlich, daß der Schlüssel, den man ihm gab, der rechte war. Er entließ, wie auf den Mund geschlagen, mit einem stummen Winke den Buchhändler.

Zur förmlichen Berichtserstattung kam es nicht. Der Präsident durchlas nach beendigtem Verhör das Protokoll und entschied sogleich, daß die Untersuchung niedergeschlagen und Wilhelm augenblicklich auf freien Fuß gestellt werden solle. „Man macht sich," sprach er, „mit solchen Inquisitionen nur lächerlich. Dafür büße der Denunciant und bezahle zur Strafe seiner grundlosen Anklage die Gerichtskosten!" —

Diese Staupe traf, wie recht und billig, den alten Herrn von Schierling, der Wilhelmen, um die von ihm beleidigten Hunde zu rächen, an allen öffentlichen Orten mit Kundschaftern verfolgt, und ihn, nach einigen von ihm aufgeschnappten unbedachtsamen Reden, als einen gefährlichen Revolutionsschwärmer beim Criminalgericht angegeben hatte. Der Präsident schrieb ihm nach Lesung des Protokolls im höchsten Unwillen ein Billet, nannte ihn darin einen Don Quixotte, der Windmühlen für Riesen ansehe und bedeutete ihn, die verursachten Kosten sofort zu entrichten, wenn er sich nicht unangenehmen Zwangsmitteln und einer Genugthuungsklage von Seiten des unschuldig Verhafteten aussetzen wolle. Herr von Schierling biß vor Verdruß die Zähne zusammen, bezahlte jedoch auf der Stelle die ansehnliche Kostenrechnung, die ihm ein Gerichtsbote überbrachte. Seine Hündlein standen um ihn her, indem er das Geld aufzählte. „Seht," sprach er, als der Bote wieder aus dem Zimmer war: „seht, ihr kleinen Närrchen, das thu' ich für euch!" —

So endigte sich diese Angeberei, die ein treues Gemälde aufstellt, wie leicht es damals in manchen Ländern einem boshaften Menschen ward, unter der Larve der Vaterlandsliebe sein Müthchen zu kühlen. Wohl jedem biedern Deutschen, daß diese gefährlichen Zeiten vorbei sind! —

Wilhelm erhielt, als man ihn in Freiheit setzte, alle seine Papiere zurück und eilte vergnügt in seine Wohnung, wo er Briefe aus Hühnenthal fand, die eben mit der Post eingelaufen waren.

34.

Die Dichterin.

Wenn ein junger Bursch von seiner Mutter und seinem Mädchen zugleich Briefe bekommt, so ist Tausend gegen Eins zu wetten, daß er das Siegel der Liebe zuerst erbricht. Auch Wilhelm machte von dieser Regel keine Ausnahme; wir aber wollen in der Erzählung des Inhalts der Briefe dem mütterlichen Schreiben den Rang lassen.

Madame Frank schalt weidlich, daß Wilhelm mit Amorn zu Falle gekommen war und sich dadurch der Geheimen Räthin übel empfohlen hatte. Sie hielt, wie ihre Jugendfreundin, jenes Unglück für eine böse Vorbedeutung, und ermahnte dringend, den mächtigen Gott durch Reue und Leid zu versöhnen und ihn nicht auf's Neue durch Kaltsinn zu erzürnen, wenn er ihm etwa aus den Augen des Fräuleins Alfing gefällig zulächeln sollte. „Ist Dir" — schrieb sie weiter — „Luisens und ihrer Eltern Wohl und Wehe nicht gleichgültig, so gib ja alle Liebesgedanken an dieses Mädchen auf und lege Deinen kindlichen Gehorsam gegen uns durch einen baldigen Herzensverein mit gedachtem Fräulein an den Tag: denn Dein Vater ist auf die Wigand'sche Familie sehr aufgebracht, hat mit dem Alten seit Deiner Abreise kein Wort wieder gesprochen, und ich befürchte schlimme Auftritte, wenn Du fortfahren solltest,

dieser Leute wegen unsern Wünschen und Entwürfen entgegen zu handeln." — Am Schluß befahl sie, einen an die Geheime Räthin beigelegten Brief persönlich zu übergeben, und ermahnte dabei, das Haus derselben fleißig zu besuchen, seiner unartigen Freimüthigkeit aber Zaum und Gebiß anzulegen, und besonders die gute Dame nicht zu verspotten, wenn sie auf ihrem griechischen Steckenpferde vor seinen Augen herumgaloppire.

Luisens Briefchen war ein Erguß natürlicher Zärtlichkeit, von einigen Strophen begleitet, die wir zur Probe, wie weit es das liebende Mädchen ohne den von ihrem vormaligen Lehrer so sehr empfohlenen poetischen Trichter in der Dichtkunst gebracht hatte, hier mittheilen wollen.

Das Herz ist mir so enge,
So enge mir das Haus!
O trügen leichte Flügel
Mich über Thal und Hügel
Weit in die Welt hinaus!

Mir war mein kleines Dörfchen
Ein Paradies zuvor;
Nun möcht' ich von ihm scheiden,
Denn seine stillen Freuden
Umhüllt ein Trauerflor.

Wie reizlos dünkt mich alles,
Was ich gern hört' und sah!
Die Lerche singt mir heißer,
Und wie verdorrte Reiser
Stehn meine Blumen da.

Die Seele meines Lebens,
Mein Wilhelm, zog zur Stadt,
Die goldene Paläste,
Die königliche Feste
Und zarte Schönen hat.

Ach, ob er wohl das Mädchen
Der Hütte dort vergaß,
Das jenen Wonnequellen
Nichts kann entgegenstellen
Als Liebe sonder Maß? —

Wilhelm küßte das Liedchen und zeigte es seinem Freunde.

„Recht artig!“ — sprach Antonio: „Um vieles besser, als manche Verse, die von hochberühmten Dichtern gemacht und von ihren Schmeichlern und tausend nachplaudernden Papchen mit wahrer Lobwuth gepriesen werden. Wer es in Deutschland dahin gebracht hat, daß er für den Hahn im poetischen Korbe gilt, der darf allenfalls nur ein Paar Wörtchen im Schlafe lallen, so ist flugs ein dienstfertiger Herold bei der Hand, der sie als einen Götterspruch ausruft und ein großes Gefolge von Knaben hinter sich hat, die beifällig jauchzen und jubeln und in die Hände klatschen. Ein solcher Ruhmschreier und Tonangeber gemahnt mich, wie ein Leithammel, dem die ganze einfältige Heerde durch Dick und Dünn nachzottelt, wenn er mit seiner helltönenden Halsglocke vorangeht. — Ei, meinetwegen möchte dieß Lob- und Ehrengetümmel noch größer seyn, wenn's der Gegenstand nur immer verdiente! Aber man betrachte doch manches vergötterte Werk und Werklein in der Nähe! Was ist's weiter, als ein gemeiner böhmischer Kiesel, der blindlings für einen kostbaren Diamanten anerkannt wird, weil ihn ein Reicher am Finger trägt? — Ein Anderer hingegen, der nicht im Rufe des Reichthums steht, kann die echtesten Diamanten besitzen und zeigen, sie werden doch für Kiesel angesehn und verachtet. — Diese kindische Verblendung, diese skla-

vische Parteilichkeit, die bei keiner Nation so weit als in Deutschland getrieben wird, erinnert mich manchmal an das Geschichtchen von den beiden Seifensiedern, das Ihnen, lieber Frank, wahrscheinlich bekannt ist.“ —

„Kein Wort weiß ich davon;“ sprach Wilhelm, der bei der Anrede wie aus einem Traum erwachte. Er hatte von des Buchhändlers Glossen wenig gehört; sein abwesender Geist war bei Luisen.

„In einer niedersächsischen Stadt“ — fuhr Antonio, trotz der Unachtsamkeit seines Zuhörers, fort — „wohnten vor alten Zeiten zwei Seifensieder einander gegenüber. Der eine war ein gemächlicher Großthuer, der andere ein bescheidener, fleißiger Mann. Jener dünkte sich zu vornehm, sein Geschäft mit Anstrengung zu treiben. Er schleuderte die Waare nur nachlässig hin, ließ jedoch über seiner Hausthür eine ungeheure Tafel befestigen, worauf mit ellenlangen goldenen Buchstaben geschrieben stand: „Hier ist die beste Seife zu haben.“ — Die halbe Stadt kam gelaufen, begaffte die glänzende Inschrift, drängte sich ins Haus, kaufte hitzig den ganzen Vorrath und schlug sich darum. So ging's nun alle Tage. Die Seife war herzlich schlecht; doch der blinde Glaube an ihre Vortrefflichkeit that Wunder. Wer so unglücklich war, keine zu bekommen, der wusch sich und seine Wäsche lieber nicht, als daß er in einen andern Laden gegangen wäre. Der ehrliche Mann gegenüber sott Seife, die zehnmal besser war, als jene beste: aber was half's? Er hatte dennoch keine Kunden, saß einsam und betrübt an seinem Fenster und sah mit weinenden Augen dem Spektakel zu. In Gefahr, zu verhungern, hängte er endlich auch über seiner Thür ein kleines Täfelein aus, auf welchem man die Worte las:

Help Gott mit Gnaden!
Hier wird ok Sepe gesaden.

Ob ihn dieser Nothschuß vom Untergange gerettet hat, weiß ich nicht; der naive Reim ward aber in der Folge zum Sprichwort, und wär' ein passendes Motto für die Werke vieler achtungswerthen Schriftsteller, denen man kalt begegnet und nie Gerechtigkeit widerfahren läßt, weil sie sich, vom Hochdünkel entfernt, keinen vornehmen Ton anmaßen, weder Herolde besolden, noch Leithämmel füttern, und überhaupt alle unrechtlichen Schleichwege zum Ruhm verachten. — Ein gemeiner Soldat, sagt Wieland*, der blos durch Talente und Verdienste bis zum Feldmarschall emporstiege, wäre eine große Seltenheit: aber ein Schriftsteller, der — ohne von einer Clique zu seyn, ohne seinen Ruhm den dermaligen Potentaten der Gelehrtenrepublik zu Lehen aufgetragen, ohne hinwieder angehende Schriftstellerchen in seine Klientel genommen und sich in ihnen einen rüstigen, immer schlagfertigen Anhang gemacht zu haben, — blos durch eigenes Verdienst zum ruhigen Besitz eines unangefochtenen Eigenthums von Ruhm und Ansehen unter seinen Zeitgenossen gelangte, — ein solcher Autor, sagt er, wäre eine noch viel größere Seltenheit. — Ohne jene Hülfsmittel erwartet den trefflichsten Schriftsteller das Schicksal, in geheim mit Vergnügen gelesen, in's Angesicht mit Lob überschüttet, und öffentlich bei jeder Gelegenheit mit kritischem Achselzucken, oder wenn's am Besten geht, mit Stillschweigen beehrt zu werden." — —

* Im Sendschreiben an einen jungen Dichter, das sich im 24. Bande seiner sämmtlichen Werke befindet.

Antonio glossirte noch weiter; es ist aber die höchste Zeit, ihm den Mund und dieses Kapitel zu schließen; sonst schließen die Leser, die nur Geschichte und nichts als Geschichte verlangen, das ganze Buch. Sie haben vielleicht ohnedieß schon in der Gerichtsstube lange Weile gehabt. —

35.

Die Excellenzen.

Aus Gehorsam gegen seine Mutter entschloß sich Wilhelm, wiewohl sehr ungern, den griechischen Palast wieder zu betreten und der Geheimen Räthin das an sie gerichtete Schreiben zu übergeben. Indem er sich zu dieser Visite ankleidet, gewinnen wir Zeit, den Leser mit den beiden sogenannten Excellenzen näher bekannt zu machen.

Die gnädige Frau stammte aus einer ahnenreichen, aber geldarmen Familie. Ihre Eltern starben früh, und hinterließen ihr, ungeachtet sie das einzige Kind war, nur eine Kleinigkeit von einigen hundert Thalern. Sie lebte nun als Waise bis in ihr fünf und zwanzigstes Jahr bei einer Tante; und sah sich nach allen Himmelsgegenden um, ob nicht irgendwo ein Bräutigam herkommen wollte. Aber es erschien keiner: denn sie war (wie wir schon an einem andern Orte erwähnten) nicht reizend gebildet.

Da ihr das Gnadenbrod der grämlichen Tante nach und nach unverdaulich ward, so faßte sie den Entschluß, auf ihre eigene Hand zu leben. Ein kühnes Wagstück, wenn man kaum fünfhundert Thaler beherrscht und zum Arbeiten weder Lust noch Geschick hat! Doch sie wußte sich

zu helfen. Sie zerstückelte ihr Kapital in Kapitälchen und lieh sie auf Pfänder aus. Nur der landübliche schmale Zinsfuß gefiel ihr nicht; sie machte sich einen breitern, auf dem sich's bequemer stand.

Ihr Lombard kam bald in Ruf. Es strömten allerlei Menschen herzu, und sie lernte darunter einen und den andern Gelehrten kennen, der ihr seine Modeuhr, die damals sehr groß war und ihm beschwerlich fiel, aufzuheben gab. Aus Liebe zu den Wissenschaften behandelte sie die Freunde der Musen sehr christlich, und nahm von ihnen nicht mehr als fünf und zwanzig Procent. Ungelehrte mußten wenigstens noch einmal so viel zinsen. Sie trieb ihre Güte gegen Schriftsteller, die in Geldverlegenheiten Hülfe bei ihr suchten, so weit, daß sie ihnen kleine Summen auf Manuscripte vorschoß, wenn sich ein solider Buchhändler durch Hand und Siegel verbindlich machte, die verpfändeten Juwelen in Verlag zu nehmen, das darauf haftende Darlehn vom Ehrensolde abzuziehn und zur Leihbank zu zahlen. Da kein anderer Wucherer auf solche papierne Kleinode einen rothen Heller verlieh, so war die Zuflucht zu ihr ein Nothanker, dessen sich unbemittelte Scribenten sehr oft bedienten. Sie hatte daher immer viel geistige Schätze unter Schloß und Riegel und las diese Pfänder in müßigen Stunden. Indem so ihr Kopf den Theil der Zinsen einstrich, den ihre Hand erließ, keimte der griechische Geschmack in ihr auf. Dessen ungeachtet war es ihr lieber, wenn andere Kundleute, die mit den Musen keinen Verkehr hatten, bei ihr einsprachen. Von solchen Melkkühen zog sie mehr Nutzen; und als ihr Leihhaus sieben oder acht Jahre bestanden hatte, war das

kleine Kapital, mit dem sie anfing, zu einer runden Summe von zehntausend Thalern gewachsen.

In diesem Zeitpunkte machte sie die Bekanntschaft ihres gegenwärtigen Gemahls. Bei welcher Gelegenheit dieß geschah, wissen wir nicht; nur so viel ist sicher, daß er kein Manuscript bei ihr versetzte: denn er war seines Zeichens — ein Fleischer, und es fiel ihm nicht ein, Würste und Verse zugleich zu machen, wie der sogenannte Naturdichter Hiller Taubennester und poetische Kränze flocht. Meister Alfing war wenig klüger, als die gehörnten Thiere, die er zur Schlachtbank führte. Doch hatte er damals, als er seine nachherige Gemahlin kennen lernte, seine Hände schon lange nicht mehr mit Blut befleckt, sondern war ein angesehener Kriegskommissär, der sich durch Ochsenlieferungen zu verschiedenen im Felde stehenden Armeen ein großes Vermögen erworben hatte.

Die Frau Kriegskommissarin (deren Brautstand wir überspringen) setzte noch einige Jahre nach ihrer Vermählung das segenreiche Pfandgeschäft fort und trieb es nun, vom ergiebigen Gewinn des Ochsenhandels unterstützt, sehr ins Große. Endlich aber fand das steinreiche Paar nicht länger nöthig, sich mit seinen edeln Gewerben zu befassen. Das Leihhaus ward geschlossen, und der Herr Kriegskommissär lieferte keine Klaue mehr in die Feldläger. Seine ehrsüchtige Gemahlin bestand darauf, daß er sich einen Adelsbrief und den Finanzrathstitel verschaffen mußte. Beides erhielt er für Geld und gute Worte, und spielte nun auf die lächerlichste Weise den großen Herrn. Er, der vor Zeiten eines Kalbes oder Hammels wegen manchen mühseligen Fleischergang nach weit entlegenen Dörfern gethan hatte, ward jetzt mit Einem Male so bequem,

daß er sich bisweilen aus einem Zimmer ins andere von Heiducken tragen ließ.

Im Ganzen aber wollte ihm die Rolle eines vornehmen Mannes nicht glücken. Meister Alfing besaß ihn wie ein böser Geist, und ließ sich nicht austreiben. Der Herr Finanzrath wußte von nichts, als vom Viehhandel zu reden und sprach für sein Leben gern davon. Seine Gemahlin wandelte oft eine Ohnmacht an, wenn er in Gesellschaften sein Lieblingsthema auf die Bahn brachte. Sie untersagte es ihm tausendmal; er gelobte Besserung, und beging doch bei der nächsten Gelegenheit die alte Sünde von Neuem. Nun erfolgte der strenge Befehl, sich aller Einmischung in Gespräche mit feinen Leuten zu enthalten und ihre Anreden nur mit Ja oder Nein zu beantworten. Sie lehrte ihn sogar den Ton, mit welchem er diese Wörtlein aussprechen sollte, und er piepte sie, nach ihrer Vorschrift, wie ein junges Hühnchen hervor, ungeachtet ihn die Natur mit einer rauhen und gewaltigen Stimme begabt hatte.

So leckte die geschmackvolle Dame fleißig an ihrem Ehebären; aber zu alt, um sein Wesen zu ändern, hing er fest an seinen eingewurzelten Gewohnheiten, kleidete sich am liebsten in die braune Leibfarbe der Fleischer, und eine Heerde polnischer oder ungarischer Ochsen war ihm das angenehmste Schauspiel. Zwischen sie und die meisterhaftesten Kunstwerke des Alterthums in die Mitte gestellt, hätte er gewiß seine Augen auf jene geheftet, und diese keines Blickes gewürdigt.

Im Hintergebäude des griechischen Palastes hatte ihm seine Gemahlin ein eignes Stübchen eingeräumt, wo er ganz nach seiner Laune, wie ein ehrlicher Bürger und

Meister, leben durfte. Da saß er denn Tage lang in einem braunen Ueberrocke, schmauchte Tabak und studirte den Kalender, worin ihm hauptsächlich die Viehmärkte wichtig waren, von denen er die Zeiten, wenn sie in den Städten und Flecken des ganzen Landes gehalten wurden, am Schnürchen herzusagen wußte. Er nahm noch als Geheimer Rath so warmen Antheil daran, daß er es allezeit in seinem Kalender sorgfältig anmerkte, wenn er in den Zeitungen fand, daß eine solche Messe wegen entstandener Viehseuche eingestellt oder von dem ihr bestimmten Tage auf einen andern verlegt worden war.

36.

Die attische Biene.

Die Ehe unsers hochadelichen Paares war mit einem einzigen Kinde, mit einer Tochter, gesegnet. Als sie das Licht erblickte, entspann sich zwischen den Eltern ein Streit über den Namen, den man ihr beilegen wollte. Der Vater verlangte, sie solle Rosine oder Margarethe heißen; die Mutter entsetzte sich über diesen gemeinen Einfall, schlug den griechischen Namen Aspasia vor und drang nach einem heftigen Wortwechsel mit ihrem Willen durch. Doch beinahe hätte ihr der Geistliche, der die Haustaufe verrichtete, den Sieg wieder aus den Händen gewunden. Er, ein alter Rechtgläubiger, der erst kurz zuvor vom Lande in die Stadt versetzt worden war, schüttelte bedenklich sein Haupt, als man ihm sagte, daß der Täufling Aspasia genannt werden solle. „Ein heidnischer Name!" sprach er verlegen. „Hätten Dieselben nicht unmaßgeblich

einen christlichen in Bereitschaft?“ — Der Kindtaufvater rief schnell und freudig: „Rosine?“ — Aber schon hatte die Wöchnerin den Geistlichen an ihr Prunkbett gewinkt, ihm die Hand gedrückt und ihm ein paar Wörtchen ins Ohr geraunt, die seine Grillen über den heidnischen Gräuel, den er ins Kirchenbuch eintragen sollte, plötzlich zerstreuten. Er trat wohlgemuth an den Taufttisch, sprach laut und mit sichtbarem Wohlgefallen den Namen Aspasia aus, und vertraute nachher einem Freunde, daß die Frau Wöchnerin seinen Scrupel durch handgreiflich wichtige Gründe gehoben habe.

Fräulein Aspasia war damals, als Wilhelm sie kennen lernte, siebzehn Jahre alt und hielt sich, mit dem Dichter Bürger zu reden, für die Kaiserin der Schönen. Häßlich war sie freilich nicht; sie zeichnete sich durch einen vortrefflichen Wuchs und feine, regelmäßige Gesichtszüge vor den meisten ihrer vermeinten Unterthaninnen aus: doch fehlte noch viel zur Kaiserin, und ihr frecher Stolz, der über alles verächtlich die Nase rümpfte, machte sie sogar zu einem widrigen Geschöpfe. Sie war die griechische Modepuppe der Residenz, kleidete sich wie eine öffentliche Hetäre und legte das Engelsgewand der Schamhaftigkeit völlig ab. Die weibliche Sittlichkeit der Hauptstadt bekam durch ihr wildes Beispiel einen merklichen Stoß. Alle Mädchen ihres Standes und Alters waren darauf erpicht, sie zum Muster zu nehmen und die Lorbeern des Sieges über Männerherzen mir ihr zu theilen; denn es ließ sich nicht läugnen, daß die griechische Tracht ihrer schlanken Gestalt sehr günstig war und sie in das vortheilhafteste Licht setzte. Doch gab es auch recht artige junge Frauenzimmer, die jenes allzu freie Kostüm nicht nachahmten,

und im Gegentheil darauf schmälten: das waren aber meistens nur die, denen ihre vernünftigen Eltern durchaus nicht erlaubten, sich unanständig entblößt auf der Gasse sehen zu lassen.

Aspasien warnte der Hausarzt fast täglich vor den nachtheiligen, die Gesundheit zerstörenden Folgen ihrer leichten, dem rauhen deutschen Himmelsstriche trotzenden Bekleidung. „Fräulein! Fräulein!“ — sprach er oft — „fordern Sie den Tod nicht heraus! Sie werden sonst, denken Sie an mich, ein frühes Opfer der griechischen Mode!“ — Doch das war alles in den Wind geredet. Sie warf das Näschen höhnisch empor und lachte ihm ins Gesicht. „Predigen Sie mir doch nicht immer so vor, Herr Doktor!“ antwortete sie einst. „Denken Sie denn durch die Wunderkraft Ihres Pelzrocks ein hundertjähriges Alter zu erreichen? — Ich mache mir nichts daraus, im zwanzigsten Jahre zu sterben, wenn ich nur bis dahin mit Geschmack gekleidet gewesen bin.“ — „Ein elender Heldentod!“ versetzte der Arzt, und gab sich nachher weniger Mühe, die Kleidernärrin klüger zu machen.

Gleich neben ihr wollen wir einem Hausfreunde, der sich beinahe zum Range eines Familiengliedes emporgeschwungen hatte, seinen Ehrenplatz anweisen. Sein Name war Flach. Er nannte sich einen Gelehrten, und war es gerade so, wie Aspasiens Vater eine Excellenz. Doch sprach über Künste und Wissenschaften niemand entscheidender als er. Besonders hatte die Poesie das leidige Schicksal, immer von ihm gehudelt zu werden. Shakespeare und Göthe waren die Götter, die er anbetete. Ueber Klopstock und alle Andere, die von einfältigen Leuten für Dichter gehalten werden, brach er ohne Barmherzigkeit

den Stab. „Ihre sogenannte Begeisterung,“ sprach er, „ist ein kraftloses Strohfeuer, bei dem man keinen Kaffee kochen kann.“ — Drum jagte er die armen Sünder sammt und sonders vom Musenberge herunter, und setzte sich selbst, mit einem Bündel Sonnetten unter dem Arm, auf der Spitze des Parnasses neben Shakespeare und Göthe recht breit. Wollte man ihn unbändig lachen hören, so durfte man nur den Namen Kotzebue nennen. Wer aber unverschämt genug war, zu behaupten, daß dieser dramatische Dichter doch manches artige Lustspiel geschrieben habe, der erhielt keine Antwort als stummes Achselzucken und einen vornehmen Blick über die Achsel, der verständlich sagte: Du bist ein Grützkopf, eine gemeine Natur! —

Herr Flach war denn auch, weil es die Mode so mit sich brachte, ein graeculus homo, wie wir noch in unsern Tagen recht viele zu kennen die Ehre haben. „Die Griechen! — die Griechen!“ war immer sein drittes Wort. Alle Völker des Erdbodens, die von Erschaffung der Welt an geblüht haben und noch blühen, galten ihm nichts gegen die Griechen: Nicht genug, daß er an ihnen rühmte, was des Ruhmes werth war; er fand auch ihre eigenthümlichen Laster und Ausschweifungen der schändlichsten Art, die, zur Ehre unsrer reinern Sittlichkeit, minder oder gar nicht bei uns im Schwange gehen, ganz allerliebst, und spöttelte frech über Empfindsamkeit und Herzensliebe, weil seine werthen Griechen sich mit diesen armseligen Schwachheiten nicht abgegeben, sondern in der Regel nur fein thierisch ihr Geschlecht fortgepflanzt hatten.

Dieses feine Männchen war also der Hausfreund und tägliche Gesellschafter der Geheimen Räthin. Man wollte sagen, er sey ihr noch mehr; doch das waren unverbürgte

Gerüchte. Nur das ist gewiß, daß er außerordentlich viel bei ihr galt, und daß er es vorzüglich war, der ihr die griechischen Raupen in den Kopf setzte. Sie nannte ihn die attische Biene: ein Ehrenname, den die Griechen dem Sophokles, Xenophon und andern geistreichen Männern beilegten; daher denn freilich auch der gelehrte Herr Flach den gerechtesten Anspruch darauf hatte. Gleiche Brüder, gleiche Kappen! —

37.

Der Geburtstag.

Madame Frank hatte nicht vergessen, den Umschlag ihres Briefes mit einer derben Fraktur-Excellenz zu bezeichnen, damit er nicht an der Gränze des Alfingischen Griechenlandes wie eine verbotene Waare zurückgewiesen werden sollte. Dieser Stempel, nach welchem der Ceremonienmeister im Vorzimmer mit gierigen Augen blickte, bewirkte denn auch, daß Wilhelm ohne Widerrede gemeldet und sein Besuch angenommen ward. Aus besondern Gnaden erließ man ihm sogar den langen Kreislauf durchs ganze Haus: wenn dieß nicht etwa aus Besorgniß geschah, daß er in den Göttertempeln, durch die ihn sein Weg führte, neue Verwüstungen anrichten möchte.

Frau von Alfing nahm ihn sehr huldreich auf. Der Brief, worin die künftige Brautwerbung um Aspasien mit schmeichelhaften Wendungen eingeleitet wurde, hatte sie in eine frohe Stimmung versetzt; denn sie, die vormals auf Pfänder lieh, wußte ein Vermögen von achtzig tausend Thalern, das Wilhelm einst zu hoffen hatte, nach Würden

zu schätzen. Aspasia war gegenwärtig, nahm aber, mit sich und dem Spiegel beschäftigt, von dem ihr bestimmten Bräutigam wenig Kenntniß. Die Geheime Räthin lud ihn zu ihrem Geburtsfeste ein, das des folgenden Tages auf einem nahen Landgute gefeiert werden sollte. Er sagte zu und empfahl sich.

Da wir hier einmal vom Brautwerben sprechen, so wollen wir auch gleich Antonio's zweite Heirath, die wir nicht ganz übergehen können, mit flüchtigen Worten berühren. Die Zeit bis nach der Messe ward ihm zu lange; er schrieb an seinen Freund Wigand und legte ihm die Fragen vor: ob er Röschens Gemüth genau kenne? ob sie in einem unbescholtenen Ruf stehe, und überhaupt seiner Liebe würdig sey? — Wigand beantwortete diese Fragen mit Ja. Antonio bevollmächtigte ihn nun zum Freiwerber, und erhielt bald die Nachricht: Röschen habe seinen Antrag mit Freuden angenommen und ohne Rückhalt gestanden: daß Antonio ihr seit dem Tage, da er sie aus den Schlingen eines Verführers gerettet habe, unvergeßlich und vor allen Männern lieb und werth geworben sey. — Kurz darauf reiste er nach Leipzig, that seine Geschäfte so geschwind als möglich ab, machte auf dem Rückwege eine Abschweifung nach Hühnenthal und hielt Hochzeit.

Wir haben mit diesem Heirathsbericht der Zeitfolge um einige Monate vorgegriffen, und kehren nun wieder zur Ordnung der Geschichte zurück.

Die Geheime Räthin hatte den possierlichen Einfall, ihr Wiegenfest im griechischen Styl zu feiern. In Ermangelung eines athenischen Kochs war jedoch die Tafel deutsch bestellt, und man saß auch auf gewöhnlichen Stühlen,

weil die gemachten Versuche, auf Ruhebetten liegend zu speisen, nicht gelungen waren. Die Familie hatte mehrere Tage hinter einander Probe gelegen. Die Geheime Räthin, ihre Tochter und der Griechling Flach fanden sich bald darein: allein der Herr Geheime Rath war und blieb zu ungeschickt dazu, ungeachtet man sich unsägliche Mühe gab, ihn abzurichten. Liegen konnte er trefflich; nur nicht dabei essen und trinken.

Er warf alle Schüsseln und Teller, mit welchen er manövriren mußte, unter den Tisch, und zerbrach Flaschen und Gläser. Seine Ungelehrigkeit schreckte die Geheime Räthin ganz ab, diese griechische Sitte bei der festlichen Tafel in Ausübung zu bringen. „Wer steht uns dafür,“ sagte sie, „daß nicht einer und der andere Gast ein eben so unbehülflicher deutscher Michel ist und gleiche tolle Wirthschaft anrichtet?“ —

Die Gesellschaft bestand (einige ganz artige junge Leute ausgenommen) meistens aus geistlosen, breiten Alltagsgesichtern, die mit den Blumenkränzen, welche ihnen beim Anfang der Tafel ein als Sklavin gekleidetes Mädchen aufsetzte, nicht anders aussahen als Farren und Schafe, die den Göttern geopfert werden sollten.

Die Königin des Festes wies Wilhelmen seinen Platz neben ihrer Tochter an, um den jungen Leuten den Weg zu einem freundlichen Verhältnisse zu öffnen. Es fehlte aber nicht viel, so hätten sie sich mit einander gezankt. Der Jüngling vom Lande war auf die kleinen zierlichen Aufmerksamkeiten, welche die Damen der großen Welt von den Herren verlangen, nicht eingehetzt, und versäumte sie theils ganz (weil er nur immer an Luisen dachte, und jedes Glas Wein im Stillen auf ihre Gesundheit trank),

theils erwies er sie nicht mit der feinen Gewandtheit, die einem geübten Weltmann eigen zu seyn pflegt. Ein verständiges Frauenzimmer hätte diesen verzeihlichen Mangel an Lebensart übersehen: Aspasia hingegen rügte ihn durch spöttische Mienen und Geberden, und sprach endlich gar mit ihrem andern Tischnachbar von ländlichen Steifmätzen.

Wilhelm rächte sich augenblicklich. Er fragte seine zweite Nachbarin, eine sanfte bescheidene Frau: ob sie das Tages vorher aufgeführte Lustspiel gesehen habe. Sie antwortete Nein. „Sehr Schade!“ sprach er: „Die Hauptrolle des Stücks, eine junge, wilde, von Eigendünkel und Unarten strotzende Närrin, ward trefflich dargestellt. Gestern hielt ich diesen Charakter zwar für ein übertriebenes Zerrbild: aber heute hab' ich mich überzeugt, daß er nach dem Leben gemalt ist.“

Aspasia horchte und bezog nach Wilhelms Wunsch jedes Wort auf sich. Sie glühte vor Zorn, und öffnete schon die zitternden Lippen, um ein heftiges Gezänk zu beginnen, als noch glücklicher Weise die von ihr beschlossene Kriegserklärung durch einen seltsamen Auftritt verhütet wurde, der plötzlich die Augen und Ohren der ganzen Gesellschaft in Beschlag nahm.

Es erschien ein Trupp griechisch gekleideter Dorfmusikanten, die mit Flöten und Schalmeien ein abscheuliches Katzenkonzert bliesen. Der Schulmeister (den eine stark mit Mehl bestreute Stutzperücke verrieth, die gegen seine rothe Tunika wunderlich abstach) führte das Chor wie ein Regimentstambour auf, und schlug mächtig den Takt. An die Spielleute schloßen sich ungefähr zwanzig Landmädchen, mit weißen Tuniken angethan. Sie stellten sich, als die Flöten und Schalmeien die Ohren eine Weile gefoltert

hatten, in verschiedene Reihen, um einen Tanz anzufangen.

Herr Flach schweigte jetzt durch einen Wink die Musik, und erklärte der Gesellschaft, daß gegenwärtiger Aufzug eine Nachahmung der altgriechischen Sitte sey, sich bei Gastmählern von Flötenspielern und Tänzerinnen belustigen zu lassen. „Die heitern Athener“ — setzte er hinzu — „hatten zwar die angenehme Gewohnheit, ihre Augen an den unbekleideten Gestalten der jungen, schönen Tänzerinnen zu weiden, und sie thaten, wie ich offenherzig gestehen muß, nicht übel daran: aber uns sauersichtigen Deutschen ist nun einmal ein ängstliches Vorurtheil gegen den göttlichen Stand der Natur angeboren, und es schien daher räthlich, sich darnach zu bequemen.“

„Ei, was! Daran hätte man sich nicht stoßen sollen!“ fiel ein alter, glatzköpfiger Kammerherr ärgerlich ein, und musterte mit seiner Lorgnette sehr emsig eine Dirne nach der andern. Erröthend und ernsthaft schlugen die meisten Damen der Gesellschaft die Augen nieder; nur Aspasia und ihre Mutter lachten über das Schelten des Hoffmanns laut auf und blickten frei umher. Flach gab den Tänzerinnen ein Zeichen; sie taumelten eine Viertelstunde lang wie Bären durch einander, und verließen dann wieder unter der Anführung des Taktschlägers den Saal.

In derselben Minute ward auch die Tafel aufgehoben. Statt der dabei gewöhnlichen Verbeugungen, kehrten sich Wilhelm und Aspasia den Rücken, und wichen nachher den ganzen Tag einander vorsichtig aus.

38.

Die olympischen Spiele.

Die Geheime Räthin und der Gräculus verschwanden aus der Gesellschaft. Nach einer Stunde kamen sie in prachtvoller griechischer Kleidung zurück. Man drängte sich staunend um sie her; man fragte, was diese glänzende Erscheinung bedeute.

„Wir werden die Ehre haben," antwortetete Frau von Alfing, „Ihnen, meine Damen und Herren, einen Schatten der berühmten olympischen Spiele zu zeigen, die vormals in Griechenland alle vier Jahre gefeiert wurden. Anfangs war, wie Ihnen bekannt ist, den Frauenzimmern untersagt, sich als Zuschauer dabei einzufinden; es wurden sogar einige, die dieses Verbot übertraten, zum Tode verurtheilt und von einem Felsen herab gestürzt: dennoch schlichen sich mit der Zeit mehrere Heldenweiber in Mannskleidern ein, mischten sich sogar unter die Wettkämpfer, ersiegten den Preis, und öffneten dadurch ihrem Geschlecht und also auch — mir die Schranken. — Nun von der Vorrede zur Sache! Haben Sie insgesammt die Güte, uns zur Kampfbahn zu begleiten. Nur erwarten Sie von uns ja nicht alle Arten von Spielen, die zu Olympia gewöhnlich waren. Wir halten kein Pferde- und Wagenrennen: wir ringen nicht und verabscheuen den blutigen Faustkampf: unser kleines Schauspiel, worauf wir gefällige Zuschauer einladen, beschränkt sich auf einen Wettlauf und auf das Schleudern des Diskus oder der Wurfscheibe. Wem diese leichten Uebungen nicht zu unbedeutend scheinen, der folg' uns und sey unser Richter!"

Ehrenhalber konnte sich niemand von der Prozession in den Lustgarten ausschließen, wo ein ebener, grüner Platz zur Rennbahn eingerichtet und mit Schranken umgeben war. Unter den schattigen Bäumen rings umher hatte man für die Zuschauer Sitze bereitet. Das treffliche Musikchor, dessen Bekanntschaft wir bei der Tafel machten, stand im Hintergrunde und blies den Dessauer Marsch.

Als die Zuschauer ihre Plätze eingenommen hatten, stellten sich die Wettläufer neben einander; die Spielleute schwiegen; es herrschte eine große Stille. Plötzlich gab ein Trompetenstoß das erwartete Zeichen. Die Läufer flogen ihre Bahn. Ein drolliger Anblick! Seit dem Anfange der Welt sah man wohl kein so ungleiches Paar um die Palme der Geschwindigkeit ringen. Die Dame war klein und fast kugelrund; der Griechling baumlang und klapperdürr. Sie griff mit aller Kraft und Macht weit aus; er hob seine langen Storchbeine gewaltig hoch, setzte sie aber beinahe in seine eigenen Fußstapfen wieder nieder, um ihr nicht den Vorsprung abzugewinnen.

So kamen sie bis in die Mitte der Laufbahn. Hier hatte die keuchende Dame das Unglück, einen Fehltritt zu thun und zu Boden zu stürzen. Einige Zuschauer brachen wider Willen in ein Gelächter aus, das sie aber gleich wieder erstickten. Herr Flach war so großmüthig, daß er den Unfall seiner Mitkämpferin nicht zu seinem Vortheil benutzte. Er arbeitete so lange, bis sie sich wieder aufgerafft hatte, mit den Füßen blos in der Luft, ohne damit eine Spanne weiter zu kommen. Sie setzte den Wettlauf fort. Einige Schritte vom Ziele machte Flach einen Meisterstreich der Galanterie. Er fiel sehr geschickt über seine eigenen Beine, und ließ der Dame dadurch Zeit, das Ziel

vor ihm zu erreichen. Ein allgemeines Jauchzen erschallte. Die Zuschauer sprangen von ihren Sitzen auf und wünschten der Siegerin Glück. Aspasia drängte sich vor, umarmte sie mit theatralischer Zärtlichkeit, reichte ihr einen Palmzweig und setzte ihr eine Blumenkrone auf. Der Besiegte stand von weitem und hüllte den Kopf in seine Tunika, als sey er von Scham und Betrübniß durchdrungen. Die Siegerin theilte, um ihn zu trösten, den Palmzweig mit ihm.

Beide schickten sich nun an, den Diskus zu werfen. Dieß war zu Olimpia eine dicke Scheibe von Stein oder Metall, welche die Athleten, mit Einem Fuße auf einer kegelförmigen Erhöhung stehend, so weit als möglich zu schleudern suchten. Unsre beiden olympischen Affen wären nicht im Stande gewesen, eine so schwere Metall- oder Steinmasse, wie dort gebräuchlich war, zu bewegen; sie hatten sich deßhalb ein paar ziemlich große Wurfteller aus Holz fertigen lassen, und begaben sich damit auf den Platz, wo zwei Kegel in die Erde befestigt waren.

Sehr bedachtsam erstiegen sie diese gefährlichen Postamente, und bemühten sich, mit Einem Fuße darauf zu stehen und mit dem andern in der Luft zu schweben. Eine Sekunde lang erhielten sie sich im Gleichgewicht; sobald aber die Athletin die erste kleine Bewegung machte, um ihren hölzernen Teller von sich zu werfen, verlor sie die Balance und fiel mit einem Nothschrei zur Erde. Der höfliche Athlet besann sich keinen Augenblick, diese Partie mitzumachen. Plautz! lag er neben ihr. Die Zuschauer kamen der Gefallenen zu Hülfe; man bat und beschwor sie, diese halsbrechende Wettübung zu unterlassen; aber sie antwortete mit Heldenstolz: das würde ihr ewig zur

Schande gereichen; sie müsse schlechterdings einen neuen Versuch wagen, wenn sie auch Gesundheit und Leben darüber in die Schanze schlagen sollte.

Trotz dieser heroischen Erklärung erlaubte sie jedoch einigen freundschaftlichen Händen, sie auf den Kegel hinaufzuheben und so lange festzuhalten, bis sie den Wurfteller geschleudert hatte. Er flog etwa drei Schritte weit und blieb geduldig liegen, anstatt daß er wie ein Rad in der Bahn fortrollen sollte.

Flach hatte ihren Wurf abgewartet, um den seinigen darnach zu mäßigen. Da es aber fast nicht möglich war, den Flug seiner Scheibe nach einem nähern Platze zu lenken, so warf er sie mit verstellter Ungeschicklichkeit über seinen Kopf und ließ sich weidlich auslachen. Die Siegerin ward wieder unter allgemeinem Jubel gekrönt.

Sie forderte nun zum Scherz ihren schwerfälligen Gemahl auf, einen Wettlauf mit ihr zu versuchen. Er dankte gehorsamst. Wilhelm, der bisher dem Possenspiele mit stillem Lächeln zugesehen hatte, mischte sich jetzt ins Gespräch, um der Gesellschaft zu zeigen, daß auch er mit den olympischen Spielen nicht unbekannt sey. „Der Herr Geheime Rath,“ fing er an, „thun sehr recht, daß Sie bei Ihrer gesegneten Korpulenz keinen Anspruch auf Behendigkeit machen. Sie hätten dagegen gewiß Kraft und Stärke genug, die Rolle des bekannten Milon von Crotona zu spielen, der einst bei den olympischen Spielen einen Schwank machte, um den ihn vielleicht Simson beneidet hätte. Er trug nämlich auf seiner Schulter einen zweijährigen Stier die Rennbahn entlang, tödtete ihn am Ziel mit einem einzigen Faustschlage, und verzehrte noch an demselben Tage, ohne Gäste zu bitten, das ganze Rind allein.“ —

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, so warf ihm die Geheime Räthin einen Furienblick zu und kehrte ihm barsch den Rücken. Die übrige Gesellschaft lächelte verlegen. Niemand antwortete ihm. Er wußte sich diese Begegnung nicht zu erklären. Aber bald fiel ihm mit Schrecken die Herkunft des Geheimen Raths ein, und nun ward es ihm deutlich, daß man seine Erzählung für einen satirischen Hieb gehalten hatte. Das that ihm um so mehr leid, da er auf der Stelle keine Möglichkeit sah, die Scharte wieder auszuwetzen. Eine Entschuldigung hätte die Sache noch schlimmer gemacht. Drum schien ihm der beste Rath, den angefachten Zorn von selbst verrauchen zu lassen.

Die Gesellschaft fuhr und ritt bald darauf nach der Stadt zurück. Der Tumult des Abschiednehmens kam ihm zu Statten, daß er sich unbemerkt entfernen und auf den Weg machen konnte.

39.

Die vertrauliche Frage.

Eines der folgenden Tage ließ ihn der Geheime Rath zu sich einladen, weil er über eine gewisse Sache mit ihm unter vier Augen zu sprechen habe. Der wird mir tüchtig den Leviten lesen! dachte Wilhelm: Er fordert mich allenfalls gar auf Pistolen! — Indessen war ihm nicht bange, mit Sr. Excellenz fertig zu werden. Da er vollends von dem Bedienten erfuhr, daß die olympische Siegerin verreist sey und erst nach einigen Tagen zurückkomme, so versprach er ohne Bedenken, seine Aufwartung zu machen. Herr von Alfing empfing ihn sehr freundschaftlich in

seinem Tabaksstübchen. „Hören Sie doch," fing er an, „Sie erzählten neulich auf meinem Landgute ein wunderbares Histörchen von einem Manne — wie hieß er doch gleich? Mi... Mi..."

„Milon von Crotona vielleicht?" fiel Wilhelm ein.

„Richtig! Milon von Crotona. Das muß ein Hexenmeister gewesen seyn! Einen zweijährigen Stier auf der Schulter zu tragen — Hahaha! ein lustiges Mährlein! Gestehn Sie's nur!" —

„Ich bitt' um Verzeihung, Herr Geheimer Rath! Die Geschichte ist wahr. Ich könnt' Ihnen allenfalls hundert und mehr Bücher nennen, worin sie von glaubwürdigen Männern erzählt wird." —

„Herr Je! ist das möglich? — Nun, so sagen Sie mir doch: wie viel Pfund wog das Rind?"

„Davon schweigen die Geschichtschreiber."

„Ei, über die dummen Leute! Das ist gerade die Hauptsache!" —

„Allerdings! Aber leicht mag das Thierchen wohl in keinem Falle gewesen seyn." —

„Und mit einem einzigen Faustschlage hat er's getödtet?" —

„So sagen die Scribenten."

„Das übersteigt nun vollends allen Glauben. Ich weiß aus Erfahrung, wie schwer es manchmal mit einer eisernen Axt hält, eine solche hartköpfige Bestie auf den ersten Schlag zum Stürzen zu bringen." —

Wilhelm schwieg, weil er diese offenherzige Anspielung auf die Tage der Vorzeit für einen Fallstrick ansah.

„Das können Sie mir sicher glauben;" setzte der Geheime Rath lachend hinzu: „denn ich habe manchem ehrlichen Ochsen das Lebenslicht ausgeblasen."

Wilhelm schwieg noch immer.

„Ich schäme mich gar nicht, zu gestehen," fuhr Jener fort, „daß ich in meiner Jugend ein Fleischer gewesen bin. Wer kann für seine Herkunft? Mein Vater war Hofmetzger und erzog mich zu seinem Handwerke. Ist denn das eine Schande?"

„Nein, Herr Geheimer Rath!" antwortete Wilhelm. „Kein vernünftiger Mensch wird Ihnen darüber einen Vorwurf machen."

„O, meine gnädige Frau thut's sehr oft! Aber jetzt will ich ihr den Daumen aufs Auge setzen. Sieh, will ich sagen, Du lobst immer alles, was in Deinem alten Griechenland geschehen ist, und nun will ich Dir beweisen, daß vor Zeiten ein Edelmann in Griechenland mit eigner Hand einen Ochsen geschlachtet hat." —

„So? Haben Sie darüber Nachrichten?"

„Wie seltsam Sie fragen! Ich meyne den Herrn von Crotona." —

„Verzeihen Sie! Hier herrscht ein kleines Mißverständniß. Der Name des starken Mannes war Milon und sein Geburtsort Crotona." —

„Blitz! da wär' ich bei meiner Frau schön in die Tinte gekommen. Er war also wirklich kein Edelmann?"

„Ich zweifle sehr. Unser heutiges Adelthum war damals noch unbekannt. Es gab edle Männer, aber keine Edelleute." —

„Sapperment! das ärgert mich. Und auch Ihretwegen, Herr Frank, ist mir das Ding nicht lieb; denn ich will's Ihnen als guter Freund entdecken, daß Sie durch Milons Geschichte das Kalb in die Augen geschlagen haben. Meine Frau läßt sich's nicht ausreden: die Sache sey eine Fabel

und blos von Ihnen ersonnen, um mir mein gelerntes Handwerk vorzurücken."

Wilhelm betheuerte, daß er nicht daran gedacht habe.

„Goldschatz, ich glaub's Ihnen; aber Sie wissen, wie's geht. Die meisten Weiberchen spötteln selbst gern über alles, und denken daher, daß andere Zungen eben so stechen. Nur das wundert mich, junger Mann, daß Sie mit meiner Tochter krakeelt haben. Wenn das am grünen Holze geschieht, was soll am dürren werden? Wie soll's dann mit euch aussehen, wenn ihr mit einander vor dem Altar gestanden habt?" —

Staunend über diesen väterlichen Verweis, entgegnete Wilhelm: hier müsse wohl wieder ein Mißverständniß obwalten. Das Fräulein besitze Eigenschaften genug, einen Mann glücklich zu machen; er aber könne nicht dieser Glückliche seyn, weil er schon mit einem andern Mädchen den Gang zum Altar verabredet habe.

„So begreif' ich nicht, was die liebe Mama will!" rief der Geheime Rath. „Sie hat meiner Frau geschrieben, daß es ihr höchster Wunsch sey, zwischen Ihnen und unserer Aspasia eine Heirath zu stiften." —

„Ein sonderbarer Schritt von meiner Mutter! Sie weiß doch, daß mein Herz nicht mehr frei ist." —

„Macht, was ihr wollt! Ich mische mich nicht in diesen Wirrwar. Nur so viel will ich Ihnen noch vertrauen, daß meine Frau gestern an Ihre Mutter geschrieben und Sie wegen des Milons und wegen der Häkeleien mit meiner Tochter verklagt hat. Sie mögen immer auf eine Vertheidigung denken. Aber die Hand auf den Mund und mich nicht verrathen! Meine Frau darf gar nicht wissen, daß ich mit Ihnen gesprochen habe. Ich ließ Sie blos

herbitten, um von Ihnen das Gewicht des griechischen Stiers im Vertrauen zu erfahren; und so gab denn ein Wort das andere. Uebrigens heirathen Sie meine Tochter oder nicht, wir bleiben gute Freunde.“ —

40.

Der Spielball.

Wilhelm schrieb noch desselben Tages an seine Mutter, um die gegen ihn erhobene Klage zu entkräften. Er meldete ihr aufrichtig, was bei dem Geburtsfeste vorgefallen war, und berief sich wegen Milons von Crotona auf den Pastor Trufelius, der ihm diese Anekdote erzählt habe.

Der Brief der Geheimen Räthin kam einen Posttag früher als der seinige in Hühnenthal an und erregte viel Aergerniß. Herr Frank lachte zwar herzlich darüber, daß Wilhelm mit seiner Bücherweisheit einen solchen Placker gemacht hatte: dagegen mißbilligte er die Händel mit dem Fräulein von Alfing eben so sehr als seine Gattin. Beide schoben alle Schuld auf Luisen, und gingen in ihrer Erbitterung so weit, daß sie dem guten Mädchen den Tod wünschten.

Madame Frank war vor allen Dingen darauf bedacht, ihre beleidigte Freundin wieder zu versöhnen. Sie wandte sich an den Pfarrer Trufelius und ersuchte ihn um ein schriftliches Zeugniß, daß Milon von Crotona wirklich einen Stier getragen, getödtet und verzehrt habe. Das war Wasser auf des Pfarrers Mühle. Er nahm sich vor, den ganzen Umfang seiner Gelehrsamkeit dabei zu zeigen und entwarf eine weitläuftige Abhandlung, die er mit

zahllosen griechischen und lateinischen Noten spickte. Dieses gründliche Werk forderte viel Zeit. Er verschrieb sich dazu Bücher aus fernen Orten. Madame Frank verging fast vor Ungeduld, und schickte ihm Boten über Boten, die das Attestat abholen sollten, aber nur immer den leeren Trost zurück brachten, daß es bald fertig seyn werde.

Das dauerte gegen zwei Monate, und würde noch länger gewährt haben, wenn der Pastor nicht indessen sein geistliches Amt fast ganz an den Nagel gehangen hätte. Er forderte von einem Sonntage zum andern dienstbeflissene Kandidaten auf, für ihn Gastpredigten zu halten, damit er an seinem Traktat ungestört arbeiten konnte. So kam denn endlich ein Wälzer von dreißig enge geschriebenen Bogen zu Stande. Die ganze Geschichte Griechenlands und Simsons und Herkuls Lebensläufe waren darein verwebt. In Rücksicht der Reichhaltigkeit dieser Materien muß man gestehen, daß sich unser Autor immer noch kurz genug faßte. Schrieb doch ein Gelehrter, Namens Martorelli, über ein altes Tintenfaß einen ungeheuern Folianten. —

Wilhelm, der nicht wußte, daß die mühsame Ausarbeitung des Pfarrers in Steindorf den Stillstand des Briefwechsels mit seiner Mutter verursachte, wunderte sich sehr, daß er von ihr keine Antwort bekam. Doch war es ihm darum nicht unangenehm, weil er so auch von Anspornungen, der olympischen Siegerin und ihrer naseweisen Tochter zu höfeln, befreit blieb. Er sah und hörte nichts von dieser hohen Familie, und beschäftigte sich ruhig mit Mathematik und andern Wissenschaften. Nebenbei schrieb er fleißig an Luisen, und erhielt die herzlichsten Briefe von ihr. Zur Erholung besuchte er das Theater, wenn mei-

sterhafte Lustspiele gegeben wurden, die ihm Antonio als eine Fundgrube der Welt- und Menschenkenntniß empfahl. An Kassenstücken voll Pomp und wildem Rumor fand er kein Behagen. So oft ein solches Schauspiel angekündigt war, blieb er zu Hause und verplauderte lieber den Abend mit Antonio und dessen wackern Gattin, die sich in den Ton der Stadt so leicht fand, als sey sie da geboren und erzogen. Ein Gespräch mit ihr von Luisen ergötzte Wilhelmen mehr als das schauerliche Getöse der Schlachten, die auf zierlich gehobelten Bretern und unter krystallenen Kronleuchtern geliefert werden.

An gewissen Tagen in jeder Woche kamen auch noch die Herren ins Haus, die ihm am Abend vor seiner Verhaftung Räthsel aufgaben. Da ward denn manche paradoxe Meinung zum Scherz durchgefochten. Unter andern warf er selbst einst die Kantische Lehre von der Pflicht der Wahrheit (womit Truselius den Katheder in Hühnenthal einweihte) als Spielball auf die Bahn. Damals bestritt er diesen strengen Lehrsatz; jetzt vertheidigte er ihn. Die ganze Gesellschaft erhob ihre Stimme dagegen: allein er ließ sich nicht übertäuben; er kämpfte fast eine Stunde lang ritterlich. Antonio ward zuletzt über seine Hartnäckigkeit beinahe böse. „Nun, Sie sollen Recht haben, Sie Starrkopf!“ sprach er. „Aber ich warne Sie, Ritter der Wahrheit, nehmen Sie sich in Acht, daß Sie nicht etwa über kurz oder lang ein Feind in meinem Hause aufsucht. Ich liefere Sie, so wahr ich ein ehrlicher Mann bin! ihm aus, wenn Sie sich auf dem obersten Boden oder im Keller verkrochen hätten!“ — So endigte sich der Streit mit Lachen; doch blieb er nicht ganz ohne Folgen.

41.

Der Kampfplatz.

Sobald Madame Frank den gelehrten Wulst, über den sich ihr Mann nicht satt lachen konnte, aus Steindorf erhielt, schrieb sie einen Brief an die Geheime Räthin dazu und sandte das Packet ihrem Sohne zur Uebergabe. Dabei befahl sie in einem ungewöhnlich harten Tone: die Frau von Alfing und ihre Tochter um Verzeihung zu bitten und Luisen nun ernstlich aufzugeben; sonst müßte man, setzte sie drohend hinzu, gegen diese Unheilstifterin und ihre Eltern Maßregeln ergreifen, die ihnen nicht gefallen würden, und er selbst laufe Gefahr, von seinem äußerst erbitterten Vater enterbt zu werden.

Diese ungerechte Strenge machte Wilhelmen böses Geblüt. Er schwor in seinem Herzen, keinem Schicksal, das ihn seiner Liebe wegen treffen könnte, den Nacken zu beugen, und nicht um alle Schätze der Welt Luisen zu entsagen. Die Drohungen gegen sie setzten ihn wenig in Sorgen. „Was kann man ihr thun?“ rief er aus. „Sie ist das schuldloseste Geschöpf unter der Sonne, und ihre Eltern sind ehrliche Leute.“ —

Die Familie Alfing ward ihm nun in den Tod verhaßt, da ihretwegen Luise Verfolgungen leiden sollte. Er konnte sich nicht überwinden, den Brief seiner Mutter persönlich abzugeben, sondern schickte ihn der Geheimen Räthin ins Haus und kümmerte sich nicht weiter darum.

Einige Tage nachher ließ sie ihn in ihren Garten, nahe bei der Stadt, zu einem Gastmahl einladen. Er ging mit Widerwillen dahin, und that es blos seiner Mutter

zu Gefallen. Als er ankam, ballte die Geheime Räthin schalkhaft ihre runde Hand gegen ihn, war übrigens sehr höflich, und gedachte der alten Fehde so wenig als er. Aspasia schmollte noch, schnitt ihm Gesichter wie eine hämische Meerkatze, und wich ihm überall aus, als hätte er das gelbe Fieber.

Herr Flach, der natürlicher Weise in der Gesellschaft nicht fehlte, war dieß Mal nicht griechisch gekleidet, sondern trug die abenteuerlichste Fratzentracht eines französischen Karrikaturgecken. Besonders entstellten ihn ein Paar ungeheuer weite Schifferhosen *. Sie umflatterten, wie schlaffe Segel, seine Spillbeine, und verhielten sich zu ihnen ungefähr wie ein Getreidesack zum Stiel einer thönernen Tabakspfeife. Der Griechling schien sich in dieser abgeschmackten Kleidung ungemein zu gefallen, würde sie aber wahrscheinlich zu Hause gelassen haben, wenn ihm das Unglück geahnt hätte, das ihm nach der Tafel, als sich die Gesellschaft in einer schattigen Gegend des Gartens befand, damit begegnete.

Ein Lieblingskätzchen der Geheimen Räthin, das sie überall mit sich herumtrug und jetzt im Grase zu ihren Füßen saß, entzweite sich mit einem Schooßhunde, den eine andere Dame mitgebracht hatte. Der kleine Bramarbas neckte, biß und jagte die Katze; sie suchte fliehend ein Schlupfloch, und glaubte dieß in Flachs geräumigen Beinkleidern zu

* Dem Erzähler ist sehr wohl bekannt, daß die feine Welt das Wort Hose als unanständig in den Bann gethan hat: es läßt sich aber in Zusammensetzungen und im komischen Styl nicht entbehren, besonders wenn man dieses Kleidungsstücks mehrmals hinter einander erwähnen muß, wie hier der Fall seyn wird.

finden, worin allerdings ein halbes Schock Katzen bequem herbergen konnten. Da sie mit ihm sehr bekannt und vertraut war, so rechnete sie darauf, daß er ihr diese Freistätte nicht versagen werde, und fuhr also, ohne ihn vorher um Erlaubniß zu bitten, in seine Pluderhosen hinein, die ihr unten über den Schuhen, wo sie aufgeschlitzt und nicht befestigt waren, ein großes Thor öffneten. Aber leider! war ihrem Feinde dieses Asyl nicht heilig: er folgte rasch ihr nach. Flach sprang, als er seine Pantalons zu einem Kriegsschauplatz werden sah, entrüstet vom Stuhl auf, um sich dadurch der streitenden Parteien zu entledigen. Allein das war vergebens. Die Katze lief mit der ihrem Geschlechte eigenen Behendigkeit an seinen Beinen hinauf, der Hund kletterte wie ein Schornsteinfeger ihr nach, und nun begann oben im Hintergrunde der Beinkleider, wo sie den weitesten Tummelplatz anboten, ein neues, hitziges Treffen. Der Eigenthümer des Schlachtfeldes wußte sich weder zu rathen noch zu helfen, und machte ein jämmerliches Gesicht, das zwischen Lachen und Weinen schwankte.

Wilhelm sah die Noth des armen Griechlings, und schaffte — mehr aus Muthwillen als guter Absicht — schleunige Hülfe. Er hob ihm den Frack hinten auf, und zerschnitt mit einem scharfen Messer den Gürtel der Hosen, die sich, von den kämpfenden Thieren beunruhigt, wie Wasserwogen bewegten. Schnell sanken sie von den Hüften herab, und Hund und Katze, die sich noch immer bei den Köpfen hatten, burzelten heraus. Da erhob sich ein unauslöschliches Gelächter, wobei das gewaltige Haha des Geheimen Raths alle andere Stimmen überschallte. Schamhaft äugelten die kichernden Damen hinter ihren Fächern hervor;

doch ohne Grund befürchteten sie einen unanständigen Anblick. Die entgürtelten Beinkleider waren blos ein leichter Ueberwurf anderer, die sich vor den keuschesten Augen sehen lassen konnten.

Die einzige Person, die bei diesem Vorfall nicht lachte, war die Geheime Räthin. Die Schande ihres Hausfreundes und die Leiden ihres Kätzchens waren zwei Dolche von gleicher Schärfe für ihr empfindsames Herz. Sie sprang zornig auf, um das kleine, liebe Geschöpf dem Hunde aus den Zähnen zu rücken; und als dieß glücklich gelungen war, nahm sie den bestürzten Griechling in ihren Schutz. „Mein Herr,“ sprach sie zu Wilhelm, ich habe Sie nicht in diese Gesellschaft gebeten, um alte Freunde meines Hauses von Ihnen beleidigen zu sehen.“ —

„Excellenz verzeihen, das war nicht meine Absicht.“ —

„Schweigen Sie, schweigen Sie! Man hält wohl Ihren grünen Jahren und Ihrer ländlichen Erziehung kleine Verstöße wider die Höflichkeit zu gute —“

„Wer also in der Stadt grau geworden ist, darf große begehn?“ —

„Sie werden immer unartiger, und fahren gerade so fort, wie Sie es an meinem Geburtstag anfingen. Die ganze Gesellschaft ergötzte sich an den kleinen Belustigungen, die ich veranstaltet hatte; nur Sie saßen da, und drückten durch Ihre Mienen Spott und Tadel aus.“ —

„Diese Beschuldigung möchte wohl schwer zu beweisen seyn. Indessen gesteh' ich, daß mir ein griechischer Wettlauf mitten in Deutschland ein wenig sonderbar schien.“ —

„Urtheilen Sie doch ja über nichts, was mit Griechenland in Beziehung steht! Denn Sie sind — was die Griechen einen Barbaren nannten.“ —

„Erlauben Sie, gnädige Frau, daß ich den Spieß umkehre! Die stolzen Griechen nannten jeden, der nicht zu ihrem Volke gehörte, einen Barbaren; und so sollte man in Deutschland diejenigen nennen, die ihr ehrenwerthes Vaterland verachten, und sich durch Nachäffung fremder Sitten und Gebräuche von ihm trennen und lossagen.“ —

„Herr Frank! Sie sind — Sie betragen sich —“

„Schmiedet eure Zungen auf dem Ambos der Wahrheit! — sang der berühmte Dichter Pindar. — Diese Lehre hab' ich befolgt, und ich hoffe, die gnädige Frau werden das gut heißen, da Pindar ein griechischer Dichter war.“ —

Dieser Wortwechsel, den wir nicht weiter genau protokolliren, ward immer lebhafter und endlich ein heftiger Zank. Auch Flach und Aspasia mischten sich darein. Jener sprach mit hoch aufgeworfener Nase von Gemeinheit. „Sie schelten immer auf Gemeinheit!“ versetzte Wilhelm: „Sogar Ihre Poesie schimpft auf Gemeinheit! Und doch ist nichts in der Welt so gemein, als Gecken und schlechte Verse!“ — Mit diesen Woiten griff er nach seinem Hute. Die Geheime Räthin rief ihm zu: er möge sie künftig mit Besuchen verschonen. „Sie haben nicht nöthig, sich dagegen zu verwahren!“ antwortete er: „Ich that eben in meinem Herzen den Schwur, mich Ihnen nie wieder zu nähern; und wenn ich ihn jemals breche, so strafe mich der Himmel mit dem fürchterlichsten Anfall der Gräcomanie!“ —

Dieß sagend, machte er der übrigen Gesellschaft eine Verbeugung und verließ eilig den Garten. Frau von Alfing schrieb, sobald sich ihre Gäste wegbegeben hatten, einen bitterbösen Brief nach Hühnenthal, schilderte Wil-

helms Aufführung mit den schwärzesten Farben, brach die Heirathsverhandlungen völlig ab, und verbat alle weitere darauf Bezug habende Korrespondenz.

42.

Die Schleppe.

Ehe noch Wilhelm die schlimmen Wirkungen dieses Klageschreibens erfuhr, gerieth er in andere verdrießliche Händel.

Er ging eines Mittags in ein Gasthaus, um da zu speisen, und hatte sich kaum an die öffentliche Wirthstafel gesetzt, als der Lieutenant Schierling mit großem Geräusch ankam und nicht weit von ihm einen Platz wählte. Starr sahen sie einen Augenblick einander an, ohne sich zu grüßen. Wilhelm hätte gern das Speisezimmer wieder verlassen; allein er blieb, damit der Officier nicht glauben sollte, man fürchte sich vor ihm.

Die meisten Tischgäste waren junge Herren von des Lieutenants Bekanntschaft. Es ward Anfangs vom Theater und besonders von den Reizen der Schauspielerinnen gesprochen. „Je nun ja," fiel Herr von Schierling einem Lobredner ins Wort, „bei Lichtern und Lampen nimmt sich die Gesichtsmalerei dieser Damen vortrefflich aus. Ich halt's aber mit der lieben Natur, und ich kenne ein gewisses Mädchen auf dem Lande, das all' Eure geschminkten Göttinnen weit hinter sich läßt." —

„Hm!" versetzte Jener: „rothbäckige Bauerdirnen gibt's genug; deßhalb sind sie aber nicht schön. Dazu gehört eine zarte Gestalt und feine Gesichtszüge."

„Dieß alles besitzt das Mädel, das ich meyne!“ entgegnete Schierling: „Und ich bitte mir aus, die Königin meines Herzens keine Bauerdirne zu schelten! Ihr Vater ist ein halbgeistlicher Herr und ein ganzer Schulmeister.“ —

Diese Witzelei ward belacht. Wilhelmen stieg das Blut ins Gesicht.

„Ich war neulich,“ fuhr Schierling fort, „in der Gegend ihres Wohnorts auf Urlaub — Das Nest heißt, denk' ich, Hühnenthal. — Kurz, ich sah den holden Engel oft, nur fand ich keine Gelegenheit, mich ihm mit meinen irdischen Begierden zu nähern. Doch aufgeschoben ist nicht aufgehoben! Ich ruhe nicht, bis ich dieses Röschen gebrochen habe.“ —

„Das werden Sie bleiben lassen, Herr Lieutenant!“ fiel Wilhelm lachend ein, und plötzlich entstand eine allgemeine Stille.

„Ei! wer spricht denn da?“ fragte Schierling mit einem gedehnten, höhnischen, krähenden Tone.

„Ein Mann, den Sie sehr wohl kennen!“ antwortete Wilhelm. „Allenfalls kann ich aber auch Ihrem Gedächtniß mit gewissen Erinnerungen zu Hülfe kommen; nur steh' ich nicht dafür, daß sie Ihnen Ehre bringen.“ —

„Darüber werd' ich mir nach Tische eine Erklärung ausbitten;“ sagte der Lieutenant: „Jetzt hungert mich.“ — Er aß mit Hast, sprach wenig und kein Wort von Hühnenthal. Seine Erzählung, daß er neuerlich dort gewesen sey, war überhaupt ein bloser Windschnitt, um Wilhelmen (dessen Verhältniß mit Luisen ihm noch von der Lagerzeit her bekannt war) zu ärgern und in Unruhe zu setzen.

Als man von der Tafel aufgestanden war, umringten

den Herrn von Schierling seine Freunde und forschten nach dem Namen des Tolldreisten, der ihm nicht erlauben wollte, ein hübsches Mädchen zu verführen. Da sie hörten, daß er ein unbedeutender Mensch ohne Rang und Stand sey, so fanden sie seinen Einspruch noch unverzeihlicher, und pflogen heimlich Rath, wie er dafür bestraft werden müsse. Er nahte sich, weil dieses Flüsterns kein Ende ward, dem vertraulichen Zirkel und fragte den Herrn von Schierling: ob er mit ihm noch etwas zu sprechen habe, er könnte sich nicht länger aufhalten.

„Unsere Sache läßt sich hier nicht abthun;“ antwortete der Lieutenant! „Sie werden weiter von mir hören!“ —

„Und Sie von mir,“ versetzte Wilhelm, „wofern Sie sich beikommen lassen, dem Mädchen in Hühnenthal nachzustellen!“ —

Indem er dieß sagte, erhoben Schierlings Freunde ein unwilliges Gemurmel gegen ihn; er sah einen nach dem andern an; sie schwiegen, und er ging ruhig seines Weges.

Antonio, dem er diesen Vorfall erzählte, nahm die Sache auf die leichte Achsel, und hielt dafür, sie werde von keinen Folgen seyn, weil Herr von Schierling in dem Ruf stehe, daß er mehr Mundwerk als Muth habe. „Mir ist gar nicht bange vor ihm;“ antwortete Wilhelm: „dennoch will ich, wo möglich, einen ernsthaften Streit mit ihm vermeiden. Ich kenne meine Hitze; sie führt mich oft weiter, als gut ist. Wenn er also kommen und nach mir fragen sollte, so weisen Sie ihn nur mit dem Vorwande ab, ich sey nicht zu Hause.“ —

„Mit nichten, Freund!“ rief Antonio lachend: „Was würde K a n t dazu sagen, wenn ich so die Wahrheit verletzte? — Wissen Sie noch, was ich Ihnen drohte, als

Sie neulich in unsrer Abendgesellschaft seinen Grundsatz so tapfer vertheidigten? — Dabei bleibt es!" —

Wilhelm hielt diese Rede für einen Scherz, und ging, ohne sie zu widerlegen, in sein Zimmer.

Bald darauf hörte er, daß am Vorsaale geklingelt, die Thür von Antonio geöffnet und der Ankommende zu ihm gewiesen wurde. Starke Schritte polterten über den Saal; ein Faustschlag krachte an seiner Stubenthür; im gleichen Moment ward sie stürmisch aufgerissen, und Herr von Schierling trat mit bedecktem Kopf ins Zimmer.

„Ich erbitte mir vor allen Dingen Höflichkeit!" rief ihm Wilhelm entgegen, und der Lieutenant warf seinen Hut auf den Tisch.

„Sie haben mich beleidigt!" fing er an. „Ich würde Genugthuung fordern, wenn ich sie von Ihnen durch den Degen erhalten könnte —"

„Und ich Thor genug wäre, mich mit Ihnen zu schlagen!" fiel Wilhelm ein.

„Diese Ehre widerfährt Ihnen gar nicht, mein Herr!" versetzte der Offizier.

Wilhelm lachte laut.

„Ich verlange nichts von Ihnen als eine schriftliche Abbitte und Ehrenerklärung sammt einem förmlichen Widerruf Ihres Vorwurfs, daß Sie Dinge von mir wüßten, die mir zur Schande gereichten." —

„Wie? — Ich soll mich und die Wahrheit Lügen strafen? — Nimmermehr! Eine solche Schrift stell' ich in keinem Fall aus!" —

„Herr, Sie müssen!" —

„Keinen Federzug!"

„Wollen Sie oder wollen Sie nicht?" schnaubte der

Lieutenant, indem er ihm den rasch gezogenen Degen auf die Brust setzte.

„Meuchelmörder!“ rief Wilhelm und entrang ihm den Degen. Schierling wollte sein Schwert mit Gewalt wieder erobern. Wilhelm warf es zum Fenster und ihn zur Thür hinaus.

Plötzlich hörte man ein Geschrei auf der Gasse. Es entstand ein Auflauf. Der Degen war senkrecht auf die lange Schleppe eines vorbeigehenden Frauenzimmers herabgeschossen und mitten hindurch in den Boden gedrungen. Das erschrockene Frauenzimmer stand wie gefesselt. Ein Polizeibedienter, der sich unter den herbeiströmenden Leuten befand, zog den Degen aus der Erde, eilte damit in Antonio's Haus und erkundigte sich genau nach dem Hergange der Sache. Zum Unglück des Entwaffneten war unter der Menge, die sich mit hereindrängte, ein Officier von männlichem Alter und ernsthaftem Ansehen. Herr von Schierling rief ihn gegen den Polizeibedienten, der die Auslieferung des Degens verweigerte, zum Beistand auf: allein er zuckte schweigend die Achseln und ging fort.

Eine Stunde nachher ward Wilhelm verhaftet und wieder in das feste Stübchen gebracht, das er schon ein halbes Jahr zuvor einige Tage bewohnte. Auch Herr von Schierling mußte sein Quartier mit einem engen Zimmer in der Hauptwache verwechseln. Antonio bereute nun doch, daß er Kants Lehre befolgt und den Friedensstörer nicht an der Thür abgewiesen hatte.

43.

Herodes und Pilatus.

Herr Mückenfänger, lächerlichen Andenkens, war abermals zu Wilhelms Richter ernannt worden. „Ich dachte wohl," hob er das Verhör an, „daß wir einander bald an diesem Orte wiedersehen würden!" — Nun folgte über die Texte: „Unglück ist wohlfeil" — und „Jugend hat nicht Tugend" — eine lange Strafpredigt, mit welcher aber wir den Leser nicht strafen wollen.

Ungeachtet Wilhelm sehr verdrießlich war, daß er wieder vor dem heißen Brette stehen mußte, so konnte er sich dennoch mitunter des Lachens nicht enthalten. Das war besonders der Fall, als der Herr Criminalrath mit unbeschreiblicher Bedächtlichkeit eine Elle ergriff und die verwundete Schleppe langsam ausmaß, um die Nähe der Todesgefahr des Frauenzimmers zu bestimmen, das übrigens, wie Wilhelm jetzt erfuhr, keine Dame von Stande, sondern eine gemeine Köchin gewesen war, die sich über die Gebühr herausgeputzt und mit einer Schleppe von richtigen drei Ellen die Gassen gefegt hatte. Dieser Umstand gab ihm einen halb scherzhaften Vertheidigungsgrund an die Hand. Die Köchin, sprach er, sey an dem Schrecken, den sie gehabt habe, selbst Schuld. Hätte sie sich nicht über ihren Stand erhoben und sich einen so unmäßig langen Prachtschweif angeschafft, so würde sie den hinter sich herabfallenden Degen gar nicht bemerkt haben. „Das verändert nicht den statum causae," versetzte der Rath; doch ließ er Wilhelms Ausfall gegen die Schleppenwuth der Dienstmägde sehr ausführlich ins Protokoll eintragen.

Antonio ruhte nicht, bis er seinen Freund aus dem Gefängnisse losgebürgt hatte. Die Untersuchung ging ihren Schneckengang fort. Am Ende blieb Wilhelm zwar mit Strafe verschont, erhielt aber die Weisung, binnen acht Tagen die Hauptstadt zu verlassen. Herr von Schierling ward auf den Antrag seiner Kameraden (die mit ihm, weil er zur Thüre hinausgeworfen worden war, nicht mehr dienen wollten) seiner Officiersstelle für verlustig erklärt, und überdieß, als Urheber des Streits und Hausfriedensbrecher, zu einer halbjährigen Festungsgefangenschaft verurtheilt.

Das Criminalgericht hätte nicht nöthig gehabt, Wilhelmen aus der Stadt zu weisen; denn noch vor Bekanntmachung dieser Sentenz thaten es seine Eltern. Doch ehe wir von diesem Abruf weiter sprechen, müssen wir zuvor der mancherlei Beschwerden und Hiobsposten erwähnen, die ihn veranlaßten. In die Fußstapfen der Geheimen Räthin (die, wie wir schon wissen, nach dem Gezänk über Flachs-Beinkleider eine zornsprühende Epistel abgehen ließ) trat der Rath Mückenfänger mit einem ängstlichen, drei Foliobogen starken Sendschreiben, worin beinahe die ganzen Acta criminalia contra Wilhelm Frank kopirt waren, und also auch der Umstand nicht fehlte, daß Luise den Zwist veranlaßt hatte. Diese weitschweifige Relation war nichts als eine Einleitung zu der Anfrage: ob sich Wilhelm mit Wissen und Willen seiner hoch- und werthgeschätzten Eltern in der Residenz aufhalte.

Man kann sich vorstellen, was für einen widrigen Eindruck diese beiden Briefe in Hühnenthal machten, wie sehr sie die Galle gegen Luisen erregten! Madame Frank war außer sich, daß die schöne Hoffnung, ihren Sohn in ein

adeliches und überdieß sehr reiches Haus zu verheirathen, nun auf Ein Mal wie eine bunte Seifenblase in Nichts zerfloß. Ihr Geburtsstolz hätte vielleicht den Schlag, der ihn traf, bald überwunden; aber ihre Mutterliebe konnte sich nicht zufrieden geben, daß Wilhelm ein Glück verscherzt hatte, das in ihren Augen unersetzlich war. Aus Mutterliebe haßte sie nun Luisen und deren Eltern so glühend, daß sie ihren Gatten auf alle mögliche Art zur Bedrückung der schuldlosen Familie anreizte. Viel Mühe kostete das nicht; denn seit dem Tage, da Wigand (bei Gelegenheit des Korbes, den der Pfarrer in Steindorf bekam) so fest und männlich mit ihm sprach, lag schon der Zunder der Rache in seinem Herzen.

Herodes und Pilatus werden oft Freunde, um einen Dritten gemeinschaftlich zu verfolgen. So ging es auch hier. Herr Frank hatte den schmeichlerischen Pfarrer (der ihm einsmals, wie sich der Leser erinnern wird, seinen unterthänigsten Dank für eine genossene Mahlzeit durch einen Handkuß bezeigen wollte) bisher sehr kalt behandelt und ihn nie wieder zur Tafel gezogen; aber jetzt auf Ein Mal erhielt der geistliche Herr eine Einladung ins Schloß und konnte sich vor Freude darüber kaum fassen. Ein Schmarotzer, dem eine Weile der Brodkorb hoch gehangen wurde, läßt sich zu allem brauchen, sobald man ihm den Korb wieder näher rückt. Auch der Herr Pastor versprach mit den heiligsten Betheuerungen gehorsamste Folge, als ihm jetzt der Gerichtsherr bei einem vertraulichen Glase Rheinwein unter den Fuß gab, auf den Schulmeister ein wachsames Auge zu haben und ihm nicht bei der geringsten Vernachlässigung seines Amtes durch die Finger zu sehen. „Die Kinder meiner Unterthanen“ — sprach

der Mann, der sonst ein Verächter des Schulwesens war — „wachsen wie die Hottentotten auf; ihr Lehrer versäumt sie; er kourirt lieber Pferde, als daß er die ihm anvertrauten jungen Seelen bilden sollte. Ich kann als Gerichtsobrigkeit nicht länger dazu still schweigen, und verweise Sie, Herr Pastor, hiermit auf Ihre Pflicht, die Schule fleißig zu visitiren. — Ueberdieß ist der Wigand ein Medikaster, der den Aerzten ins Handwerk pfuscht und ein Schlachtopfer seiner Unwissenheit nach dem andern auf den Gottesacker liefert. Seiner störrischen und trotzigen Gemüthsart nicht zu gedenken.“ —

„Die ich leider schon oft mit der tiefsten Kränkung empfand!“ fiel seufzend der Pastor ein. „Können Ew. Wohlgebornen glauben, daß er wie Gleich und Gleich mit mir umgeht, und mir noch nie bei geistlichen Amtsverrichtungen den Priesterrock oder Mantel nachgetragen hat, wie doch alle Schulmeister im ganzen Lande thun?“ —

„Ei! warum sind Sie — bald hätt' ich gesagt so ein Schaf — daß Sie das leiden? — Dringen Sie bei der nächsten Gelegenheit darauf, und wenn er sich, wie zu vermuthen ist, mit Unbescheidenheit weigert, so erstatten Sie darüber an Ihre Vorgesetzten Bericht und fassen Sie darin alle Beschwerden zusammen, die Sie gegen ihn haben und auftreiben können. Ich werde, so viel in meiner Macht steht, Ihre geistliche Würde jederzeit schützen und handhaben.“ —

Der Pfarrer war so gerührt, daß ihm Thränen in die Augen traten, und er gelobte nochmals feierlich an, den hohen Befehlen pflichtschuldigste Folge zu leisten.

44.

Der Mantelstreit.

Wie der Herr Pastor seine Gelobung erfüllte und was sonst für Kabalen geschmiedet wurden, das ergibt sich aus einem Briefe, den Wilhelm von Wiganden erhielt. Hier ein Auszug davon:

Ueber meinem Haupte, schrieb er, zieht sich ein Ungewitter zusammen, das aus dem Lande der Liebe kommt. Sie und Luise — ihr habt es erregt! Mein Herr Pastor spielt den Jupiter und schleudert Blitze. — Doch ich will von kleinlichen Dingen nicht so hoch sprechen; ich will natürlich erzählen.

Wir haben schon zwölf oder dreizehn Jahre die Ehre, unsern Herrn Pfarrer zu besitzen, und in dieser langen Zeit fiel es ihm nur Ein Mal — und zwar gleich Anfangs — ein, mich zu seinem Manstelträger brauchen zu wollen. Ich lehnte dieses Bedientengeschäft, das ich bei seinem Vorgänger nie verrichtet hatte, höflich ab, und er war nachher so vernünftig, mich nicht wieder dazu aufzufordern. Als wir aber vor acht Tagen — nachdem er kurz vorher bei Ihren Eltern zur Tafel gewesen war — zu einem Kranken ans äußerste Ende des Dorfs gerufen wurden, wollte er mir mit Gewalt seinen geistlichen Ornat aufpacken. Herr Pastor, sprach ich, Sie zogen seit so vielen Jahren den Priesterrock bei dergleichen Amtsgängen in Ihrem Zimmer an: warum wollen Sie eben heute von dieser Gewohnheit abgehn? Er wird Ihnen auf dem Leibe recht wohl

thun; das Wetter ist rauh. — Diese bescheidene Antwort nahm er sehr übel auf und verfolgte mich mit seinem schwarzen Talar bis an die Treppe. Ich griff durchaus nicht zu. Er bekleidete sich nun sehr hastig damit. Wir gingen fort. Er lief vor Zorn so schnell, daß ich nicht gleichen Schritt mit ihm halten konnte.

Noch an demselben Tage erschien er plötzlich in der Schulstube, wo er sich seit undenklichen Zeiten nicht hatte sehen lassen, und fing an, die Kinder zu examiniren. Er legte ihnen lauter schwere Doktorfragen vor, bei denen er wahrscheinlich selbst stumm geblieben wäre, wenn man ihm unvorbereitet damit auf den Zahn gefühlt hätte. Kein Wunder also, daß meine Buben auf Tausend nichts Eins antworten konnten. Er stieß heuchlerische Seufzer aus und ging seines Weges, ohne mich anzusehen.

Tages darauf erfuhr ich, daß er einen Brief an den Superintendenten durch einen reitenden Boten abgeschickt hatte. Die Folge war eine schriftliche Ladung, sogleich nach Verlesung dieses vor Ihro Hochwürden zu erscheinen. Ich ging getrosten Muthes und vertheidigte mich tapfer gegen die Klagepunkte, die mir vorgehalten wurden. Es war ein großer Haufe; denn auch Ihr Herr Vater hatte sein Kontingent dazu geliefert, und einen alten verdorbenen Advokaten, der dem Teufel überall die Feuergabel nachträgt, in der ganzen Gegend umhergeschickt, um alles gegen mich ausspüren und aufsammeln zu lassen, was nur irgend zu meinem Nachtheil verdreht werden konnte. Ich stehe, zum Beispiel, dann und wann einem Kranken mit unschuldigen Hausmitteln

bei: das hießen unverständige Kuren und medicinische Vergiftungen: — ich strafe bisweilen einen ungezogenen Knaben mit einem Schilling: das hieß Kinder zu Krüppeln schlagen und so weiter. Kurz, es war eine lange, häßliche Litanei, die mir der Superintendent vorsang, und er kündigte mir zuletzt an: er müsse meine Vergehungen, ob ich sie gleich nicht eingeräumt habe, ans Consistorium berichten. Sein ganzes Benehmen verrieth, daß man ihn zum Bunde gegen mich gewonnen hatte.

Trotzend auf meine Unschuld, erniederte ich mich zu keiner Bitte um Schonung. Doch kam ich mit einem trüben Gesichte nach Hause, und erzählte meinen Leutchen zu offenherzig, was mir in der Superintentur begegnet war. Meine Frau, deren Gesundheit schon seit einigen Monaten gewankt hatte, ward darüber von einem Schrecken befallen, der sie aufs Krankenbett warf. —

So weit Wigands Schreiben, das Wilhelmen um so mehr ängstigte, da er selbst der Veranlasser dieser Feindseligkeiten war und kein Mittel sah, ihren Fortgang zu hemmen. Zu gleicher Zeit empfing er von seinen Eltern einen Brief, der Hand und Fuß hatte und den Befehl enthielt: sofort die Residenz zu verlassen, und sich in ein gewisses, eine Tagreise davon entlegenes Städtchen, Namens Rockenwitz, zu begeben, wo der dasige Bürgermeister, Herr Peter Mohn, von seiner Ankunft schon unterrichtet und bereit sey, ihn mit Wohnung und Kost zu versorgen.

„Du hast oft aus meinem Munde gehört,“ setzte seine Mutter hinzu, „daß der Herr Bürgermeister zwar kein

witziger Kopf, aber in seiner Art ein Crösus ist und eine einzige Tochter hat, die das allgemeine Gerücht als ein Wunder der Schönheit und Anmuth rühmt. Ich habe sie Dir, da Du Dich um die Gunst des Fräuleins von Alsing gebracht hast, zur Gattin bestimmt, und ich hoffe, sie wird Deinem ländlichen Geschmack besser zusagen als die Damen der Residenz, mit denen Du Dich nicht vertragen kannst. Aus mehrern Ursachen wünsche ich, daß Du uns von nun an in allen Punkten unbedingten Gehorsam leistest: denn es ist der einzige Weg, den Schulmeister Wigand zu retten, über dessen Haupte ein Schwert an einem Haare hängt.“ —

Wilhelm antwortete sogleich: „Die Hauptstadt ist mir verhaßt; ich gehorche mit Vergnügen dem Befehl, sie zu verlassen. Aber wäre auch das Mädchen in Rockenwitz die Krone ihres Geschlechts, so kann sie doch nie meine Gattin werden. Ich schwor Luisen ewige Treue, und ich werde sie halten: es gehe, wie es gehe. Daß Wigand wegen unsrer Liebe Bedrückungen leidet, ist nicht fein. Seine Schuldlosigkeit wird und muß über alle Ränke siegen, wenn Recht und Gerechtigkeit im Lande herrscht. Unterliegt er aber der Kabale, so eil' ich unaufhaltsam ihm zu Hülfe; und kann ich nichts weiter für ihn thun, so flüchte ich mit ihm und seiner Familie in einen stillen und ruhigen Winkel der Erde und ernähre die Armen, die meinetwegen an den Bettelstab gebracht wurden, durch meiner Hände Arbeit.“ —

Antonio und seine Frau bedauerten sehr, daß sich ihr Freund und Hausgenoß von ihnen trennen mußte. Auch ihm beklemmte der Abschied von diesen braven Leuten das Herz. Er verabredete mit ihnen einen wöchentlichen Briefwechsel, und sie begleiteten ihn einige Meilen.

45.

Der Währwolf.

Es war schon dunkler Abend, als Wilhelm in Rockenwitz anlangte. Er hielt es für unschicklich, den Herrn Bürgermeister so spät zu überfallen, und stieg deßhalb in einem Gasthofe ab, dessen Wahl keine Schwierigkeiten machte, weil er der beste und der schlechteste des Oertchens zugleich war. Gerade an diesem Tage zeigte er sich in seinem größten Glanze und schien mit den berühmtesten Hotels der Hauptstadt wetteifern zu wollen. Alle Fenster des ersten Stocks waren prächtig erleuchtet; Musik und fröhlicher Jubel schallte herab.

Wilhelm stand dagegen auf der Hausflur verlassen. Niemand, den er um ein Zimmer anredete, hielt ihm Stich. Der Wirth und sein Hausgesinde jagten sich, mit Wein- und Bierflaschen in den Händen, die Treppe hinauf, und hatten für ihn nicht eher Augen und Ohren, bis er wild ward und mit einer Klage bei dem Herrn Bürgermeister drohte. Das schlug an. Man versprach ihm ein köstliches Zimmer und alle mögliche Bequemlichkeit, sobald nur die Societät, die wöchentlich an diesem Tage das ganze Haus inne habe, auseinander gegangen sey. Indessen möge er sich, setzte der Wirth hinzu, geneigt gefallen lassen, an der Gesellschaft Theil zu nehmen, die es sich zur Ehre rechne, anständigen Fremden ihren Zirkel zu öffnen.

Gereizt durch die schöne Gelegenheit, die elegante Welt von Rockenwitz beisammen zu sehen, und sie, wie auf einem Vogelherde, mit einem Ruck zu fangen, folgte Wilhelm dem Wirth ins obere Stockwerk, vermied aber, weil

er gestiefelt und überhaupt reisemäßig gekleidet war, auf den ersten Anlauf den Tanzsaal, und ließ sich vor der Hand in ein Nebenzimmer führen, wo die Veteranen von Rockenwitz und Andere, die Terpsichorens Kunst verachteten, in Tabakswolken gehüllt saßen. Sie empfingen ihn mit großen Reverenzen; und als sie nach einigen Minuten hörten, daß er aus der Residenz kam, standen sie abermal sammt und sonders von ihren Stühlen auf, setzten sich mit neuen Scharrfüßen von noch größerer Länge und Breite in Unkosten, und waren unerschöpflich, ihm Achtung und Ehre zu erweisen. Seine bescheidene und natürliche Sprache machte sie jedoch bald beherzt, recht traulich mit ihm zu kosen.

Er sah einen nach dem andern forschend an, um den Crösus des Städtleins, den er unter ihnen vermuthete, herauszufinden. Seine Mutter hatte gesagt und geschrieben: Herr Peter Mohn sey kein witziger Kopf; das diente ihm zum Wegweiser. Es waren aber so Viele da, auf welche diese Bezeichnung paßte, daß er endlich nach dem rechten Manne fragen mußte.

„Den suchen Sie hier vergebens!“ antwortete lachend ein alter Invalidenhauptmann mit einem Stelzfuße: „Der sitzt zu Hause und liest Doktor Fausts Höllenzwang oder eine Abhandlung über Wassernixen und Bergmännchen.“ —

„Ich kann Ihnen hierüber ganz bestimmte Auskunft geben;“ fiel der Stadtsyndicus ein: „Ihro Wohlweisheit studieren jetzt, wie ich gestern gesehen habe, Francisci höllischen Proteus oder den tausendkünstigen Versteller: eine hundertjährige Schwarte, worin eine Menge Gespenstergeschichtchen in einem steifen Styl erzählt sind, der noch abgeschmackter ist, als sie selbst.“ —

Wilhelm lächelte ungläubig; aber sie versicherten Mann für Mann, daß der Herr Bürgermeister, Trotz einem alten Weibe, an Gespenster glaube.

„Wie kann's anders seyn?“ sprach der Apotheker. „Ich kenne den guten Herrn von Kindesbeinen an; er ward zum Fabelhans erzogen. Sein Vater, ein eben so einfältiger als reicher Kaufmann, verkleidete sich oft selbst in den Knecht Ruprecht oder in ein anderes Ungethüm, um seine Kinder zu erschrecken. Das war des alten Pinsels größter Spaß; und er selbst sah jeden schwarzen Kater für den Teufel an. Meines Vaters Apotheke befand sich wohl dabei. Die niederschlagenden Pulver, die jährlich ins Mohn'sche Haus geliefert wurden, trugen eine erkleckliche Summe ein. Der kleine Peter — unser jetzt hochzuverehrender Herr Bürgermeister — und seine Geschwisterchen fürchteten sich vor ihrem eigenen Schatten, und hätten sich lieber spießen lassen, als daß sie Abends, ohne eine starke Begleitung und Schutzwache, einen Schritt aus dem hellen Zimmer gegangen wären.“ —

„Alles wahr!“ rief der Accisinspektor Schnepper. „Ich war mit dem Herrn Bürgermeister auf der Schule und erlebte manchen Schwank, der ihm von lustigen Gesellen gespielt wurde. Unter andern überredeten wir ihn: er sey ein Währwolf, das heißt, ein besessener Mensch, der vom bösen Geiste zu gewissen Zeiten in einen natürlichen Wolf verwandelt und gezwungen werde, sich in allen Stücken wie dieses Raubthier aufzuführen. Er widersprach nur schwach, weil er die Lehre von den Währwölfen mit der Muttermilch eingesogen hatte und dem Fürsten der Hölle eine unbegränzte Zauberkraft zutraute. Wir waren damit nicht zufrieden. Um ihn völlig zu überzeugen, luden wir

ihn zu einem Trinkgelage, benebelten ihn, daß er wie ein Dachs schlief, nähten ihn dann vom Fuß bis an den Kopf in einen Wolfspelz, stellten eine Menge Lichter um ihn her, rückten den Stuhl, auf dem er saß, einem Spiegel gegenüber, verließen sämmtlich das Zimmer und schickten einen großen Hund hinein, der ihn anbellte. Der Währwolf erwachte, betastete sich, erblickte mit Schaudern seine Gestalt im Spiegel, brach in ein widriges Geheul aus und rannte fort auf die Gasse. Es war ein warmer Sommerabend und heller Mondschein. Alle Menschen, die dem Währwolf begegneten und ihn wenigstens für einen entsprungenen Tollhäusler hielten, geriethen in Schrecken, flohen über Hals und Kopf, und die Weiber kreischten nach Hülfe. Er lief zum nächsten Thore, um sich vermuthlich, seiner wölfischen Obliegenheit gemäß, in den Wald zu verfügen. Der Weg führte ihn durch eine Gasse, wo der Schulrektor wohnte. Dieser befand sich eben in einem Zimmer des Erdstocks, hörte das Laufen und Schreien der Fliehenden und riß geschwind einen halben Fensterflügel auf, um zu sehen, was vorging. Indem er den Kopf hinaussteckte, stand das Ungeheuer vor ihm. Er war fast des Todes, und zog sich so schnell und so unglücklich zurück, daß er durch einen heftigen Kopfstoß ein paar Scheiben zerbrach, und seine große, weißgepuderte Wolkenperücke — denn er gab eben Kindtaufen — am Fensterrahmen abstreifte und verlor. Sie fiel auf die Gasse, der Währwolf machte sich über sie her und zerriß sie mit Grimm, weil er sie wahrscheinlich für ein weißes Lamm ansah, das er als ein rechtschaffener Wolf zerfleischen zu müssen glaubte. Nach dieser Heldenthat wollte er zum Thore hinaus. Die entschlossene Schildwache hielt ihm das Ba-

jonett vor und rief ihre Kameraden zu Hülfe. Er wurde gefangen und verschlief die Nacht auf der harten Pritsche seinen Rausch. Am Morgen wußt' er sehr gut, daß er kein wildes Thier, sondern ein zahmer Schüler war, der sich vor dem Herrn Rektor und einer derben Schulstrafe über alle Maßen fürchtete. Er kam mit einem blauen Auge davon, weil sein Vater das zerrissene Lamm zwanzigfach ersetzte; wir aber mußten im Karzer büßen." —

Dieser Schwank ward allgemein belacht; am meisten von dem Erzähler. Einige Herren konnten sich besonders wegen der zerzausten Haarmütze des Schulmanns vor Freude gar nicht fassen. „O, meine Goldfreunde," rief der Accisinspektor, „von Perücken weiß ich tausend lustige Schnurren. Ich will Euch nur Eine zur Probe mittheilen. Der weltbekannte Physiognomist Lavater besuchte einst mit seinem Sohne den berühmten Naturforscher Bonnet. Auf einmal sprang er mitten in einem ruhigen Gespräche hastig vom Stuhl auf, riß dem alten Bonnet die Perücke vom Kopf und sprach zu seinem Sohne: Sieh, wo Du einen solchen Kopf findest, da lerne Weisheit!" * —

Der Invaliden-Hauptmann wollte über diese charakteristische Gewaltthätigkeit (die heutigen Tages jeder Perückenträger von irgend einem eifrigen Anhänger der Schädellehre des Doktors Gall zu befürchten hat) eine Bemerkung machen; allein der Accisinspektor ließ ihn nicht zum Worte kommen, sondern überschrie ihn mit der Anekdote vom russischen Kaiser Peter dem Großen, der in einer Kirche zu Danzig ** während der Predigt dem gravitäti-

* Diese Anekdote erzählt auch der Russe Karamsin im 4. Bändchen seiner Reisen mit der Versicherung, daß er sie aus Bonners eigenem Munde gehört habe.

** Im Jahre 1716, auf seiner Reise nach Holland.

schen Bürgermeister ohne Anfrage seine große Allongenperücke abnahm und sich aufsetzte, weil ihn an den Kopf fror, doch sie nach der Predigt dem Kahlkopf, der indessen wie versteinert neben ihm gesessen hatte, mit einer kleinen Verneigung zurückgab.

46.

Der Hasenbraten.

Indem der Herr Accisinspektor sein Geschichtchen endete und schon wieder ein neues auf dem Rohr hatte, schwieg die Tanzmusik im Saale und die Trompeten bliesen zur Tafel. Der Tabaksklubb legte die dampfenden Pfeifen bei Seite und erhob sich, um dem angenehmen Ruf zu folgen. Wilhelm wollte zurückbleiben; allein er mußte mit fort.

Im Speisezimmer war ein schwirrendes Getümmel, daß man sein eigenes Wort nicht hörte. Wilhelm wurde von seinen Begleitern, die ihre Bekannten aufsuchten, an der Thür verlassen, und hatte nicht die besten Aussichten, seine Eßlust zu befriedigen. Es war nur kalte Küche spärlich genug aufgetischt, und blos die Damen hatten wegen Mangel des Platzes die Ehre, an der Tafel zu sitzen. Hinter ihren Stühlen, die wie eine Wagenburg fest an einander gedrängt waren, standen die Herren und baten gehorsamst und unterthänigst bald um ein Scheibchen Braten, bald um ein Semmelschnittchen. Jede Dame hatte wenigstens einen hungrigen Kammerherrn hinter sich. Bei manchen Stühlen sah man aber auch mehrere Supplikanten, und ein solches zusammengedrängtes und nach den ihm zuge-

reichten Bissen schnappendes Häuflein glich einem Neste junger Vögel, die den Schnabel begierig öffnen, wenn sie von ihren Eltern gefüttert werden.

Wilhelm fand, in ein Fenster gelehnt, diese dürftige Art von Abspeisung als Zuschauer ziemlich lustig; doch schien sie ihm für die Empfänger etwas unbequem und erniedrigend. Er selbst hatte keine Lust, daran Theil zu nehmen, und konnte es auch nicht, weil er bei seiner Ausspenderin den Brodbrief der Bekanntschaft aufzuweisen hatte. Indessen wurden die Semmel- und Bratenthürmchen auf den Tellern immer kleiner, und die meisten waren schon bis auf den Grund abgetragen, als mit Einemmal der Erzähler des Wolfsgeschichtchens (der bisher, wie selbst in einen Wolf verwandelt, gegessen hatte) auf den fastenden Fremdling die Augen warf und mit eilenden Schritten zu ihm ging. „Aber ums Himmels willen!“ rief er: „was stehn Sie so fern? Essen sehen macht doch nicht satt! Kommen Sie, kommen Sie! Mein Frauchen soll Ihnen alles von der Tafel zureichen, was Sie belieben!“ —

Wilhelm folgte ihm ohne großen Widerstand, weil sein gebieterischer Magen befahl, keine Komplimente zu machen. „Mein Schatz,“ sprach Herr Schnepper zu seinem Frauchen, „hier bring' ich Dir einen blöden Freund, den ich Deiner milden Vorsorge bestens empfehle. Ich bin satt, und lasse nun mit Vergnügen diesen Herrn Accessisten in meine Brodstelle hinter Deinem Stuhle einrücken. Sagen Sie nur, werthester Freund und Gönner, was Ihrem Gaumen gelüstet. Hier ist Schinken und Wurst — Apropos! wissen Sie, was der Kellner zum Koch sprach? Brätst Du mir eine Wurst, lösch' ich Dir den Durst! — Hahaha! das ist der Welt Lauf. Eine Hand wäscht die

andere. — Doch zur Sache! Was beliebt Ihnen? Hier ist Wurst und Schinken, dort Kalbs- und Hasenbraten. Alles in Hüll' und Fülle." —

„Ich bitt' um Hasenbraten;" sprach Wilhelm mit einer Verbeugung gegen die Dame. Sie griff freundlich nach dem Teller; indem sie ihn aber Wilhelmen reichte und er zulangen wollte, drängte sich Herr Schnepper dazwischen. „Apropos!" rief er: „Ad vocem Hasen fällt mir ein drolliges Geschichtchen ein, das ich Ihnen erzählen muß." — Mit diesen Worten zog er Wilhelmen von der Tafel weg an ein Fenster. „Rousseau" — fing er an — „Sie kennen doch den berühmten Sonderling? — Also Rousseau bewohnte eine kleine Einsiedelei zu Montmorency. In der Nähe hauste ein Landjunker, der ein recht gediegener Nimrodssohn und auf sein rothes Ordensband sehr stolz war. Nun fügte sich's, daß einer von seinen leibeigenen Hasen auswanderte und einen Kohlgarten unweit der Einsiedelei des Philosophen besuchte. Hier ward der Dieb gefangen und mit dem Tode bestraft. Das erfuhr sein Herr, und spie Feuer und Flammen. Die Kohlgärtnerin zitterte vor seiner Rache. Rousseau sprach ihr Muth ein und diktirte ihr einen Entschuldigungsbrief, der sich so schloß: Ich habe vor Ihren Hasen, gnädiger Herr, den größten Respekt; damit ich sie aber von andern Hasen unterscheiden kann, so geruhen Sie huldreich, ihnen ein rothes Band anzuhängen. — Hahaha! war das nicht ein scharmanter epigrammatischer Einfall? — Und da drängt sich mir eben noch ein anderes Anekdötchen auf. Auch das muß ich Ihnen erzählen. Ein Landedelmann, dessen Namen ich vergessen habe, veranstaltete seiner verstorbenen Gemahlin ein feierliches Begräbniß. Matt und tief gebeugt ging er

hinter dem Sarge, als ob er bei jedem Schritt in die Erde sinken wollte. Plötzlich sah er ein Häschen über den Weg laufen. Husch! warf er seinen Trauermantel ab, verfolgte mit zwei Windhunden, die ihm zur Seite gingen, den Hasen, erlegte ihn, kehrte athemlos zum Leichenzuge, der indessen Halt gemacht hatte, zurück, und sprach in einem weinerlichen Tone: Vollendet nun mit mir, meine Freunde, die traurige Feierlichkeit, die mich von dem Einzigen trennt, was mir auf Erden lieb war! — Hahaha! was sagen Sie zu diesem zärtlichen Wittwer? — Aber nun kommen Sie geschwind! Wir wollen über diesen Hasengeschichtchen unsern Hasenbraten nicht vergessen. Er ist delikat, sehr delikat!" —

Nur Schade, daß keiner mehr da war, als sie zur Tafel zurückkehrten. Madame Schnepper versicherte mit Bedauern, der kleine Rest sey ihr, indem sie sich nur Einmal umgesehen, unter den Händen verschwunden. „Du bist daran Schuld!" sprach sie zu ihrem Manne: „Du stelltest Dich dem Herrn in den Weg, als er eben zugreifen wollte." —

„Ein fataler Streich!" rief Herr Schnepper. „Doch nichts in der Welt ist so schlimm, daß es nicht etwas Gutes bewirkte. Meine Frau erinnert mich durch den Vorwurf, daß ich Ihnen im Wege gestanden, an ein allerliebstes Bonmot vom Professor Kästner in Göttingen. Er stellte einst in Gegenwart vornehmer Studirenden, ich weiß nicht, was für Beobachtungen durch ein Sehrohr an, sah aber mitunter nichts, als den Körper eines lebhaften jungen Prinzen, der sich immer vor dem Auge des Rohres herumbewegte. Kästner ließ sich das ein Weilchen gefallen; endlich aber sprach er lächelnd: Ew. Hoheit sind durchlauchtig, aber nicht durchsichtig."

Der Plaudermatz lachte wieder aus vollem Halse, und Wilhelm machte ihm das Kompliment, daß sich über seinen angenehmen Anekdoten der Verlust eines Stückchens Hasenbraten leicht verschmerzen lasse. „Besonders wenn man noch Wurst, Schinken und Kalbsbraten im Hinterhalte weiß!“ fiel Herr Schnepper ein. „Allons! Wir wollen diese Hülfstruppen anrücken lassen!“ —

Aber auch sie waren, leider! schon total geschlagen, und die Tafel glich einem Felde, über welches Raubheere von Heuschrecken zogen, die — wie Ramler singt — vor sich her blühendes Land und hinter sich Wüsten sehn. Doch wie diese geflügelten Plünderer hier und da ein geringes Hälmchen zum Andenken stehen lassen, so waren auch noch auf der Tafel einige Ueberreste von Semmel, Franzbrod und holländischem Käse vorhanden. Der Accisinspektor sammelte sehr eifrig diese Brodsamen und bot sie zum Ersatz des durch ihn entstandenen Verlustes Wilhelmen an. Dieser verbat sie höflich. Während des Komplimentirens darüber stelzte der Hauptmann mit einer vollen Flasche vorbei. „Potz Bomben und Granaten!“ — rief er in einer lustigen Weinlaube — „seyd Ihr nicht klug, Inspektor! daß Ihr unserm Gast so trocknen Proviant zuführt? — Kommen Sie, junger Mann, und trinken Sie mit mir ein Glas Wein!“

Wilhelm wollte dem Invaliden folgen, um dem Schwätzer zu entwischen. Umsonst! Dieser hielt ihn fest. „Warten Sie noch einen einzigen Augenblick!“ sprach er: „Das goldene Hauptmännchen hilft mir mit seinem Wein auf eine wunderschöne Anekdote, die ich Ihnen um alles in der Welt nicht vorenthalten kann. — Bei einem Professorenschmause zu Leipzig trank ein lustiger Kopf dem sehr

ernsthaften Dekan der theologischen Fakultät die Gesundheit zu: Vivant omnes virgines*! Der geistliche Herr entsetzte sich darob, schüttelte den Kopf, stieß aber endlich doch an, da ihm Jener vorstellte, daß auch die Kirche eine Jungfrau und Christi Braut sey. Hierauf brachte der Spaßvogel dem juristischen Dekan die Gesundheit der Wittwen zu; dem medicinischen ein Vivat der Ehefrauen. Jeden dieser Trinksprüche begleitete er, wie den erstern, mit einem passenden Grunde, und dieß alles in lateinischer Sprache. Zuletzt wandte er sich an den Professor Gottsched, der damals philosophischer Dekan war, mit dem deutschen Ausruf: Es leben alle Junge-Mägde! — Gottsched, dessen Geschmack an hübschen Dienstmädchen (die man in Leipzig Junge-Mägde nennt) stadt- und landkündig war, fuhr zusammen, und glühte beim Gelächter und Händeklatschen der ganzen Gesellschaft vor Zorn und Scham, weil er merkte, daß die scherzhaften Gesundheiten blos auf ihn gemünzt waren. Doch der Trinksprecher setzte sogleich, um ihn zu beruhigen, hinzu: Frisch angestoßen, Herr Professor! Die Philosophie ist die Zofe der übrigen Wissenschaften." —

Herr Schnepper mußte die letzten Worte seinem ungeduldigen Zuhörer ins Ohr schreien; denn der plötzliche Aufstand von der Tafel verursachte ein betäubendes Getöse. Die Herren beehrten sich durch die Bank mit einem Bruderkuß; die Damen wurden ebenfalls nach der Reihe von ihnen geherzt, und auch Herr Schnepper stürzte sich ins Getümmel, um den ihm gebührenden Antheil von Küssen in Empfang zu nehmen.

* Es leben alle Jungfrauen.

Froh über diese Erlösung, suchte Wilhelm den Kapitän, fand ihn aber nirgends; und so hatte ihn der Anekdotenkrämer auch um die Gelegenheit gebracht, seinen brennenden Durst durch ein Glas Wein zu löschen. Glücklicher Weise kam ihm der Gastwirth in den Weg. Dem trug er auf, ihn mit Speise und Trank in einem Nebenzimmer zu versorgen.

47.

Die Kanone.

Der Wirth schaffte bald Rath, und Wilhelm hatte schon beinahe eine Flasche Wein auf Luisens Wohl geleert, als in dem Zimmer, wo er allein speiste, eine Punschgesellschaft ihren Sitz aufschlug. „Aha!“ — rief der Hauptmann, der sie anführte — „da find' ich den Patron, der mich und meinen Wein verschmähte! Warten Sie, loser Vogel, ich werde Krieg mit Ihnen anfangen!“ — Wilhelm entschuldigte sich. „Nu, nu,“ sagte der Invalide, „ich sah wohl, daß Sie von unserm General-Papelhans aufgehalten wurden.“ —

„Herr Hauptmann! Herr Hauptmann!“ fiel der Inspektor ein und drohte mit dem Zeigefinger.

Ohne sich durch diesen Verweis irren zu lassen, fuhr der Kapitän fort: er habe nicht länger im Speisesaale warten können, weil das Lager abgebrochen worden sey, und er dann immer sobald als möglich die Flucht ergreife, um mit seinem hölzernen Pedal nicht in die Klemme zu kommen. „Wenn ich aber Friede halten soll,“ fügte er hinzu, „so bringen Sie jetzt beim Punsch ein, was Sie beim Weine versäumten!“

Es half kein Sträuben; Wilhelm mußte sich mit zur dampfenden Schale setzen. Er gehörte nicht zu den geübten Zechern, die bei Bacchusfesten so kühl bleiben, als schlürften sie Wasser: er ward, da ihn der Wein schon erwärmt hatte, nach dem Genuß einiger Gläser Punsch sehr lustig, und nahm sich sogar, wie wir bald hören werden, die Freiheit heraus, den Herrn Generalaccisinspektor (der überdieß Advocatus immatriculatus et Notarius publicus Caesareus, auch verpflichteter Gerichtsdirektor auf mehrern adelichen Gütern war) ein wenig zum Besten zu haben.

Dieser titelreiche Mann wollte hier wieder seinen Anekdotenkram auslegen und den Alleinhandel der Unterhaltung behaupten; die Uebrigen hatten sich aber Muth getrunken, ihm dieß Monopol streitig zu machen und überschrien ihn von allen Seiten. Da sie ihn nicht in Einem Athem fortschwatzen ließen, gönnte er auch ihnen diese Glückseligkeit nicht. „Still, meine Herren!“ rief er. „Lassen Sie den jungen Mann aus der Residenz sprechen! Wir haben so selten Gelegenheit, von dort her Neuigkeiten zu erhalten. Er kann und wird uns damit erfreuen.“ —

Nun hob er an, nach tausend Dingen zu forschen. Doch schien ihm mehr an den Fragen als an den Antworten zu liegen: denn er wartete sie selten ab, und war er ja bisweilen so geduldig, so thaten sie ihm, sie mochten so gegründet seyn als sie wollten, keine Genüge. Er wußte alles besser. „Je, daß dich das Mäuschen beiß'!“ rief er oft: „Das junge Herrchen will uns Nasen drehn! Ja, ja, das ist in großen Städten gebräuchlich!“

„Sie irren sich!“ antwortete Wilhelm. „Im Gegentheil wird jetzt in der Residenz die Wahrheit allgemein Mode.

Der Hof fing an, ihr zu huldigen und alle Schmeicheleien zu verbannen. Die Stadt folgte nach. Zahlreiche Gesellschaften traten zusammen und verbanden sich feierlich, im Reden und Handeln gerade und offen zu seyn, und die Biederbheit der deutschen Vorwelt wieder herzustellen.“ —

Alle lachten, alle zweifelten; nur Schnepper nahm den Scherz für Ernst, um den unartigen Leuten, die ihn nicht das Wort allein führen ließen, zu widersprechen. „Warum wäre das nicht möglich?“ rief er aus. „Ich glaub' es vollkommen; besonders da ich höre, daß der Hof die Bahn gebrochen hat. Unser Landesvater liebt Kürze und Einfachheit in allen Geschäften; und das wird mir doch jeder, der sich nicht erst seit gestern in der Welt umsieht, zugestehen, daß die Wahrheit das beste Mittel dazu ist.“ —

„Sehr richtig!“ versetzte der Stadtschreiber. „Man plackte sich zum Beispiel oft Jahre lang mit lumpigen Dieben, um hinter ihre Streiche zu kommen: wenn aber die Schufte künftig zur Fahne der Wahrheit schwören und gleich im ersten Verhör alle begangene Räubereien an den Fingern herzählen, so kann man ihnen stehenden Fußes den Strick um den Hals werfen lassen. — Und was würden Sie, Herr Inspektor, für contrebande Waaren erbeuten, wenn die Schleichhändler, sobald sie glücklich damit zum Thor herein wären, bei Ihnen zur Beichte gingen!“ —

„Spottet, wie ihr wollt!“ schrie der Inspektor ins allgemeine Gelächter. „Ich sag's und bleibe dabei: Wahrheit ist ein gut Ding! Was verdirbt man nicht in der Welt für Zeit damit, daß man da und dort und überall mit leisen Katzenschritten und in weiten Bogen um den

Brei herumschleicht! Gerade aus ist der kürzeste Weg! Und gesetzt auch, der Hof und die Hauptstadt wären uns nicht mit dem rühmlichen Beispiele der Wahrheitsliebe vorangegangen, so wollen wir's thun; wir wollen uns durch einen deutschen Handschlag verbinden, frei, offen und ohne Komplimente zu sprechen und zu handeln; wir wollen, mit Einem Worte, eine Wahrheitsbrüderschaft stiften.“ —

„Freund, Du schwärmst!“ fiel der Hauptmann ein. „Die Wahrheit ist eine Kanone, die sich leicht abbrennen läßt: aber gegen uns gerichtet, ihren Donner zu hören — das kostet Muth!“ —

„Den hab' ich und jeder ehrliche Mann!“ sagte der Inspektor mit Enthusiasmus, und griff nach dem Punschglase. „Angestoßen, Brüder! Es lebe die Wahrheit! Vivat hoch!“ —

Gegen diesen Trinkspruch war nichts einzuwenden. Die Gläser klirrten, und Herr Schnepper forderte dann den Handschlag des Bundes ein. Alle gaben ihn lachend ab, weil sie diese Verbrüderung als einen lustigen Einfall betrachteten, der über Nacht wieder vergessen seyn werde. Aber mit dieser leichtsinnigen Behandlung seiner ernsthaften Idee war der Inspektor nicht zufrieden. Er sehe wohl, sagte er, daß sich eine so wichtige Sache beim Punschglase nicht abhandeln lasse: er werde daher an einem der nächsten Tage ein Cirkularschreiben herumsenden, das jeder, der dem Bunde der Wahrheit beitreten wolle, mit seinem Namen unterzeichnen möge. Dieser Vorschlag fand einstimmigen Beifall, und es ward nun von andern Dingen gesprochen.

48.

Liebeskummer.

Wilhelm bemerkte in der Gesellschaft einen jungen Officier, der von seinem Glase nur nippte, wenig sprach, noch weniger lachte, ihn oft ansah und dabei immer einen Seufzer zu unterdrücken schien. Es fiel in die Augen, daß er etwas auf dem Herzen hatte, und daß ihm unser Ritter der Wahrheit aus irgend einer Ursache keine gleichgültige Person war. Wilhelm beunruhigte das. Er zog den Inspektor bei Seite und erkundigte sich nach dem Namen des jungen Mannes.

„Lieutenant Woldemar;“ antwortete Schnepper: „ein Sohn jenes alten Hauptmanns von Kapernaum mit dem Stelzfuße.“ —

„Was mag ihm fehlen?“ fragte Wilhelm weiter. „Er scheint einen geheimen Kummer zu haben.“ —

„Ich weiß, wo ihn der Schuh drückt!“ versetzte der Inspektor. „Er ist verliebt, bis zum Sterben verliebt in die Tochter unsers venerablen Bürgermeisters, und Emilie — so heißt das schöne, gute Mädchen — liebt ihn nicht minder. Der Alte schien bisher nicht abgeneigt, in ihre Verbindung zu willigen; aber vor ungefähr acht Tagen bekommt er — Gott weiß, woher — einen Brief, der ihn ganz umkehrt. Er befiehlt seiner Tochter sogleich, allen Umgang mit Woldemarn einzustellen, weil sich eine vortheilhaftere Partie für sie gefunden habe. Es werde nächstens, sagt er, ein reicher, junger Mann eintreffen, den sie heirathen solle und müsse. — Emilie weint, ringt

die Hände, bittet und fleht, ihr Herz nicht so gewaltsam zu zerreißen: doch das hilft alles nichts; er besteht auf seinem Kopfe, tobt und schnaubt wie ein grimmiger Währwolf, verbietet dem Liebhaber, der sonst täglich freien Zutritt hatte, das Haus, und bewacht das Mädchen mit hundert Augen. Unter solchen Umständen muß freilich dem guten Woldemar der Punsch gallenbitter schmecken; und das um so mehr, da sich seit einigen Stunden in unserer Gesellschaft das Gerücht verbreitet hat, daß Sie, mein werthester Herr, der vom Vater begünstigte Nebenbuhler wären.“ —

Wilhelm gab dem Plaudermatz auf seine zudringliche Frage, ob diese Sage gegründet sey, eine zweideutige Antwort und machte sich von ihm los, um mit Woldemarn zu sprechen. Hierzu fand er bald Gelegenheit, da sich die Punschgesellschaft nach und nach zerstreute. Woldemar blieb zurück; sobald er sich aber mit Wilhelmen allein sah, stand er unruhig auf, um sich ebenfalls zu entfernen.

„Erlauben Sie mir ein Wort im Vertrauen!“ redete Wilhelm ihn an. „Meine Gegenwart drückt Sie; ich hoffe jedoch, mich Ihnen mit zwei Worten angenehmer zu machen. Sie lieben Emilien — Sie fürchten von mir, durch Mißbrauch der väterlichen Gewalt verdrängt zu werden. Besorgen Sie nichts! Ich bin schon mit einem andern Mädchen verlobt. Wär' ich aber auch noch frei, ich würde dennoch Ihnen nicht in den Weg treten. Rechnen Sie vielmehr auf mein redlichstes Bestreben, das gute Vernehmen zwischen Ihnen und Emiliens Vater wieder herzustellen.“ —

„Edler Mann!“ rief Woldemar. „Kennen Sie Emilien schon?“

„Nein!“ sagte Wilhelm.

„Das ist schlimm! Ich fürchte, wenn Sie das liebenswürdige Mädchen sehen, Sie nehmen Ihr Wort zurück.“ —

„In keinem Fall! Und kann es zu ihrer Beruhigung dienen, so reise ich mit Anbruch des Tages wieder ab.“—

„Nein, bleiben Sie, seyn Sie der Schutzgeist meiner Liebe!“ —

Die Jünglinge umarmten sich.

„So ward denn doch ein Mal,“ — fuhr Woldemar fort — „durch einen Schwätzer etwas Gutes gestiftet! Er hat mir eine Felsenlast vom Herzen gehoben. Doch indem er mir diese Wohlthat erzeigte und mit Ihnen bei Seite flüsterte, kam gegen ihn eine Verschwörung zu Stande. Die Punschgesellschaft beredete sich, seinen Bundesbrief, den er in der Stadt herumsenden will, insgesammt zu unterschreiben, und dann die Kanone der Wahrheit — wie mein Vater sagt — recht scharf gegen ihn selbst zu richten. Ich möcht' ihn wohl aus Dankbarkeit warnen, sich nicht lächerlich zu machen.“ —

„Lassen Sie das!“ sprach Wilhelm. „Er verdient dafür eine kleine Züchtigung, daß er alle meine Antworten auf seine Neuigkeitsfragen für Unwahrheiten erklärte. Ich rächte mich endlich durch eine scherzhafte Lüge, und gerade diese fand Glauben bei ihm. Einem solchen Querkopf kann's nicht schaden, wenn er mit seiner vermeynten Klugheit ein wenig anläuft.“ —

„Sie haben Recht;“ versetzte Woldemar, und die neuen Freunde blieben traulich beisammen, bis die Gesellschaft völlig auseinander ging.

49.

Der Heerwurm.

„Seyn Sie mir herzlich willkommen!“ sprach Herr Peter Mohn, als ihn Wilhelm am folgenden Tage besuchte und die ersten Komplimente vorbei waren: „Dacht' ich's doch, daß mir heute etwas Angenehmes begegnen würde! Ich sah gegen Morgen im Traume ein großes Feuer, und nota bene! ohne Rauch. Das bedeutet Glück. Wenn aber Rauch dabei ist, so zeigt dieß an, daß irgend eine frohe Erwartung fehlschlagen wird.“ —

Wilhelm gestand, daß er in der Traumdeutungskunst ganz unerfahren sey.

„Die heutige Welt spottet freilich darüber!“ seufzte der Bürgermeister: „Sie sehen aber selbst, wie schnell mein Traum in Erfüllung gegangen ist. Ich bin, nota bene, kaum aus dem Bett aufgestanden, da tritt schon das mir geweissagte Glück in der Gestalt meines künftigen Herrn Schwiegersohns in mein Haus!“ —

„Sollten der Herr Bürgermeister nicht etwa bei Ihrem Traumfeuer ein wenig Rauch übersehen haben?“ —

„Gewiß nicht; dafür steh' ich! Doch warum wollen Sie mir bange machen?“ —

„Nicht bange! — Meine offenherzige Erklärung, daß ich nicht die Ehre haben kann, Ihr Eidam zu werden, wird Ihnen keine Unruhe verursachen.“ —

„Wie? Hör' ich recht? Sie schlagen meine Tochter aus? — unbesehen aus?“ —

„Um so weniger kann es Sie beleidigen.“ —

„Aber es ist nicht möglich! Ich sah doch Feuer ohne Rauch, und ich begreife nicht, wie sich Ihre Gesinnungen so schnell geändert haben können. Es sind ja, nota bene! kaum acht Tage, daß ich von Ihrer Frau Mutter einen förmlichen Anwerbungsbrief erhielt. Er fiel mir wie vom Himmel, und ich sah ihn besonders deßwegen für ein Werk des Schicksals an, weil ich mit den werthesten Eltern — die ich, nota bene! seit alten Zeiten kenne und schätze — die letztern zehn Jahre her nicht im geringsten Verkehr stand. Die Fama muß also, wie mich sehr freut, den Ruhm meiner Tochter durch's ganze Land ausposaunt haben.“ —

Wilhelm schloß ihm nun sein ganzes Herz auf, und eröffnete ihm alles, was der Leser schon weiß. Damit ward jedoch nichts ausgerichtet. Der alte Herr entgegnete: es stehe mit Sternenschrift am Himmel geschrieben, daß Wilhelm Frank und Emilie Mohn ein Paar werden sollten, und sie möchten sich beide dagegen sträuben, wie sie wollten, das Schicksal werde sie dennoch dazu zwingeen. — Man lache bei Leibe darüber nicht! Er sprach ganz im Tone des jetzt blühenden deutsch-griechischen Parnasses, wo man Meister und Lehrlinge beschäftigt sieht, den Menschen als einen gefesselten Sklaven des blinden Schicksals darzustellen.

Wilhelm war ein so unpoetischer Kopf, daß er lächelnd erwiederte: er sey doch neugierig, wie es das Schicksal anfangen wolle, ihn mit Gewalt zum Traualtar zu schleppen; und wenn es hierzu Miene mache, werde er sich diesem unsichtbaren Tyrannen mit Muth und Kraft widersetzen „Aber ich bitte Sie, Herr Bürgermeister,“ fuhr er fort, „ersparen Sie mir diesen Kampf und Ihrem

Kinde Jammer und Thränen! Warum wollen Sie zwei liebende, für einander geschaffne Herzen trennen? Meine Mutter that nicht wohl, daß Sie Ihnen, ohne mein Vorwissen, hierzu Veranlassung gab. Der brave Woldemar, den Sie bisher freundlich behandelten und nur um meinetwillen aus Ihrem Hause entfernten, grämt sich unaussprechlich, und ich selbst werde nicht eher ruhig, bis Sie ihm Ihre Gunst wieder schenken." —

„Ich bin gar nicht böse auf ihn;" sprach der Bürgermeister gutmüthig: „ich mag ihn nur, nota bene! nicht zum Schwiegersohn haben: denn pro primo ist er arm; pro secundo ist er Offizier." —

„Ein ehrenvoller Stand!" fiel Wilhelm ein.

„Habe nichts dagegen;" versetzte Herr Mohn. „Aber Soldatenfrauen werden leicht Wittwen. Am Rheine scheidet der Krieg Ehen über Ehen, und bald wird er's auch hier thun. Der Heerwurm zeigt sich schon auf den Landstraßen *. Haben Sie auf Ihrer Reise keinen bemerkt?"

„In Wahrheit, nein. Doch, wenn Ihnen bange ist, Ihren Schwiegersohn auf dem Schlachtfelde zu verlieren, so kann er ja den Kriegsdiensten entsagen." —

„Wovon dann leben?"

„Je nun, allenfalls von dem Ertrag eines feinen Rittergütchens, das Sie unmaßgeblich zur Mitgift Ihrer Tochter ankaufen." —

„Gehorsamer Diener! Ich wär' ein rechter Eulenspiegel,

* Der Heerwurm, den der Aberglaube für einen Vorboten des Krieges hält, besteht aus einer Gesellschaft zahlloser schwarzköpfiger Raupen, die sich bisweilen einige Ellen lang an einander hängen und wie ein starkes Seil auf den Heerstraßen fortziehen.

wenn ich mich so entblößte! Was hab' ich denn das nöthig? Ich halte mich vor der Hand noch an Sie, mein Herr! Sie sind, nota bene! schußfrei — haben ein Rittergut — wenigstens zu erwarten — und besitzen mithin alle die schönen Eigenschaften, die ich von einem Schwiegersohne verlange. Freilich fehlt Ihnen die Lust, es zu werden; doch das kümmert mich nicht. Was seyn soll, fügt sich wohl. Ich sah Feuer ohne Rauch, verlasse mich übrigens auf die gewaltige Hand des Schicksals und gehe jetzt ruhig aufs Rathhaus. Richten Sie sich indessen unter meinem Dache nach Ihrer Bequemlichkeit ein; aber, nota bene! ich bitte sehr, keine Spinne zu tödten. — Adieu, Herr Sohn, adieu! Ich muß eilig aufs Rathhaus; es ist ein wichtiger Prozeß auf dem Tapete. Damit Sie indessen nicht lange Weile haben, will ich Ihnen meine Tochter zur Gesellschaft herschicken." —

50.

Das Schönheitsmittel.

Der kleine, runde, bausbäckige Herr (dessen an der Wand aufgehangener Schattenriß wie ein großer Tintenkleck aussah) wackelte lachend zur Thür hinaus, und kurz darauf trat ein Mädchen herein, dessen schöne Gestalt Wilhelmen überraschte. Auch Emilie schien betroffen, einen so wohlgebildeten Jüngling zu finden, grüßte ihn mit Erröthen, und nahte sich, um Worte verlegen, mit einem bangen, schüchternen Blick. Ein süßer Herr hätte sie ohne Zweifel eine Weile mit Schmeicheleien geängstet: nicht so Wilhelm. Er hob ihre Beklemmung mit wenigen schlichten Worten,

entdeckte ihr die Lage seines eigenen Herzens, erklärte sich als Woldemars Freund, und bat mit einem herzlichen Tone, ein unbeschränktes Vertrauen zu ihm zu fassen.

Diese unerwartete Sprache dünkte Emilien Anfangs ein Traum. Doch bald verwandelte sich ihre Bangigkeit in Freude. Wilhelm überließ es ihrer Entscheidung: ob er — um ihres Vaters Absichten auf ihn mit Einem Mal zu vernichten — noch desselben Tages Rockenwitz wieder verlassen, oder sich so lange da aufhalten solle, bis es ihm auf eine oder die andere Art gelungen sey, ihr und ihrem Geliebten gute Dienste zu leisten. Sie wählte das Letztere. Er ließ sein Gepäck aus dem Gasthofe holen und nahm von dem ihm zubereiteten Zimmer Besitz.

Emiliens Vater kam etwas mißlaunig vom Rathhause zurück. Es war einige Tage vorher der herrlichste Anschein zu einem Hexenprozesse vorhanden gewesen; der Herr Bürgermeister hatte sich wie ein Kind auf Weihnachten darauf gefreut: aber der fatale Stadtschreiber, der an keine Zauberei glaubte, untersuchte die Sache so scharf, daß die alte Frau, die wegen ihrer rothen Augen und ihrer schwarzen Katze von einer boshaften Nachbarin (deren Kühe eine Zeit lang keine Milch gegeben hatten) der Hexerei beschuldigt worden war, völlig losgesprochen werden mußte. Dieser schnelle und unverhoffte Ausgang des Prozesses brachte den Bürgermeister — ungeachtet er Feuer ohne Rauch im Traume gesehen hatte — um das erwartete Vergnügen, seinen Hexenglauben triumphiren und einen Scheiterhaufen brennen zu sehen. Er eilte mit Unwillen vom Rathhause, und nahm sich unter Weges vor, Emilien seinen Verdruß ausbaden zu lassen, wenn er bei seiner Heimkunft bemerken sollte, daß sie dem jungen Frank unartig und zurückstoßend begegne.

Aber er fand ganz das Gegentheil. Die jungen Leute waren so einig, daß er sich nicht genug darüber verwundern konnte. „Ich habe doch Recht!" sprach er schmunzelnd: „Ich sah Feuer ohne Rauch! — Und auch hier ist, wie ich mit Wohlgefallen wahrnehme, ein Herzensfeuerchen aufgegangen, das wir, nota bene! ja nicht löschen, sondern sorgfältig unterhalten wollen." —

Erröthend machte sich Emilie ein Geschäft, um das Zimmer verlassen zu können. „Ha! sehen Sie, junger Herr!" rief er jetzt aus: „das Schicksal fängt an zu wirken! Sie müßten auch, bei meiner Seele! aus Eis zusammen gebaut seyn, wenn Sie gegen mein Milchen kalt bleiben wollten. Ist sie nicht nett und zierlich, wie aus dem Ei geschält? — Ich will Ihnen auch das Geheimniß vertrauen, warum sie so schön, wie eine Rose blüht. Sie hat sich, so lange sie lebt, mit Osterwasser waschen müssen, das den ersten Feiertag vor Sonnenaufgang aus einem Flusse geholt wird. Aber, nota bene! es darf kein Wörtchen dabei gesprochen werden." —

„Vertrauen gegen Vertrauen!" fiel Wilhelm ein. „Ich bewundere Emilien, aber ich liebe Luisen. Lassen Sie sich also, Herr Bürgermeister, durch mein freundliches und gefälliges Betragen gegen Ihre Tochter nicht irre führen. Ich gesteh' Ihnen ehrlich, daß wir bloß darum so unbefangen mit einander umgehen, weil wir uns gegenseitig versprochen haben, einander nicht zu lieben." —

„Was seyn soll, schickt sich wohl!" rief der Bürgermeister, und lachte sich aus dem Athem. Er übergab nun die Sache dem Schicksal, und blieb selbst — auf seinen geheimen Agenten sich verlassend — ganz unthätig dabei. Wilhelm und Emilie wurden nicht im mindesten von ihm

gedrängt, sich bestimmt nach seinem Wunsch und Willen zu erklären. Sie lebten zwanglos, wie Geschwister, gingen oft mit einander spazieren, und ausserhalb des Thores war immer Woldemar der dritte Mann. Ihm wieder Zutritt im Hause zu verschaffen, wollte jedoch auf keine Weise glücken. Alle Vorstellungen, die Wilhelm über diesen Punkt that, wurden verworfen. Indessen war ihm nicht bange, den Liebenden sein Wort zu halten. Die schwache Seite des Alten lag offen genug, und ihn da zu fassen, konnte dem ehemaligen Schüler eines Taschenspielers und Gauklers nicht sonderlich schwer fallen. Die Anwendung eines solchen Mittels sparte er aber, um Emiliens kindliches Zartgefühl zu schonen, bis dahin auf, wenn alle Stränge reißen würden.

51.

Der kleine Sultan.

Indessen hatte der Accis-Inspektor eine weitschweifige Einladung zum Bunde der Wahrheit, in der Gestalt einer Lobrede derselben, ausgearbeitet, und ließ sie in den Häusern der Großen von Rockenwitz umherlaufen. Der Bürgermeister hatte natürlicher Weise die Ehre, dieses Kreisschreiben zuerst zu erhalten. Er las es mit großen Augen, und konnte lange nicht errathen, was eigentlich damit gemeynt sey. Als er dieß endlich gefaßt hatte, griff er mit unwilligem Kopfschütteln zur Feder und schrieb, wie ein Sultan, darunter: „Ich, Peter Mohn, bin regierender Bürgermeister, und lasse mir von niemanden die Wahrheit sagen.“ —

In den Häusern der übrigen Magnaten machte der Umlauf mehr Glück. Der Stadtschreiber und einige andere helle Köpfe unterzeichneten ihn freilich blos zum Scherz; doch gab es auch mehrere Dunse, die sich von Schneppers Panegyricus blenden ließen, und im Ernste glaubten, durch ihren Beitritt zum Wahrheitsbunde viel Nutzen und Vergnügen einzuernten.

Als der Accisinspektor seinen Kreisbrief nach vollendetem Lauf zurückerhielt, ärgerte er sich lachend über die etwas unhöflich an den Tag gelegte Wahrheitsscheu des regierenden Konsuls, freute sich aber dagegen der langen Reihe glänzender Namen, die er hinter demselben mit beifälligen Erklärungen fand. Er schrieb nun einen feierlichen Bundestag aus, an welchem sich alle Mitglieder zu einem brüderlichen Liebesmahle im Gasthofe versammeln sollten, um die ersten köstlichen Früchte der Wahrheit zu schmecken. Indessen sey es auch, setzte er hinzu, schon von Dato an jedem Mitgenossen erlaubt, sich aller Gerechtigkeiten und Freiheiten zu bedienen, die ihm als einem Bundesverwandten eigneten und gebührten.

Bei ihm selbst war die Wahrheit schon längst das tägliche Hausbrod, womit er gegen seine zwei Schreiber nicht sparsam umging; und er buk es nicht aus feinem Mehl, sondern gab es ihnen sammt der Kleie zu kosten. Sie ersuchten ihn mehrmals, das Sieb der Höflichkeit zu gebrauchen: er fand es immer nicht nöthig. Als er ihnen besonders jetzt das Circulare zur Reinschrift übergab, verwies er sie darauf, und bedeutete sie, daß er als Haupt des Bundes befugt sey, die Wahrheit in ihrer natürlichsten Gestalt aufzutischen. Die Schreiberlein entgegneten: das stehe ihm nur bei seiner Mitgenossenschaft zu; doch auch

sie würden es sich ohne Widerrede gefallen lassen, wenn man sie in den Verein aufnähme. „Wartet damit," gab er ihnen zur Antwort, „bis Ihr Euch aus dem Stande der Dienstbarkeit zum Range der Herrschaft erhoben habt!" — Sie schwiegen; allein nicht ohne den Vorsatz, dem Herrn Prinzipal gelegentlich eine Tücke zu spielen.

Dieß war nicht das einzige Aergerniß, das ihm sein Wahrheitseifer noch vor dem Bundestage verursachte. Er hatte, um recht v el Mitbrüder zu bekommen, die Uebereilung begangen, auch den Unter-Acciseinnehmer anzuwerben. Dieser ungeschlachte Mensch, der vorher gemeiner Soldat und dann Güterbeschauer gewesen war, fing sogleich an, seine purpurrothe Branntweinsnase höher als gewöhnlich zu tragen. Das nächste Mal, da der Inspektor in die Accisstube kam, blieb der Grobian mit der Sammtmütze auf dem Kopfe wie angepflöckt sitzen, und schnaubte seinem Vorgesetzten (den er vorher immer mit einer höflichen Erhebung vom Stuhle beehrte) einen trotzigen guten Morgen entgegen. Dem Inspektor, der sehr auf seine Würde hielt, war nicht anders, als schüttete man ihm einen Eimer kaltes Wasser über den Kopf, und er fragte mit einem empfindlichen Tone: ob der Herr Einnehmer etwa mit einer gichtischen Lähmung befallen worden sey.

„Nichts weniger!" sagte Dieser. „Ich bin gesund wie ein Hirsch." —

„Das freut mich;" versetzte der Inspektor: „Aber bei meinem Eintritt schienen Sie wirklich die Starrsucht in den Beinen zu haben." —

„Aha! weil ich nicht gleich vom Stuhl aufsprang! Wo steht denn geschrieben, daß das geschehen muß?" —

„Im Gesetzbuche der Höflichkeit;“ antwortete Herr Schnepper.

„Gilt denn das noch?“ fragte der Einnehmer. „Ich denke, die Komplimente sind in unserer Wahrheitskompagnie abgeschafft.“ —

„Ei, warum nicht gar!“ rief der Inspektor. „Nur der Ueberfluß der lästigen, in Heuchelei ausartenden Höflichkeitsbezeugungen zwischen Gleich und Gleich soll gehemmt und eingeschränkt werden. Dagegen leidet das gebührende Verhalten der Subalternen gegen ihre Vorgesetzten keine Abänderung. Sie, mein Herr Untereinnehmer, haben mich also ganz mißverstanden, und es reuet mich sehr, daß ich Sie in den Bund aufgenommen habe.“

„Geschehn ist geschehn!“ sprach der Einnehmer, und sagte nun im Verfolge des Wortwechsels seinem Obern so viel bittere Wahrheiten, daß dieser am Ende die Ohren zuhielt und im höchsten Zorn davon lief. Auf der Gasse bot ihm ein anderer Untergeordneter, ohne nur an den Hut zu greifen, einen deutschen Handschlag. Der Inspektor sah ihm grimmig ins Gesicht und rannte fort, bekam aber den Vorwurf, daß er ein stolzer Mann sey, auf den Weg. „Ach, wenn doch schon der Bundestag da wäre!“ seufzte er für sich: „Dann werden wohl diese groben Bengel von gesitteten Leuten den rechten Ton treffen lernen.“ —

52.

Die Bundeslade.

Das Fest erschien; die Brüderschaft versammelte sich Mittags im Gasthofe und drückte Mann für Mann dem

Stifter des Bundes so bieder und kräftig die Hand, daß er einige Mal vor Schmerz laut aufschrie. Von allen Seiten rief's: Bruder Schnepper, Freund Schnepper, oder gar nur Schnepper schlechtweg. Niemand nannte ihn Herr, niemand Accisinspektor, niemand Sie; alle duzten, erzten und ihrzten ihn. Grausam verschnupfte ihn das; er ward bald bleich, bald roth, hörte endlich auf diese vertraulichen Zurufe nicht mehr, und als man ihn darüber gröblich ausfilzte, gab er zur Antwort: er sey der Anrede mit seinem Amtstitel so gewohnt, daß er beinahe seinen Namen darüber vergessen habe. Plötzlich fuhr ihm die ganze Gesellschaft, wie eine Koppel Hetzhunde, auf den Hals. „Wie? was? Er will auf die Hinterbeine treten?“ rief der Eine. „Habt Ihr die Abstellung des Komplimentirwesens nicht selber in Vorschlag gebracht?“ brüllte der Andere. Kurz, alle stürmten hitzig auf ihn ein, schalten ihn einen stolzen Pfau, und als er sich diese Beleidigung verbat, schrien sie wie aus Einem Munde: „Es ist Wahrheit! Wahrheit! Wahrheit!“ — Er setzte sich rechts und links zur Wehre; aber je mehr er sich erboste, desto unbarmherziger hielt man ihm den Spiegel aller seiner Gebrechen vor. Seiner Frau, die ihm beistehen wollte, ging es nicht besser. Die elendesten Klatschereien, in die sie seit Menschengedenken verwickelt gewesen war, wärmte man auf, musterte ihre altmodische Kleidung, spottete sogar über ihre Zahnlücken, und das alles hieß — freundschaftlicher Spaß.

Als man den bedrängten Ehegatten nichts weiter vorzuwerfen wußte, bekamen sie Ruhe. Die gegen sie vereinigt gewesenen Plagegeister theilten sich nun in kleine Truppchen und zogen sich wechselsweise durch die Hechel.

Wer Jahre lang einen geheimen Groll wider ein Gesellschaftsglied mit sich herumgetragen hatte, ließ ihn ohne Bedenken aus, und berief sich, wenn der Gegner darüber unwillig ward, auf den Freibrief der Wahrheit. Es war ein rechtes Herzensfest für heimtückische Häkler, und schon im ersten halben Stündchen vor dem Essen wurde der Same so viel neuer Feindschaften ausgestreut, als vielleicht ohne den unglücklichen Wahrheitsbund nicht in zwanzig Jahren entstanden wären.

Ungefähr so vergnügt wie ein Soldat, der Spießruthen gelaufen ist und keine weitere Strafe zu befürchten hat, war Herr Schnepper, als man sich zu Tisch setzte. Er hielt sich für überzeugt, daß nun kein neuer Anlaß mehr vorhanden sey, ihm die Schandglocke vor den Ohren zu läuten. Mit dem behaglichen Gefühl dieser Sicherheit sah er frohen Muthes seinen Kompanen zu, wie sie die Pfeile der Wahrheit gegen einander abdrückten und sich alle mögliche Unanständigkeiten erlaubten. Denn wer auch zu gutherzig war, sich auf eine hämische Art in den Krieg Aller gegen Alle zu mischen und seinen Freunden und Bekannten ihre Fehler vorzurechnen, der versündigte sich wenigstens vorsätzlich gegen die gute Lebensart, um das vermeinte Privilegium der Offenherzigkeit und zwanglosen Geradheit nicht unbenutzt zu lassen. „Frau Muhme, Sie haben ein größeres Stück Braten als ich!“ — „Sie greifen aber auch gleich nach dem delikatsten Bissen von der Torte, Frau Gevatterin!“ — „Ei, ei, Herr Vetter, wenn Sie sich so oft einschenken, was bleibt denn uns übrig?“ — „Pfui, Herr Nachbar, Ihr vieles Tabakschnupfen beim Essen ist nicht appetitlich!“ — Solche feine Komplimente flogen in Schaaren über der Tafel herum, und jedes be-

kam eine Antwort von gleichem Schlage. Die meisten wurden von dem schmetternden Gelächter, das ohne Pause den Speisesaal erschütterte, verschlungen. An ein kluges Gespräch war nicht zu denken. Keiner ließ den andern zum Worte kommen. Man überschrie sich, um seinen eigenen Schnack zu Markte zu bringen. Bei allen diesen Unarten und grobkörnigen Späßen (die Wilhelmen, der als Ehrenmitglied gegenwärtig war, fast vom Tische vertrieben) waren unsere Kleinstädter in ihrem Elemente und nahmen auf der Stelle nichts übel.

Indem man sich den Nachtisch wie ungezogene Kinder vor dem Munde wegschnappte und die ausgelassenste Freude durch Jauchzen und Juchheien an den Tag legte, erschienen plötzlich die zwei Schreiber des Accisinspektors, keuchend unter der Last eines Schrankes, den sie getragen brachten. „Potz Hagel!" rief Hauptmann Woldemar: „Da kommt wohl unsere Bundeslade!" — Die ganze Gesellschaft machte einen langen Hals. Der Inspektor erschrack, sprang auf und winkte heftig den Schreibern, sich zu entfernen. Aber sie eilten desto schneller heran und setzten den Schrank vor seiner erblaßten Gattin nieder. „Was soll das?" rief er entrüstet. „Uns hungert;" — sprach der Eine — „die Frau Inspektorin haben, wie gewöhnlich, das Brod hier verschlossen und den Schlüssel zu sich gesteckt: wir wollten also gehorsamst bitten, den Schrank zu öffnen und uns ein Stück mitzutheilen." — Ein tobendes Gelächter brach aus. Der Inspektor ergriff den nächsten Stock, dessen er habhaft werden konnte, und stürzte damit auf seine Brödlinge los. „Gemach, Herr Inspektor!" sagten sie. „Was thaten wir Uebels? Wir sprachen kein erlogenes Wort; und es ist doch wohl am heutigen

Wahrheitsfeste erlaubt, die Wahrheit zu reden?“ — Das Gelächter der Gesellschaft war fürchterlich. „O ihr heillosen Buben!“ rief Schnepper, und machte dabei sehr ernstlich Miene, das dicke spanische Rohr, das ihm in die Hände gefallen war, aus Leibeskräften zu brauchen. Die Schreiber, deren Absicht erreicht war, liefen windschnell davon, und seine grimmigen Lufthiebe hinter ihnen her erreichten sie nicht. Athemlos kam er von dieser Hetze zurück. Der Schrank stand noch da, wie ein Schandpfahl des Geizes seiner Hausehre. Wüthend stieß er ihn um. Das alte Würmergenist zerbrach; zwei schwarze Kommißbrode und eine thönerne Butterbüche rollten heraus. Neue Scham, neues Gelächter! Er stöhnte vor Verzweifelung, knirschte mit den Zähnen, die Augen rollten ihm wild im Kopfe, und mit beiden Händen raufte er sich Haare aus. Man suchte ihn zu beruhigen und nahm ihm Messer und Gabel weg, weil man einen Selbstmord befürchtete.

„Ach! was soll ich anfangen?“ sprach er nach Tische zum Hauptmann. „Ich hab' in ein Wespennest gestochen und bin beschimpft, ewig beschimpft! Dieser unglückliche Tag schmiedet die Nägel zu meinem Sarge!“ —

„Nicht so kleinmüthig, Freund!“ sagte Woldemar. „Lassen Sie über den Bettel Gras wachsen. In acht Tagen ist er vergessen.“ —

„Könnt' ich mich nur unsichtbar machen!“ seufzte Schnepper. „Wo ich geh' und stehe, wird man mich anfallen. Der vermaledeite Bund läßt sich nicht sogleich wieder vernichten. Er gleicht der Hydra, deren abgeschlagene Köpfe immer durch neue ersetzt wurden.“ —

„Ein schlimmer Umstand!“ sprach der Kapitain. „Aber sagt' ich's Ihnen nicht voraus? Nun hörten Sie doch die

Kanone der Wahrheit donnern! — Es war kein glücklicher Einfall, den Sie hatten, mein Freund! Ein Weiser des Alterthums sprach: wenn er auch alle Wahrheit in seiner verschlossenen Hand hielte, so würde er sie doch nicht öffnen. — Ferner steht in der Bibel: ein Narr schüttet seinen Geist gar aus. — Und ein Sprichwort sagt: Wahrheit reden lautet wohl, aber freundet übel. — Beweisstellen genug für meinen Grundsatz: daß wir schwachen Menschenkinder, die wir alle mehr oder weniger Fehler haben, sanft und schonend miteinander umgehen müssen. Auch die Höflichkeitsbezeugungen, die Sie, mein Freund, abschaffen wollten, sind nicht zu entbehren. Man thut freilich oft darin zu viel: aber die feine Lebensart ist ein goldener Zaum, der die Menschen abhält, sich einander unerträglich zu machen." —

Der betrübte Inspektor hörte dieser Predigt sehr andächtig zu und entwich dann mit seiner Gattin heimlich aus der Gesellschaft. Zu Hause war sein erstes Geschäft, die hungrigen Schreiber mit Ohrfeigen zu speisen und ihnen den Stuhl vor die Thüre zu setzen.

Als die übrigen Mitglieder den Tummel des Festes ausgeschlafen hatten, fühlten sie erst die Herzensstiche, die ihnen am vorigen Tage beigebracht worden waren. In allen Häusern wiederholte man die Schmähungen, die der Herr Gevatter und die Frau Gevatterin, der Herr Vetter und die Frau Base ausgestoßen hatten, und verwünschte den Urheber dieses babylonischen Wirrwarrs. Ein Wahrheitsbündner nach dem andern lief in sein Haus, um ihm recht tüchtig den Kopf zu waschen: allein er kroch ins Bett, ließ sich krank ansagen, und gab niemanden Audienz. Nun erhielt er einige Dutzend mit Grobheiten angefüllte Hand-

briefchen, worin er dringend aufgefordert wurde, die zerstörte Ordnung wieder herzustellen. In der Angst seines Herzens ließ er ein neues Circulare herumlaufen. „Man habe bemerkt,“ schrieb er darin, „daß die gute Stadt Rockenwitz zum weisen Gebrauch der Wahrheit noch nicht reif sey: deßhalb werde hiermit der wohlmeynende Vorschlag gethan, den geschlossenen Bund wieder aufzulösen und sich ganz nach der alten Weise gegen einander zu betragen.“ — Diesen Kreisbrief unterschrieben die meisten Bundesglieder mit Beifall und Freude; nur der Untereinnehmer und einige andere seines Gelichters, denen der Freischein der Unhöflichkeit gar zu viel Vergnügen gemacht hatte, gingen schwer daran. Seit dieser Zeit spielten sich zwar die Herren und Damen in Rockenwitz nicht mehr so übel mit als am Bundestage; doch die Spur dieser Posse ließ sich nicht ganz verwischen, und dickbesagtes Städtlein zeichnet sich noch bis auf den heutigen Tag durch die Derbheit seines gesellschaftlichen Tones vor allen andern Landstädten aus.

53.

Der Armsessel.

Schon über einen Monat lebte Wilhelm im Hause des Herrn Peter Mohn, und Woldemars Exil dauerte immer noch fort; denn Emiliens Vater hoffte von einem Tage zum andern, das Schicksal werde den Ritter der Wahrheit bekehren und ihn gleichsam bei den Haaren ins Brautbett ziehen. Dieser war unmuthig, daß es ihm nicht glücken wollte, die Liebenden, die seine Dazwischenkunft ge-

trennt hatte, wieder zu vereinigen; aber noch mehr bekümmerte ihn, daß er aus Hühnenthal keine Zeile bekam, weder von seiner Mutter noch von Luisen.

Antonio schrieb ihm indessen oft, und unter andern auch dieß: „Der kassirte Lieutenant Schierling (der nur vier Wochen Festungsgefangener gewesen ist und dann aus Fürspruch seines Vaters die Freiheit wieder erhalten hat) kam vor einigen Tagen in mein Haus, fragte sehr dringend nach Ihnen, und verlangte mit stürmischer Heftigkeit, daß ich ihm den Ort Ihres gegenwärtigen Aufenthalts entdecken sollte. Da ich das nicht für nöthig fand, so verließ er mich mit der Großsprecherei: er werde Sie zu finden wissen, wenn er Sie auch durch ganz Europa verfolgen müßte.“ —

Wilhelm vergaß das, sobald er's gelesen hatte. Ihn beunruhigte jetzt blos das Ausbleiben der Briefe aus Hühnenthal, bei dem ihm nichts Gutes ahnte. Er beschloß, Woldemars Wiedereinsetzung in seinen vorigen Stand auf eine oder die andere Art schnell zu erzwingen, und dann — Trotz dem Verbote seines Vaters, ihm nicht vor die Augen zu kommen — unverzüglich in sein Geburtsdorf zu reisen, um zu sehen, was dort vorgehe. Zur Ausführung dieses Entwurfs erbat er sich von Antonio einen guten Rath, wie er dem abergläubigen Bürgermeister auf dem kürzesten Wege beikommen könne. Acht Tage darauf erhielt er durch einen Frachtfuhrmann, der aus der Hauptstadt kam, einen schönen, großen, sorgfältig eingepackten Armstuhl, — eine Relique aus Antonio's Gauklerleben — nebst einer ausführlichen Anweisung zum Gebrauch dieser Maschine.

Zufälliger Weise hatte sich Herr Mohn, der die Be-

quemlichkeit liebte, schon längst einen recht wohlthätigen Sessel mit stählernen Springfedern gewünscht, und mehrmals beklagt, daß dergleichen angenehmer Hausrath in Rockenwitz nicht zu haben sey. Dieser Umstand ersparte Wilhelmen alle Schlauheiten, die er sonst hätte anwenden müssen, um das Gauklergeräth an den rechten Mann zu bringen. „Der Herr Bürgermeister," sprach er, „äußerten neulich den Wunsch, einen bequemen Armstuhl zu besitzen. Ich nehme mir die Freiheit, Ihnen einen anzubieten, den ich ausdrücklich für Sie verschrieb. Haben Sie die Güte, ihn als ein freundschaftliches Andenken nicht zu verschmähen."

Doppelt freute den Bürgermeister diese Darbietung. Der Stuhl war an sich selbst aller Ehren werth, und nahm sich, mit rothem Sammt bekleidet, im Zimmer des Oberkonsuls von Rockenwitz vortrefflich aus. Hauptsächlich aber war ihm diese Schenkung darum willkommen, weil er sie für ein sicheres Unterpfand hielt, daß es dem bisher unthätigen Schicksal nun endlich Ernst werde, Wilhelms Herz zu lenken und das so lange verschobene Geschäft der Ehestiftung zu beginnen.

Der Consul wiegte sich einige Tage mit froher Behaglichkeit auf dem elastischen Sessel; Wilhelm war jedoch nicht gemeynt, ihm den ruhigen Genuß dieses Vergnügens lange zu gönnen. Nur Emiliens beständige Gegenwart hinderte ihn, die angelegte Mine sprengen zu lassen. Die gute Tochter (der die Führung des Hauswesens allein oblag, weil ihre Mutter todt war) begab sich Abends nicht eher zur Ruhe, bis es der Vater that, um immer bei der Hand zu seyn, wenn er etwas bedürfte. Doch eines Tages bestand er selbst darauf, daß sie früher zu Bett gehen mußte; denn Wilhelm hatte ihm die Erzäh-

lung einiger Geistergeschichten versprochen und dabei gesagt: er wage sich mit dieser Unterhaltung nicht heraus, wenn Emilie Zuhörerin sey, weil er Unglauben und Spott von ihr befürchte.

Sobald sie das Zimmer verlassen hatte, setzte sich der Herr Bürgermeister in seinem weichen Stuhle recht fest und Wilhelm fing an, eine schauderhafte Spukgeschichte vorzutragen. Er machte mitunter eine kleine Pause, und ahmte während dieser Stille auf eine täuschende Art das Hämmern des Holzwurms nach, dessen Pochen in der Wand abergläubigen Leuten Herzklopfen verursacht. Herr Mohn horchte, ward unruhig, horchte wieder und fragte bänglich und leise: „Hören Sie nichts?“ — Wilhelm sagte Nein und hämmerte fort. „Hören Sie nicht die Todtenuhr schlagen?“ — Der Uhrmacher antwortete: er vernehme nichts als das Picken und Ticken des Wandschmids, der von den Naturforschern Termes pulsatorius genannt werde.

„Mir schlägt auch wirklich der Puls sehr heftig;“ versetzte der Bürgermeister. „Aber die gelehrten Freigeister mögen dieses Geräusch nennen, wie sie wollen, ich weiß, daß es die Todtenuhr ist, die einen nahen Sterbefall in diesem Hause verkündigt.“ —

Wilhelm zuckte die Achseln, fuhr in seiner Erzählung fort und bediente sich bald darauf der Bauchsprache, um wie eine Eule zu schreien. Herr Mohn schrack zusammen und faltete die Hände. „Gott sey uns gnädig!“ sprach er: „Da meldet sich der zweite Bote des Todes!“ —

So war er vorbereitet, wie ihn Wilhelm wünschte. Es kam nun darauf an, ihn eine halbe Minute lang von seinem rothsammtenen Throne hinwegzubringen. Das

war nichts Leichtes, weil ihn die Furcht so eingenommen hatte, daß er sich weder rechts noch links umsah. Um ihm den nöthigen Muth einzuflößen, erzählte Wilhelm verschiedene Histörchen, die sich wie ein Geisterspuk angelassen, aber in der Folge natürlich entwickelt und lustig geendigt hatten. Der andächtige Zuhörer hielt sie freilich für echte, wahre Gespenstergeschichten: seine Bangigkeit minderte sich aber doch so weit, daß er dem arglistigen Vorschlage, eine Pfeife Tabak zu rauchen, Gehör gab. Viel war damit nicht gewonnen, weil er keine Lust bezeigte, vom Stuhl aufzustehn und sein Tabaksgeräth zu holen, wie er, nach Wilhelms Absicht, thun sollte. Er nahm sich gegen seinen Gesellschafter die Freiheit heraus, ihm die Herbeischaffung der erforderlichen Bedürfnisse aufzutragen. Allein damit gewann auch er nicht viel: denn Wilhelm hatte sich auf diesen Fall vorgesehn, und des Bürgermeisters Leibpfeife von ihrem gewöhnlichen Platze weggenommen und an einen andern gelegt, um sagen zu können, sie finde sich nicht.

Nun mußte der Consul Herz fassen, sich selbst zu erheben. Er that es mit Zittern, nahm zwei Lichter in die Hand und suchte da und dort. Sobald er den Rücken wandte, traf Wilhelm schnell und unbemerkt eine gewisse Vorrichtung am Stuhle. Der Bürgermeister fand indessen seine Pfeife, stopfte sie und setzte sich wieder. Urplötzlich geschah ein Knall wie ein Pistolenschuß; ein Todtengerippe sprang hinter ihm aus dem Stuhle empor, umklammerte ihn mit dürren Armen, und dumpf wie aus einem Grabe schallten die Worte:

„Deine Stunde wird schlagen
In drei Mal drei Tagen,
Wenn Woldemar und dein Kind
Indeß nicht Verlobte sind!“ —

Der Bauchredner, der dieß sprach, saß mit den gleichgültigsten Mienen wie blind und taub, bis der halb entseelte Consul die Hände flehentlich nach ihm ausstreckte, und, unvermögend, ein deutliches Wort zu sprechen, jämmerlich ächzte und stöhnte. Wilhelm sprang auf, eilte fragend, was ihm fehle, zu ihm hin, drückte auf eine geheime Feder, und das Skelett rasselte wieder in den Stuhl hinein.

Der Bürgermeister hatte keinen Gedanken daran, daß er durch ein mechanisches Kunstwerk erschreckt worden war. Er versicherte, als er der Sprache wieder mächtig wurde, der Tod sey ihm leibhaftig erschienen. Daß Wilhelm nichts davon gesehen und gehört haben wollte, fiel ihm nicht auf; er fand es vielmehr ganz in der Ordnung, und führte eine Menge Beispiele von Erscheinungen an, die nur den Personen, denen sie gegolten, merkbar gewesen wären. Von dem Zuruf wußte er, seines Entsetzens ungeachtet, doch so viel, daß der souveräne König des Schreckens geboten hatte, Woldemarn und Emilien ohne Verzug mit einander zu verbinden.

Wilhelm mußte die Nacht über bei ihm bleiben, und sobald es Tag ward, Woldemarn herbeirufen. Welche Ueberraschung für Emilien, als sie den Geliebten im Zimmer ihres Vaters fand! Dieser erwähnte nichts davon, daß ihm Freund Hain durch den Sinn gefahren war; er gab vor, ein angenehmer, prophetischer Traum, daß Woldemar und Emilie ein sehr glückliches Paar werden würden,

habe seine bisherige Abneigung gegen ihr Bündniß gehoben. Sie umarmten ihn, küßten ihm die Hände. Er bestimmte einen der nächsten Tage zur Verlobung. Sie ward fröhlich gefeiert.

54.

Sieg der Kabale.

Wilhelms Geschäft in Rockenwitz war nun abgethan, und er bereitete sich schon zur Abreise, als ihm Antonio durch einen reitenden Boten folgenden Brief mittheilte, den er aus Hühnenthal erhalten hatte:

Wigand an Antonio.

Ich weiß, daß Sie, mein wackerer Freund, an mir und meinen Schicksalen aufrichtig Theil nehmen; und es gewährt mir jetzt, da ich wie Hiob leide, ein wehmüthiges Vergnügen, mein Herz in Ihren Busen auszuschütten.

Es ist Ihnen bekannt, daß mir das Liebesverständniß des jungen Franks mit meiner Tochter schon vor einigen Monaten vielen Verdruß machte. Sein Vater und der Pfarrer verklagten mich bei dem Superintendenten; dieser vernahm mich darüber und erstattete Bericht an's Consistorium. Meine arme, kränkelnde Frau zog sich diese Verfolgungen zu Gemüthe, ward bettlägerig und gestern — begrub ich sie. Ich kam fast von Sinnen, als die treue Gefährtin meines Lebens die Augen schloß; aber der Gedanke, daß sie ausgelitten hat, und aller Erden-

noth, die mir noch bevorsteht, entgangen ist, tröstet mich nun über ihren Tod, der ein Glück für sie war. Ihre Gebeine ruhen an dem Orte, wo sie geboren ward. Gottes Friede schwebe sanft um die Asche des guten Weibes! —

Ich habe mich eine halbe Stunde lang ausgeweint und greife nun wieder zur Feder, um Ihnen den Fortgang der gegen mich angelegten Kabale zu melden.

Das Consistorium schien aus dem Berichte des Superintendenten wahrgenommen zu haben, daß man mir hämisch auf den Dienst lauere, und war so gerecht, nichts weiter darauf zu verfügen, als daß die wider mich angebrachten und zur Zeit noch unerwiesenen Beschwerden mehr in's Licht gesetzt werden sollten: wenn dieß aber nicht durch Zeugen oder andere rechtliche Mittel geschehen könnte, so sey die Untersuchung einzustellen, und mir blos für die Zukunft die genaueste Beobachtung meiner Dienstpflicht einzuschärfen. — Den Inhalt dieser Verordnung entdeckte mir ein Freund, der ein kleines Aemtchen beim Consistorio bekleidet. Ich freute mich der Nachricht, weil mich mein Bewußtseyn überzeugte, daß man mir durchaus keine straffälligen Vergehungen beweisen könne.

Aber meine Feinde gaben das Spiel ihrer Ränke noch nicht verloren. Sie bemühten sich, falsche Zeugen zu dingen. Der Pfarrer war so boshaft und läppisch zugleich, daß er meine Schulkinder dazu mißbrauchen wollte. Er ließ die Knaben — wie sie mir nachher selbst erzählten — zu sich kommen, theilte Pfeffernüßchen unter ihnen aus, knipp sie schmeichelnd

in die Backen und ermahnte sie liebevoll, alles zu beichten, was sie gegen mich auf dem Herzen hätten. Da waren denn einige Rangen aufgetreten und hatten sich über harte Züchtigungen beklagt. Der Pfarrer schreibt ihre Aussagen sehr emsig nieder. Er fragt: ob ich sie blutrünstig geschlagen? ob die Spuren der empfangenen Schläge vielleicht noch auf ihren Körpern zu sehen wären? Er will sogar ihren Kammerdiener machen und sie entkleiden; sie sagen ihm aber, er möge sich nicht bemühen, weil die Sache schon so lange her sey und die Blutmahle wieder verschwunden wären. Ihre Eltern hätten sie gesehen und würden es bezeugen.

Das ließ sich der Pfarrer nicht umsonst gesagt seyn. Er lud die Väter dieser Buben (die ich wirklich einige Mal wegen grober Unarten glimpflich gestraft hatte) zu sich ein und forderte von ihnen ein schriftliches Zeugniß, daß ich ihre Kinder unbarmherzig gemißhandelt habe. Zwei dieser Väter sind liederliche Trunkenbolde, die für ein Glas Branntwein im Stande wären, ihrem freundschaftlichsten Nachbar einen rothen Hahn auf's Haus zu setzen. Warum hätten sie sich also bedenken sollen, für eine ganze Flasche ihres Lieblingsgetränks, womit sie der Pastor traktirte, alles zu bejahen und zu unterschreiben, was er von ihnen verlangte? Drei oder vier andere Väter hingegen schlugen den angebotenen Fusel aus und erklärten ehrlich und brav: sie hätten gegen mich gar keine Klage, sondern dankten es mir vielmehr, daß ich ihre wilden Jungen in gebührender Zucht halte. Sie wüßten sich auch nie zu erinnern, daß

ich bei meinen Schulstrafen die Gränzen vernünftiger Mäßigung überschritten habe.

Einer dieser redlichen Männer vertraute mir, was bei dem Dejeuner im Pfarrhause vorgefallen war. Mein Blut wallte auf; ich setzte den Pfarrer zur Rede und sagte ihm freimüthig in's Angesicht, er grabe mir eine Grube. Er wollte das läugnen. O, ich kenne Sie! sprach ich: Sie gehören zu der Klasse von Menschen, die vor Höhern im Staube kriechen, und sich für diese Demüthigung dadurch entschädigen, daß sie den Niedern in den Staub treten! — Ich warf ihm vor, daß er nach der Pfeife des Gerichtsherrn tanze und mich um mein Brod zu bringen suche, um eine Mahlzeit im Schlosse zu gewinnen. Kurz, ich zergliederte seinen ganzen Charakter und hielt ihm den Leichnam stückweise vor. Er richtete die Augen gen Himmel, schlug an seine Brust und sagte: was er gegen mich unternommen habe, sey blos auf Antrieb seiner Pflicht und seines Gewissens geschehen. — Pfui! rief ich: Sie sind ein nichtswürdiger Heuchler! — Jetzt verlor er seine heimtückische Fassung und zeigte sich in seiner wahren Dämonengestalt. Wie? was? schrie er mit verzerrten Gesichtszügen auf: Einen Heuchler schilt Er mich? Das soll Ihm theuer zu stehen kommen! — Ich entfernte mich schnell, um mich nicht an ihm zu vergreifen.

Indessen war auch der Gutsherr nicht unthätig gewesen. Er hatte dem alten Zungendrescher, den ich den Feuergabelträger des Teufels zu nennen pflege, den Auftrag ertheilt, die erforderlichen Beweise meiner Uebelthaten herbeizuschaffen. Der schändliche Kerl lief

nun im Dorfe herum und suchte die Bauern zu bereden, daß sie eine mit Lügen angefüllte Schmähschrift, die er gegen mich aufgesetzt hatte, unterschreiben und alsdann gerichtlich beschwören sollten. Ich bekam Wind davon, und ließ mir im Gespräch mit einem ehrlichen Nachbar (der vormals mein Kriegskamerad war) den Wunsch merken, daß ich den Aufwiegler irgendwo auf der That ertappen möchte. Kurz darauf kam die Frau dieses Nachbars gelaufen und sagte mir: Der Advokat sey jetzt in ihrem Hause und ich könne in einem Kämmerchen neben ihrer Wohnstube jedes Wort hören, das er mit ihrem Manne spreche. Mit sechs Sprüngen war ich dort und erniedrigte mich das erste Mal in meinem Leben zum Horchen. Der Rabulist bot alle seine Beredtsamkeit auf, meinen Nachbar zur Ablegung eines falschen Zeugnisses zu beschwatzen, und sagte so viel unwahre und ehrenrührige Dinge von mir, daß ich mich nicht enthalten konnte, wie ein Sturmwind aus der Kammer hervorzubrechen. Elender Verläumder! — rief ich — hätt' ich dich in meinen vier Pfählen, du solltest meine schwere Hand fühlen! — Machen Sie keine Umstände! sagte mein Nachbar lächelnd: Thun Sie ganz, als ob Sie zu Hause wären! — Dieser Scherz hatte mich schon wieder etwas abgekühlt, als der Schurke trotzig den Hut aufsetzte, die Arme in die Seiten stemmte und mir mit den Worten: Untersteh' Er sich, mich anzurühren! — nah' auf den Leib trat. Schwapp! hatte er ein paar Ohrfeigen. Ich prügelte ihn, da wir nun einmal mit einander auf diesem Fuße standen, vollends aus dem

Hause und warf seine Lügenschrift, die ich in kleine Stücke zerriß, hinter ihm her. Er lief, als ob ihm der Kopf brennte, aufs Schloß. Mein Nachbar ward in die Gerichtsstube gefordert und über die Art und Weise, wie ich den Zungendrescher gedroschen hatte, vernommen. Der Schuft hat nachher einem Vertrauten bekannt: er habe mich mit Willen gereizt, Hand an ihn zu legen, und daß ich's gethan habe, sey ihm lieber als fünfzig Thaler.

Es versteht sich, daß ein Eilbote sobald als möglich an den Superintendenten abgeschickt wurde. Er ließ mich vorladen und verhörte mich sehr scharf, sowohl über den Thathandel mit dem Advokaten, als auch über den Wortstreit mit dem Pfarrer. Ich läugnete keine Sylbe, keinen Schlag. Der Superintendent befahl, mich aller Amtsverrichtungen zu enthalten, bis die Sache völlig entschieden sey. Eine Woche nachher ward ich auf Konsistorialbefehl meines Dienstes entsetzt und bedeutet, innerhalb acht Tagen das Dorf zu räumen.

Ich hatte bisher meiner kranken Frau alle neuere Verdrießlichkeiten, die mich betrafen, verschwiegen und mich selbst krank gestellt, um ihr die vorläufige Untersagung meiner Dienstgeschäfte nicht merken zu lassen: aber den Hauptsieg meiner Feinde mußte ich ihr nothwendig entdecken. Ich that es mit der möglichsten Vorsicht; doch ihre geschwächte Natur konnte diesen harten Schlag nicht aushalten: ein jäher Tod überfiel sie in meinen Armen. —

Luise ist untröstlich, und kann sich um so weniger fassen, da sie von dem jungen Manne, um dessen

willen wir so unglücklich sind, vergessen zu seyn scheint. Wir haben seit sechs oder acht Wochen auf keinen unserer Briefe eine Antwort von ihm erhalten. Sagen Sie ihm unser Lebewohl. Wir wandern an einem der nächsten Tage von hier fort, wissen aber in diesem Augenblicke noch nicht wohin. Sobald wir festen Fuß gefaßt haben, melde ich es Ihnen. Ich hoffe, daß Ihre Freundschaft uns arme Pilger begleiten wird.

55.

Die Ueberraschung.

Dieser Brief erschütterte Wilhelmen so heftig, daß er laut aufschrie und mit dem Kopfe gegen die Wand lief. Woldemar, der gerade im Hause und in der Nähe war, hörte ihn schreien und eilte in sein Zimmer. Wilhelm stürzte ihm entgegen: „Um Gottes Willen, schaffen Sie mir Pferde! Ich muß fort — fort — auf der Stelle fort!“ —

Woldemar beschwor ihn, sich zu beruhigen und ihm die Ursache seiner Verzweiflung zu entdecken. „Da lesen Sie!“ sprach Wilhelm und machte sich reisefertig, indem sein Freund den Brief mit flüchtigen Augen durchsah. Das Couvert lag auf dem Fußboden. Woldemar hob es auf und zog ein Blättchen von Antonio's Hand heraus, das Wilhelm in der Bestürzung nicht bemerkt hatte. Es enthielt die Worte:

Ich übersende Ihnen hierbei einen Brief voll trauriger Nachrichten. Lassen Sie sich aber dadurch nicht

zu sehr niederschlagen; es kann noch alles einen bessern Ausgang gewinnen, als es bis jetzt das Ansehen hat. Ich habe in derselben Stunde, in der ich den Brief des armen Wigands erhielt, eine Staffette an ihn abgefertigt, und ihn dringend gebeten, geraden Weges hierher zu kommen und mein Haus und Hab' und Gut als das seinige anzusehen. Allem Vermuthen nach ist er schon von Hühnenthal weg; doch wahrscheinlich weiß mein Schwiegervater, in welche Gegend er sich gewandt hat, und wird ihm den Brief nachschicken. Sollten alle diese Anstalten, die ich in der größten Eil' traf, ihren Zweck verfehlen, so müssen wir warten, bis Wigand mir Nachricht gibt, wo er sich aufhält. Ich werde dann keinen Augenblick säumen, ihn aus allen Kräften zu unterstützen. Ein mir unerklärliches Etwas fesselt mein Gemüth an diesen Mann und macht mir ihn so lieb und werth, daß ich ihm mein Leben aufopfern wollte. —

Woldemar las Wilhelmen, der noch mit dem Ankleiden beschäftigt war, diese Zeilen vor, und gab ihm den Rath, die Wirkung von Antonio's Anstalten in Rockenwitz abzuwarten, weil sich doch für Wiganden nichts thun lasse, bis man wisse, wo er sey. „Freund, was muthen Sie mir zu?“ antwortete Wilhelm: „Ich soll hier bleiben? Soll ruhig essen, trinken und schlafen, indessen das Mädchen, das ich mehr als alles in der Welt liebe, mit seinem unglücklichen — durch mich unglücklich gewordenen Vater, trostlos herumirrt? — Ha! was wär' ich für ein erbärmlicher Mensch, wenn ich das könnte! Ich würde mich selbst verachten, ewig verachten! — Nein, kein Schlaf komm'

in meine Augen, bis ich die armen, ins Elend verwiesenen Leute gefunden habe. — Leben Sie wohl, lieber Woldemar! Ich kann mich keinen Augenblick länger aufhalten. Die Erde brennt unter mir. Erzeigen Sie mir die einzige Freundschaft, lassen Sie mich in der Stille davon reisen. Ich kann mit Abschiednehmen keine Zeit verlieren. Grüßen Sie Emilien, grüßen Sie Ihren Schwiegervater, und danken Sie beiden in meinem Namen für die gute, freundschaftliche Aufnahme, die ich in diesem Hause fand. Ich werd' es nächstens auch schriftlich thun. Meine Bücher und Kleider bleiben indessen hier. Ich werfe mich, wie ich geh' und stehe, in einen leichten Courierwagen. Leben Sie wohl, Freund! leben Sie wohl! Wir werden uns wiedersehen." —

Woldemar umarmte ihn mit Rührung und begleitete ihn nach dem Posthause.

„Sie kommen wie gerufen, Herr Frank!" sagte der Postmeister. „In diesem Augenblicke überbrachte eine Staffette diesen Brief an Sie." —

Wilhelm erbrach ihn schnell. Er war von seiner Mutter und bestand blos aus diesen wenigen Zeilen:

Mein lieber Sohn!

Dein Vater und ich wünschen wegen eines wichtigen Vorfalls Dich hier zu sehen. Reise, wenn es möglich ist, noch in dieser Stunde von Rockenwitz ab und versprich Dir bei uns einen freundlichen Empfang. Ich bin mit herzlicher Liebe ꝛc.

Höchst unerwartet war ihm dieser Ruf. Die Spannung, in der er sich mit seinen Eltern befand, und die gerade jetzt stärker als jemals war, machte ihn gegen den

liebreichen Ton der Einladung etwas mißtrauisch, und er hätte sie schwerlich sogleich befolgt, wenn es ihm nicht wahrscheinlich gewesen wäre, daß die Straße über Hühnenthal der rechte und der nächste Weg sey, Luisen zu finden. Er schlug ihn also schnurstracks ein, fuhr ohne Ruhe und Rast, und machte die Postknechte durch Freigebigkeit so thätig, daß er schon in der Abenddämmerung des folgenden Tages das väterliche Schloß erreichte.

Er eilte, von Niemanden bemerkt, die Treppe hinauf. Ein Bedienter, den er oben traf, öffnete ihm, als er nach seiner Mutter fragte, die Thür des Wohnzimmers. Er trat hinein und stand einen Augenblick auf der Schwelle ganz unbeweglich vor Staunen; denn er glaubte Geister zu sehen. Wigand und Luise saßen vor einem Bette, in welchem sein Vater mit bleichem Gesicht und verbundenem Kopfe lag. Sie sprangen mit einem Freudengeschrei auf. Der Vater reichte ihm die Hand entgegen. Die Mutter drückte ihn mit Thränen an ihr Herz, führte ihn zu Luisen und sprach mit einem rührenden Tone: „Umarme das edle Mädchen!“ — Er küßte Luisen in einer trunkenen, sprachlosen Betäubung, flog dann hin an's Bett seines Vaters und stammelte: „Bist Du krank?“ — Der Vater nickte sanft mit dem Kopfe. „Nöthige den armen Vater nicht zum Sprechen!“ sagte die Mutter: „Der Arzt hat es ihm untersagt. Du sollst alles, was Dich hier befremdet, aus meinem Munde erfahren, sobald Du Dich vom Schwindel der Ueberraschung ein wenig erholt hast.“ —

Nach einigen Minuten, die unter neuen Umarmungen verflogen, fing die Mutter ihre Erzählung an; der Fluß ihrer Worte ward aber von Wilhelms Fragen und andern Zwischenreden so oft gehemmt, daß es vielleicht angeneh-

mer seyn wird, die Geschichte des Vorfalls, der die wunderbare Zusammenkunft der Liebenden bewirkte, ohne Unterbrechung zu lesen.

56.

Die edeln Freunde.

Herr von Schierling, der verabschiedete Lieutenant, war gegen Wilhelmen äußerst aufgebracht, und wirklich nicht ohne Grund: denn hätte sich der junge Mensch im Gasthause geduldig necken und foppen lassen, wie seine verdammte Schuldigkeit war, oder hätte er wenigstens die von ihm mit der Spitze des Degens auf seiner Brust höflich erbetene Ehrenerklärung in Unterthänigkeit ausgestellt, so wäre der Herr Lieutenant nicht aus der Stube geworfen, nicht kassirt, nicht auf die Festung gebracht worden. Man kann es ihm also gar nicht verdenken, daß er, nach seiner Befreiung aus der Gefangenschaft, den heillosen Buben in Antonio's Hause aufsuchte, um an ihm Rache zu nehmen, oder sich noch einmal von ihm über die Schwelle stoßen zu lassen.

Da er ihn nicht fand und er auch von dem verstockten Buchhändler den Aufenthalt seines Feindes nicht erfahren konnte, bestieg er einige Zeit nachher seinen Gaul, ritt nach Hühnenthal, ließ sich bei Wilhelms Vater anmelden und fragte ohne weitere Vorrede, mit kurzen und rauhen Worten: ob sein Sohn hier sey.

Herr Frank sah ihn wegen seines unhöflichen Betragens mit großen Augen an und antwortete Nein.

„Nun, so sagen Sie mir geschwind, wo ich ihn finde!" polterte Schierling.

„Soll ich meines Sohnes Hüter seyn?" — versetzte Herr Frank. „Und überdieß begreif' ich nicht, was Sie mit ihm noch auszumachen haben, da Ihre Streitsache, so viel ich weiß, völlig abgethan ist." —

„Sie irren sich sehr, wenn Sie das glauben!" fuhr der Lieutenant auf. „Der junge Herr muß noch erst recht tüchtig dafür die Ruthe bekommen!" —

„Von Ihnen doch nicht?" — sprach Wilhelms Vater und lächelte sehr unangenehm.

„Spotten Sie nicht, mein Herr!" sagte der Edelmann drohend.

„Betragen Sie sich anders," erwiederte Jener, „so hab' ich keinen Anlaß, über Sie zu lachen. Ich bin in mancher Rücksicht mit meinem Sohn unzufrieden und habe seine Händel mit Ihnen gar nicht gebilligt: wenn Sie sich aber gegen ihn so aufführten, wie gegen mich, so muß ich gestehen, daß er ganz recht that, Sie zur Thür hinauszuwerfen; und machen Sie mir des Lärms hier zu viel, so bin auch ich, meines Alters ungeachtet, gar nicht abgeneigt, einen Tanz mit Ihnen zu versuchen." —

„Ja, ja," sprach Herr von Schierling, ohne sich auf das letztere Anerbieten einzulassen, „ich konnt' es wohl denken, daß Sie Ihren lieben Sohn in Schutz nehmen würden, und es ist auch in gewisser Betrachtung sehr billig: denn er lernte ja seine feinen Sitten von Ihnen." —

„Er lernte von mir, sich von keinem Uebermüthler und Großsprecher unter die Bank stecken zu lassen. Hätten Sie von Ihrem gnädigen Herrn Papa — dem alten Hundenarren, der sich seiner schmutzigen Kläffer wegen

zum Denuncianten erniedrigt — hätten Sie von Dem nichts Schlimmers gelernt, so wär' Ihnen wohl nicht eingefallen, den Banditen zu spielen und meinem unbewaffneten Sohn Ihren Degen auf die Brust zu setzen.“ —

„Alle Teufel!“ schrie der Lieutenant und machte eine Bewegung, als ob er ausschlagen wollte.

„Lassen Sie Ihre Teufel zu Hause!“ sagte Herr Frank. „Ich hab' ein Paar Bedienten in der Nähe, die sich vor der ganzen Hölle nicht fürchten.“ — Mit diesen Worten zog er zweimal heftig die Klingel; ein Jäger und ein Bedienter erschienen. „Begleitet diesen Herrn,“ sprach er, „vors Schloßthor hinaus und lasset ihn nie wieder vor mich!“

Herr von Schierling rief nochmals mit verstärkter Stimme alle Teufel herbei; doch kein einziger Bockfüßler kam ihm zu Hülfe. Dagegen machten die beiden handfesten Bedienten die Stubenthür angelweit auf und winkten ihm, hinauszuspazieren. „Gut, mein Herr,“ sprach er abgehend. „Ich befreie Sie jetzt von der Angst meiner Gegenwart; denn vor diesen Zeugen Ihrer Feigheit hab' ich nichts mit Ihnen zu verhandeln. Aber verlassen Sie sich darauf, ich komme wieder!“ —

„Sie werden meine Bedienten immer zu Hause finden!“ rief ihm Herr Frank unter der Thür nach und schlug sie lachend zu.

Schäumend vor Wuth lief Herr von Schierling spornstreichs nach dem Schulhause, um seinen Grimm an Luisen auszulassen; allein er fand die Thür verschlossen, und sie ward auch auf sein stürmisches Anklopfen nicht geöffnet. Wigand und seine Tochter, die in der Frühe des folgenden Tages das Dorf verlassen wollten, waren ausgegangen, um von ihren Freunden Abschied zu nehmen.

Herr von Schierling, der diesen Tag nicht ganz unthätig hinbringen wollte, ritt zu einem seiner Freunde, der in der Nähe ein Landgütchen besaß. Er war ein sittenloser, ausschweifender und dabei arglistiger Mensch, wußte sich aber so geschickt zu verstellen, daß er in der Gegend umher ziemlich beliebt und auch im Frank'schen Hause immer willkommen war. Schierling erzählte ihm den Auftritt, den er dort gehabt hatte, und erbat sich Rath und Beistand.

Herr von Spitzkopf — so hieß sein edler Freund — zuckte die Achseln. „Brüderchen," sprach er, „verschone mich mit der Aufforderung, wider den Isegrimm in Hühnenthal frei und offen zu Felde zu ziehen. Das schlag' ich Dir rund ab. Nicht aus Freundschaft gegen ihn — bewahre der Himmel! Er ist ein unerträglicher Hans Tapps, der einem die unangenehmsten Dinge, die er Wahrheiten nennt und die es wohl auch bisweilen sind, unter die Nase reibt: aber so grob er ist, so fein sind seine Speisen und Weine, und blos denen zu Liebe mag ich's mit ihm nicht verderben. Da man überdieß schon daran gewöhnt ist, daß er keine Lebensart hat, so macht man sich aus seinen sogenannten Wahrheiten so wenig, als aus dem Gesumse einer Brummfliege. Ich lasse, wenn ich zu ihm schmausen gehe, die Ohren zu Hause, und nehme nur den Magen mit; der ist taub.

„Unglücklicher Weise hatt' ich meine Ohren bei mir, als er mir heute die Wahrheit geigte!" versetzte Herr von Schierling. „Aber ich will ihm dafür den Fidelbogen um den Kopf schlagen!" — Es wär' auf der Stelle geschehen, wenn mir nicht ein Riesenpaar von Bedienten im Wege gestanden hätte. Sag mir nur wenigstens, Herr Bruder, wo ich ihn ohne diese Leibgarde antreffen kann."

„Nichts ist leichter!" antwortete Spitzkopf. „Er reitet alle Morgen, wenn es das Wetter nur einiger Maßen erlaubt, allein spazieren, und nimmt gemeiniglich seinen Weg in einen Wald, der diesseits des Dorfs Hühnenthal unweit der Landstraße liegt." —

„Die nahe Landstraße —" sprach Herr von Schierling bedenklich.

„Schadet Dir nichts, Herr Bruder!" fiel Spitzkopf ein. „Sie ist überhaupt nicht sehr lebhaft, und besonders in den Frühstunden ganz einsam und menschenleer. Bleib diese Nacht hier und reite morgen kurz nach Sonnenaufgang an einen gewissen Ort, den ich Dir genau beschreiben werde, so bist Du sicher, Deinen Mann zu finden. Schieß oder stich ihn aber nur nicht über den Haufen; sonst bin ich Jahr aus Jahr ein um wenigstens fünfzig köstliche Mahlzeiten geprellt." —

57.

Die Rührung.

Herr von Schierling entschloß sich zu der vorgeschlagenen Wegelagerung und hielt bei guter Zeit zu Pferde an der ihm angewiesenen Stelle. Er lauerte nicht lange vergebens. Herr Frank (der an diesem Tage, des rauhen Wetters ungeachtet, nicht zu Hause geblieben war, weil er einen verdrießlichen Abschiedsbesuch von Wiganden befürchtete) kam ohne Begleitung eines Bedienten geritten. „Halt!" brüllte Schierling, und sprengte mit gezogenem Degen aus seinem Hinterhalte hervor. Frank hielt still und fragte, was er wolle. „Abbitte wegen der gestrigen

Grobheiten!“ war die Antwort. „Die hätt' ich zu erwarten,“ sagte Jener; „aber ich schenke sie Ihnen.“ — Durch diesen friedfertigen Ton noch muthiger gemacht, ritt Schierling ganz nah heran und forderte mit vorgestrecktem Degen seinen Gegner auf, er solle vom Pferde steigen und ihn mit entblößtem Haupte um Verzeihung bitten. „Ein lächerliches Begehren,“ versetzte Frank, „das nur ein bewehrter Bandit gegen einen Waffenlosen aussprechen kann. Es wäre Thorheit, mich unter diesen ungleichen Umständen und in dieser einsamen Gegend mit Ihnen in einen Streit einzulassen. Ich werde mir vor Ihren meuchelmörderischen Nachstellungen Sicherheit zu verschaffen wissen.“ —

Mit den letzten Worten lenkte Herr Frank schnell sein Pferd und jagte auf einem Fußsteige, der quer durch den Wald nach der Landstraße führte, im stärksten Galopp davon. „Feige Memme!“ rief Schierling und drückte im Nachsetzen ein Pistol ab. Die Kugel streifte Franks Schulter; das scheue Pferd that einen jähen Seitensprung und schmetterte ihn mit dem Kopfe so heftig gegen einen Baum, daß er betäubt zur Erde fiel. Schierling sprang vom Pferd. „Bitten Sie ab, oder es kostet Ihr Leben!“ sprach er wüthend, und setzte die Degenspitze auf Franks Brust.

„Heh da! Ruhe!“ rief plötzlich eine starke Stimme, und Wigand und Luise, die auf der Reise begriffen waren, eilten mit flügelschnellen Schritten von der Landstraße her. Sie hatten ihre Bündel weggeworfen, um dem Verwundeten, den sie von weitem kannten, desto geschwinder beispringen zu können. Der Vater lief mit der größten Anstrengung voraus und drohte mit einem dicken Knotenstocke. Sobald Schierling die Kommenden sah, versetzte

er seinem Feinde mit hämischer Behendigkeit einige Hiebe, warf sich aufs Pferd und ritt mit verhängtem Zügel von dannen. Ihn aufzuhalten und fest zu machen, war nicht möglich.

Wigand richtete den Blutenden auf und verband seine Wunden, wozu Luise mit Freuden ihre feinsten Tücher hergab, die sie aus den weggeworfenen Reisebündeln im Sprunge holte. Herr Frank hatte Besinnung und Sprache verloren, sah seine Retter mit starren Augen an und schien sie nicht zu kennen; doch nach einigen Minuten sprach er leise Wigands Namen aus, und gab durch Zeichen zu verstehen, daß er von der thätigen Hülfe, die ihm geleistet wurde, gerührt sey. Sein Pferd war nicht weit von dem Platze, wo er herabsank, stehen geblieben. Wigand bestieg es, um aus Hühnenthal einen Wagen zu holen. Da er aber besorgte, daß der Meuchler seine Abwesenheit benutzen und einen neuen Ueberfall versuchen möchte: so trug er den Kranken erst weiter hin an die Landstraße, machte ihm von Kleidern und Leinengeräth ein bequemes Lager und übergab ihn Luisens Aufsicht. Sie kniete bei ihm nieder, vergoß theilnehmende Thränen, lauschte ängstlich auf seine schwachen Athemzüge, wischte jeden hervorquellenden Blutstropfen sorgfältig ab, und ließ ihm kein Insekt zu nahe kommen. Indem sie sich so gutmüthig beschäftigte, ward sie durch ein Geräusch im nahen Gebüsch erschreckt. Schierling hatte sich herangeschlichen und belauerte die schöne Samariterin. Im Begriff, hinter den Bäumen hervorzuspringen, ward er durch ein Paar Männer, die des Weges gingen und bei dem Verwundeten stehen blieben, wieder verscheucht. Bald darauf kam Wigand mit einem Wagen und einigen Leuten aus Hüh-

nenthal zurück. „Leben Sie wohl, Herr Frank!“ sprach er, als er ihn in den Wagen gehoben hatte. „Ich freue mich, daß ich Ihnen, indem ich aus dieser Gegend wandere, noch einen kleinen Dienst leisten konnte.“ — Er wollte sich nun entfernen. „Bleiben Sie, mein Lieber,“ sagte Herr Frank. „Begleiten Sie mich in mein Haus! Es wär' unverzeihlich, den Retter meines Lebens ohne Erkenntlichkeit von mir zu lassen.“ — Wigand betheuerte, daß er für die Erfüllung seiner Menschenpflicht durchaus nichts annehme. „Nun, so schenken Sie mir,“ erwiederte Jener, „wenigstens Ihre Gesellschaft auf einige Stunden, damit wir als Freunde von einander scheiden.“ —

Um nicht unversöhnlich zu scheinen, gehorchte Wigand der wiederholten dringenden Aufforderung, sich mit seiner Tochter in den Wagen zu setzen. Er hatte bei dessen Abholung aus Bescheidenheit verschwiegen, daß er selbst es war, der den Meuchelmörder in die Flucht trieb. Madame Frank erstaunte daher nicht freudig, da sie ihren Gatten in Gesellschaft der beiden ihr verhaßten Personen ankommen sah. Aber kaum hörte sie aus seinem Munde, wie sehr sie sich um ihn verdient gemacht hatten, so verschwand aller Groll aus ihrem Herzen. Sie drückte Wiganden die Hand; sie umarmte Luisen: und als sie sich mit der Letztern (die sie seit anderthalb Jahren mit keinem Auge gesehen und auch vorher wenig gesprochen hatte) in eine Unterredung einließ, ward sie von dem angenehmen Mädchen so eingenommen, daß sie ihrem Sohne seine unbezwingliche Leidenschaft nicht mehr verdachte, und sich sogleich entschloß, der Vereinigung der Liebenden nicht länger entgegen zu seyn. Diesen Entschluß beförderte wahrscheinlich auch der Umstand, daß sie außer dem Fräulein

von Alfing und Emilien, die beide für Wilhelmen verloren waren, kein Frauenzimmer kannte, das sie sich zur Schwiegertochter gewünscht hatte.

Herr Frank (dem die bisherigen Bestrebungen, eine reiche Heirath zu Stande zu bringen, nicht so sehr als seiner Frau am Herzen gelegen hatten und dessen Hartsinn durch den jetzigen Unfall geschmeidiger worden war) billigte ohne Widerspruch ihren Vorschlag, Luisen zur Schwiegertochter anzunehmen und sie und ihren Vater auf diese anständige Weise zu belohnen. Er war überhaupt dem Mädchen nie abhold gewesen; nur Wilhelm und Wigand hatten ihn durch muthigen Widerstand, den er nicht gern vertrug, gegen sich in Harnisch gebracht, und ihn — da er vollends von seiner Gattin immer noch mehr aufgereizt ward — zu den harten Maßregeln bewogen, die ihm jetzt auf dem Krankenbette leid thaten. Auch fand er an Wiganden selbst, da er jetzt nicht mehr Schulmeister war, weniger Anstoß als zuvor; kurz, es vereinigte sich alles, um unserm Liebespaare den Weg in Hymens Reich zu ebnen.

Keine Beschreibung erreicht Wigands Erstaunen und Luisens Entzückung, als Madame Frank ihnen eröffnete, was im geheimen Eherathe beschlossen worden war. Sie fertigte hierauf die Staffete nach Rockenwitz ab. Am folgenden Tag traf Antonio's Brief an Wiganden ein. Er beantwortete diese Einladung, von der man ihn nicht Gebrauch machen ließ, mit Ausdrücken des wärmsten Danks.

Alle diese Vorfälle wurden Wilhelmen in der ersten Stunde seiner Ankunft erzählt; nur wußte niemand, daß Herr von Spitzkopf den Plan der Wegelagerung angegeben hatte. Unter vier Augen gestand Madame Frank ihrem Sohne, daß sie alle Briefe, die er und Luise in den

zwei letztern Monaten an einander geschrieben, aufgefangen habe. „Ich that es," setzte sie hinzu, „weil ich den Werth des guten, edlen Mädchens nicht kannte, und in dem thörichten Wahn stand, Du könntest nicht anders, als durch eine reiche Frau glücklich werden." —

58.

Die Entführung.

So war denn alles bis auf die Hochzeit in Ordnung. Diese ward wegen Luisens Betrübniß über den Tod ihrer Mutter einige Monate verschoben. Indessen machte Herr von Schierling einen Versuch, sie zu stören.

Ungeachtet er, als ein Verbrecher gegen die öffentliche Sicherheit, von der Justiz überall aufgesucht und sogar mit Steckbriefen verfolgt wurde, so war er doch nirgends zu finden, und man glaubte daher, er sey aus dem Lande geflüchtet. Allein er hielt sich bei dem Herrn von Spitzkopf verborgen und brütete in einer Bodenkammer (wo ihm sein treuer Jonathan mit eigener Hand Speise und Trank zutrug) über neuen Unthaten. Er war von Luisen, als er sie an der Landstraße belauschte, entzündet worden, und machte nun, von Wollust und Rache gespornt, den Anschlag, Wilhelmen bei der empfindlichsten Seite anzugreifen und ihm seine Braut zu entführen.

Herr von Spitzkopf — der sich nach wie vor alle Wochen ein Mal an Franks Tafel recht satt aß und immer desto heftiger auf Schierlingen loszog, je mehr sich der Koch angegriffen hatte — war auch bei diesem Vorhaben willig, seinem Freunde mit Rath und That unter die Arme

zu greifen. Es kam darauf an, Luisen eines Abends aus dem Schlosse zu locken, und während dieser Zeit Wiganden und Wilhelmen zu entfernen. Herr Frank, der sich noch unter den Händen des Wundarztes befand, konnte bei seiner jetzigen Kraftlosigkeit der Entführung kein Hinderniß in den Weg legen.

Die Sache ließ sich besser und leichter an, als man vermuthet hatte. Herr von Spitzkopf erfuhr, als er einsmals in Hühnenthal speiste, daß Luise gewohnt sey, mit Madame Frank Abends im Mondschein vor dem Dorfe spazieren zu gehen. Da nun eben das schönste Sommerwetter war und der Vollmond eintrat, so entschloß sich Spitzkopf auf der Stelle, die beiden obgenannten Herren auf den folgenden Tag zu Gaste zu bitten, und sie so lange bei sich aufzuhalten, bis die Entführung geschehen sey.

Sie nahmen, nichts Arges denkend, seine Einladung an und stellten sich zu Pferde bei ihm ein. Er bewirthete sie so gut als möglich, und suchte sie durch allerlei höfliche Kunstgriffe in seinem Hause zu fesseln. Er brachte es auch wirklich dahin, daß sie bis zur Abenddämmerung bei ihm verweilten. Jetzt wollten sie plötzlich fort. Er stellte sich ganz erschrocken und bat dringend, noch zu Abend bei ihm zu speisen, und dann erst beim lieblichen Mondenlicht, das jetzt dem hellen Tage gleiche, zurückzureiten, oder auch, was ihm noch lieber sey, die Nacht über unter seinem Dache zu bleiben. Wigand hatte Lust, noch ein paar Stündchen zu verharren; aber Wilhelm empfand auf Einmal eine gewisse Bangigkeit, die mit jeder Minute stieg. Er drang heftig darauf, ohne Verzug fortzureiten. Spitzkopfs Bitten und Schmeicheleien waren verloren; seine Gäste setzten sich zu Pferde und legten die zwei Meilen nach Hühnenthal in möglichster Eile zurück.

Nahe am Dorfe kamen ihnen zwei Bedienten vom Schlosse auf ungesattelten Pferden entgegengesprengt und erzählten im Vorbeijagen, Luise sey vor einer halben Viertelstunde von der Seite der Madame Frank entführt worden. Mit Entsetzen hörten Wilhelm und Wigand diese Nachricht, und folgten sammt dem Reitknechte, den sie bei sich hatten, den beiden Bedienten.

Als sie ungefähr eine halbe Meile weit geritten waren, sahen sie einen Wagen vor sich, der schnell von der Straße ablenkte und auf ein nahes Gebüsch zueilte. Wie ein Donnerwetter war Wilhelm hinterher und fiel den Pferden schon in die Zügel, als auch seine vier Begleiter mit wildem Geschrei anlangten. Dadurch erschreckt, sprang der Kutscher vom Bock und floh nebst einem Kerl, der hinten auf dem Wagen stand, in den Wald. Man ließ sie laufen, hielt aber einen Herrn fest, der sich aus der Kutsche herausstürzte und gleichfalls entwischen wollte. Es war Herr von Schierling in hoher Person. Luise lag mit gebundenen Händen und einem Tuche, das man ihr in den Mund gedreht hatte, ohnmächtig im Wagen, erholte sich aber sogleich, als man sie fessellos machte und Wilhelms Stimme ihren Namen rief. Er setzte sich zu ihr in den Wagen; ein Bedienter lenkte die Pferde; die beiden andern nahmen den Gefangenen, den man billiger Maßen zu Fuß gehen ließ, in die Mitte; Wigand ritt vor ihnen her und führte den Zug.

Als man in Hühnenthal ankam, ward der Arrestant in ein mit Schlössern, Riegeln und eisernen Fenstergittern verwahrtes Zimmer gebracht, und erhielt eine Ehrenwache von sechs stammhaften, mit Spießen und Knitteln bewaffneten Bauern. Düster wie ein Uhu saß er in seinem Kä-

sich und sprach kein Wort. Am folgenden Tage ließ ihn der Befehlshaber der nächsten Besatzung, dem man den Vorfall gemeldet hatte, durch ein Kommando abholen, und lieferte ihn in die Hauptstadt, wo er zu ewiger Festungsgefangenschaft verurtheilt wurde.

Auch Herr von Spitzkopf bekam bei dieser Geschichte eine tüchtige Schlappe. Er hatte seinem Busenfreunde Wagen und Pferde zur Entführung geliehen, und erschrack daher außerordentlich, als er hörte, daß sie verunglückt und seine Equipage den Feinden in die Hände gefallen sey. Man kannte sie in Hühnenthal sehr genau, weil er hundert Mal damit zum Schmause gekommen war; dennoch besaß er die Frechheit, sie zu verläugnen, und gerieth darüber in eine Untersuchung, die ihm mehr kostete, als alle Mahlzeiten werth waren, die er jemals im Frankschen Hause genossen hatte. Das Wägelchen und die Rößlein wurden öffentlich versteigert, und er durfte sich von nun an in Hühnenthal nicht wieder sehen lassen.

„Wie wunderbar sich doch manches in der Welt fügt!" sprach Herr Frank, als einst von Luisens Entführung die Rede war — „Erinnerst Du Dich noch, mein Sohn, aus Deinen Kinderjahren, daß Du einst die Hunde des alten Herrn von Schierling karbatschtest?" —

„O ja!" antwortete Wilhelm.

„Glaubst Du wohl, daß dieser Knabenstreich bis diesen Augenblick fortwirkte? — Alle Deine Händel mit dem Lieutenant entstanden daraus. Er malte Dir einen Esel an die Thür, schalt Dich einen Hundevogt, band im Gasthof mit Dir an, überfiel Dich in Deinem Zimmer, ward vom Regimente gejagt, suchte Dich hier auf, begann mit mir einen Streit, verwundete mich im Walde, entführte

Luisen, und sitzt nun zum Lohne dieser Thatenreihe zeitlebens auf der Festung.“ —

„Alles wahr! lieber Vater!“ entgegnete Wilhelm. „Aber in dieser Kette von Begebenheiten fehlt noch ein Glied, und gerade das beste!“ —

„Was wäre das?“ fragte Herr Frank.

„Ich mag es nicht eher nennen,“ erwiederte der Sohn, „bis Du mich versichert hast, daß Dich Deine Wunden nicht mehr schmerzen.“ —

„Hm! wie fällt Dir das ein? Ich bin ja ganz wieder gesund.“ —

„Nun, so erlaub' ich mir die Bemerkung, daß ich meiner kindischen Hundehetze sogar Luisen verdanke. — Du hättest vielleicht nie in unsere Verbindung gewilligt, wenn nicht bei Gelegenheit Deiner Verwundung die Herzensgüte des Mädchens und der biedere, ganz rachlose Charakter des Vaters aus dem Dunkel des Verkanntseyns hervorgetreten wären.“ —

„Das räum' ich Dir ein;“ sprach Herr Frank. „Ich bin überhaupt ein rechter Märtyrer Deiner Liebschaft; denn bekam ich nicht auch ihretwegen vor einigen Jahren im Schulgarten einen verdammt harten Kopfstoß vom Magister Truselius?“ —

So scherzend verfolgten Vater und Sohn noch weiter den Faden, der bei ihren Hausbegebenheiten Ursache und Wirkung verknüpft hatte. Da ihn jeder aufmerksame Leser von selbst finden wird, so können wir uns der Mühe überheben, die Fortsetzung ihres Gesprächs aufzuzeichnen. Wir benutzen lieber den Raum, uns der Schierling'schen Familie auf immer und ewig durch die Nachricht zu entledigen, daß der alte Herr — kurz nach der Abreise seines

Sohnes auf die Festung — durch einen schnellen Tod seinen Hunden entrissen wurde. Er hinterließ ein Testament, worin sie nach Abzug des dem Lieutenant gebührenden Pflichttheils zu Universalerben eingesetzt waren. Die Summe seines Nachlasses belief sich so hoch, daß der letzte, seine Miterben überlebende Hund fünf- bis sechshundert Thaler jährliche Einkünfte zu verzehren hatte, und also in seiner Art ein großes Haus machen konnte. Erst dann, wenn dieser reiche Kauz Todes verfahren seyn würde, sollte die Hauptsumme des Vermächtnisses nach dem letzten Willen des Erblassers einem Hospital zufallen, und besonders zur Verpflegung solcher mitleidswürdigen Personen verwandt werden, die auf eine gründliche Art beweisen könnten, daß sie in ihren vormaligen bessern Umständen viel Hunde gehalten und sich dadurch an den Bettelstab gebracht hätten. — Daß der Testirer seinen Sohn nicht wenigstens zum Nacherben seiner innigst geliebten Hündlein bestimmte, geschah aus der gerechten Besorgniß, der böse Bube möchte ihnen nach dem Leben trachten, um sich je eher je lieber in den Besitz ihres Vermögens zu setzen.

59.

Der Polterabend.

Bis gegen den Hochzeittag fiel nun nichts Merkwürdiges weiter vor. Das Schloß in Hühnenthal war ein Schauplatz der Eintracht und Freude. Nur Wiganden sah man oft in Trübsinn versunken. Ihn drückte, wie er selbst gestand, ein geheimer Kummer, den er niemanden entdecken wollte.

Des Pfarrers Schlangenwindungen und Demüthigungen vor ihm waren lustig. Die Nachricht, daß der abgesetzte und vertriebene Schulmeister dem Gutsherrn das Leben gerettet habe und in dessen Kutsche wieder zurückgekommen sey, schlug wie ein schweres Gewitter im Pfarrhause ein. Der Pastor wußte vor Bestürzung nicht, was er beginnen sollte. Er setzte die Stutzperücke zehn Mal auf, um den Kranken zu besuchen, und zehn Mal nahm er sie wieder ab, um Wiganden nicht zu sehen. Endlich überwand er diese Scheu, ließ sich bei dem Patienten anmelden und ward abgewiesen. Herr Frank, der Wigands Verfolgungen bereute, haßte den Pfarrer, dem er nie hold war, jetzt um so mehr, weil er sich auf den ersten Wink zum Werkzeuge derselben hatte gebrauchen lassen. So geht es gemeiniglich den Helfershelfern dieser Art, und sie verdienen es nicht besser.

Wie vom Schlage gelähmt, schlich der Pfarrer nach Hause; ihm schmeckte weder Essen noch Trinken. Er ließ sich in den nächsten Tagen mehrere Gänge aufs Schloß nicht verdrießen: sie waren aber alle vergeblich. Nun schrieb er an Wiganden (auf den er den Verdacht warf, daß er ihn durch rachgierige Verhetzungen in Ungnade gestürzt habe) einen sehr schmeichelhaften Brief, beglückwünschte ihn über Herrn Franks Rettung, nannte ihn ein dazu auserwähltes Rüstzeug Gottes, bat um großmüthige Verzeihung vormaliger Mißverständnisse und empfahl sich seiner schätzbaren Gewogenheit und Freundschaft. Dieses unterwürfige Schreiben bewirkte nichts, als daß ihm Wigand mit zwei Zeilen antwortete: er verzeihe von ganzem Herzen; doch von Freundschaft könne unter ihnen nicht die Rede seyn.

Je näher die Hochzeit rückte, desto häufiger und ängstlicher wurden die Bemühungen des Pfarrers, sich im Schlosse wieder in Gunst zu setzen. Alle Menschen, die dort aus- und eingingen, sprach er an, ein gutes Wort für ihn einzulegen. Unter mancherlei biblischen Bildern und Gleichnissen erwähnte er seiner Verbannung aus den Augen des Gutsherrn sogar auf der Kanzel, und wehklagte bitterlich weinend, daß man sein gutes Herz verkenne. Doch das alles half ihm nichts: er bekam dennoch keinen Bissen vom Hochzeitschmause, um den es ihm hauptsächlich zu thun war. Wilhelm bestand darauf, sich nicht von ihm einsegnen zu lassen. Seine Gebühren schickte man ihm ins Haus, und ein andrer Geistlicher ward mit Erlaubniß des Consistoriums erkoren, die Trauung zu verrichten. Die Wahl wäre auf den Magister Trufelius gefallen, wenn ihn nicht Luise ausdrücklich verbeten hätte.

Gepoltert ward am Polterabend eben nicht viel. Es bedurfte keiner großen Zurüstungen zur Hochzeit, weil Antonio der einzige fremde Gast war, den man erwartete. Seine Ankunft heiterte den melancholischen Wigand so auf, wie man ihn seit langer Zeit nicht gesehen hatte. Man erinnerte sich der ersten Bekanntschaft im Gasthofe, und lachte noch herzlich über die damals vorgefallenen lustigen Auftritte mit den beiden überklugen Herren Gevattern.

Antonio erzählte mancherlei Neuigkeiten aus der Hauptstadt, und unter andern auch die: daß Fräulein Aspasia in ihrem neunzehnten Jahre an der griechischen Mode gestorben sey. Sie hatte, den Warnungen der Aerzte zum Trotz, ihre schamlose Nacktheit immer weiter bis fast zum paradiesischen Feigenblatte getrieben, und es so der Sense des Todes recht bequem gemacht, sie auf eine unheilbare Art zu verwunden. —

Bei der Abendtafel, die Herr Frank mit seinen besten Weinen versehen hatte, war unsere kleine Gesellschaft sehr vergnügt. Wigand allein saß bisweilen einige Minuten lang in tiefem Nachdenken, sah schweigend und starr vor sich hin und nahm an dem frohen Geschwätz um ihn her keinen Antheil. Antonio munterte ihn auf, sich mit den Fröhlichen zu freuen. „Freund, das kann ich nicht immer!“ seufzte Wigand. „Mein Leben gleicht einem Apriltage, dessen lachende Heiterkeit oft durch Stürme unterbrochen wird. — In den frohsten Stunden — besonders wenn ich Familienfesten beiwohne — überfällt mich bisweilen eine Schwermuth, über die ich nicht Herr bin.“ —

„Sagen Sie uns, was Sie betrübt!“ bat Antonio: „Mittheilung erleichtert jeden Kummer. — Sie sind hier unter lauter Freunden, und ein Mann von Ihrem Charakter kann kein Geheimniß auf der Seele haben, dessen Entdeckung ihm Schande brächte.“ —

„Ich habe kein Verbrechen begangen;“ antwortete Wigand: „aber von Gewissensbissen über eine jugendliche Unvorsichtigkeit bin ich nicht frei. Ich könnte sie entdecken und war schon seit einigen Tagen dazu entschlossen — doch was hilft's? Mich kann nichts beruhigen, bis ich — wozu ich längst alle Hoffnung aufgab — einen Mann von ungefähr acht und dreißig Jahren gefunden habe, der an seinem linken Fuße nur vier Zehen hat.“ —

„Ist das Scherz oder Ernst?“ — sprach Antonio stutzend und verwandelte sich im Gesicht. — „Nach dem Merkmale, das Sie angeben, bin ich der Mann, den Sie suchen.“ —

„Gott! — wär's möglich?“ — rief Wigand und sprang mit erhobenen Armen vom Stuhl auf. „Ich beschwöre Sie, täuschen Sie mich nicht!“ —

„Es ist, wie ich Ihnen sage: ich bin mit diesem Mangel geboren.“ —

„Wo? — wo sind Sie geboren?“ —

„Das weiß ich in der That nicht. Ich erinnere mich blos aus meinen Kinderjahren, daß ich in einer sehr anmuthigen Gegend an einem breiten Strome gespielt habe.“ —

„O Himmel, das war der Rhein! Sie sind — Du bist's — Du bist mein verlorener Bruder!“ — Mit diesen Ausrufungen stürzte Wigand an Antonio's Hals. Die Gesellschaft erstaunte. Fragen über Fragen ergingen an ihn. Antonio bat dringend um Auflösung des Räthsels. Wigand konnte vor Bestürzung und Wehmuth nicht im Zusammenhang sprechen. Man ließ ihm Zeit, sich zu erholen und hörte dann von ihm folgende Geschichte, bei der wir blos auslassen, was Antonio und die Uebrigen dazwischen redeten.

60.

Wigands Geschichte.

„Der Name Wigand, den ich bisher führte, ist ein angenommener Name. Ich bin der Sohn eines Edelmanns, der Rudolph von Windag heißt und noch in dieser Stunde, als ein beinahe achtzigjähriger Greis, am Rheine lebt. Bis in mein angehendes Jünglingsalter hatte ich an ihm einen guten, liebevollen Vater. Er schonte keine Kosten, mich sorgfältig erziehen und von den geschicktesten Lehrern, die er auffinden konnte, unterweisen zu lassen.

Ich war noch nicht sechzehn Jahre alt, als meine rechtschaffene Mutter starb. Mein Vater, der sie sehr ge=

liebt hatte, machte bald nach ihrem Tode eine Reise von mehrern Monaten, um seinen Gram zu zerstreuen. Er kam mit einer jungen Dame von blendender Schönheit zurück und stellte sie mir als meine künftige Stiefmutter vor. Sie nahm die besten Zimmer des Hauses in Besitz; doch nichts war ihr prächtig genug. Mein Vater, der jeden Wink ihrer Augen als einen Befehl aufnahm, verschrieb sogleich in den nächsten Tagen neue kostbare Möbeln von aller Art. Dennoch war sie nicht völlig damit zufrieden, ungeachtet sich vielleicht manche Fürstin bedacht hätte, so theure Geräthe zu kaufen.

Die hohe Sprache, die sie bei jeder Gelegenheit führte, konnte zu dem Glauben verleiten, daß sie wenigstens aus einer gräflichen Familie stamme; allein man flüsterte mir von allen Seiten ins Ohr: sie sey eine Theaterprinzessin von der niedrigsten Geburt. Diese Nachricht, die sich immer mehr bestätigte, machte einen desto unangenehmern Eindruck auf mich, da sich mein Vater von dieser Person ganz beherrschen ließ und merklich kalt gegen mich ward. Er versagte mir manches nöthige Bedürfniß, um den verschwenderischen Aufwand, den ihre unbegränzte Prachtliebe verursachte, bestreiten zu können. Am meisten aber schmerzte mich, daß er einen arabischen Schimmel, den er nur kurz vor dem Tode meiner Mutter für mich gekauft hatte, zum Leibpferde der Dame bestimmte. Ich durfte das schöne Thier, das meine einzige Freude war, von nun an nicht mehr besteigen.

Einst beklagte ich mich gegen meinen Vater darüber. Er gab mir eine kurze, lieblose Antwort. Tief gekränkt entgegnete ich: es betrübe mich sehr, seine Liebe verloren zu haben und einem Frauenzimmer nachgesetzt zu werden,

von dem man hier und da nicht mit Achtung spreche. Erröthend befahl er mir, mich deutlicher zu erklären. Ich sagte ihm, was ich gehört hatte. Er wollte meine Gewährsleute wissen. Diese hatten sich Verschweigung ihrer Namen bedungen, und ich verrieth sie nicht. Er zürnte heftig darüber, und beging die Schwachheit, der Abgöttin seines Herzens zu entdecken, was ich von ihr gesprochen hatte.

Von diesem Tage an hatte ich keine gute Stunde. Die Beleidigte setzte mich zwar wegen des Gesprächs mit meinem Vater nie zur Rede, verfolgte mich aber mit heimlicher Rachsucht, und er verschoß dienstfertig alle ihre Bolzen gegen mich. Ich sehnte mich nun fort aus dem Hause; und da ich Lust hatte, in Kriegsdienste zu gehen, bat ich ihn oft, meine Anstellung bei der Armee zu bewirken. Er verschob es von einer Zeit zur andern und klagte immer, daß die Equipirung eines Officiers sehr viel koste. Wenn hingegen meine Stiefmutter (die es nun durch eheliche Einsegnung förmlich geworden war) einen englischen Wagen oder einen neuen Zug Pferde verlangte, so besann er sich keinen Augenblick, ihren flüchtigen Einfällen doppelt so viel aufzuopfern, als zur Gründung meines künftigen Glücks nöthig gewesen wäre. Ich mache mir noch heute Vorwürfe, daß ich das alles geduldig ertrug und nicht meinen Stab in die weite Welt setzte. Dieser Entschluß hätte mir mehr als dreißigjährige Leiden erspart.

Die Geburt eines Knaben, der nur vier Zehen am linken Fuße zur Welt brachte — und der, wenn mich nicht alles trügt, hier neben mir sitzt — machte meinem Vater außerordentlich viel Freude. Es war ein wohlgebildetes freundliches Kind, das bei der Taufe den Namen Anton erhielt. Ich liebt' es über allen Ausdruck, ungeachtet es

mir den letzten Rest der väterlichen Gunst entzog; denn von nun an galt ich gar nichts mehr im Hause. Jeden Groschen, den mein Vater für mich ausgeben mußte, warf er mit Murren hin; und dennoch konnt' ich nicht den Weg aus dieser Marterhöhle finden. Ich war wie gefesselt.

Als der kleine Anton ungefähr drei Jahre alt war, ging in dem Benehmen meiner Stiefmutter gegen mich eine wunderbare Veränderung vor. Sie ward milder und freundlicher, machte mir allerlei angenehme Geschenke, und beredete meinen Vater sogar, mir ein sehr schönes Reitpferd zu kaufen, das vierzig Louisd'or kostete. Diese gefälligen Annäherungen waren aber, leider! das Vorspiel widerwärtiger Auftritte, über die ich so flüchtig als möglich hinwegeilen will. Meine Stiefmutter forderte mich — mit Einem Worte — zu einem Verbrechen gegen die Natur auf; und als ich ihre Lockungen mit Abscheu zurückwies, überfiel sie mich einst des Nachts im Bette, um mich, mit einem Dolch in der Hand, zur Befriedigung ihrer Lüste zu zwingen. Ich entwaffnete sie und drohte, meinem Vater alles zu entdecken. Sie bat mich auf den Knien um Verschwiegenheit. Ich versprach sie ihr unter der Bedingung, mich mit dergleichen empörenden Anträgen nie wieder in Versuchung zu führen und meinen Vaher dahin zu vermögen, daß er mich ohne Verzug außerhalb des Hauses versorge. Beides gelobte sie mir mit den heiligsten Betheuerungen.

Seit dieser Nacht schlug sie die Augen nicht mehr gegen mich auf, vermied mich so viel als möglich, und war bei Tisch und überall, wo sie mir nicht ausweichen konnte, stumm und verlegen. Das freute mich, weil ich hoffte, sie würde mich schnell aus dem Hause zu entfernen suchen.

Dennoch bemerkte ich in den nächsten Tagen und Wochen nicht die geringste Anstalt dazu. Meiner Verschwiegenheit nicht trauend, mochte sie wohl mit einem Anschlag umgehen, mir den Mund auf ewig zu schließen. Ich kann ihr das nicht mit voller Ueberzeugung beweisen: doch war eine Portion Gift, die sie sich verschaffen wollte, wahrscheinlich für mich bestimmt. Sie schickte einen Bedienten (der wegen verschiedener Ausrichtungen in die nächste Stadt abgefertigt wurde) mit einem versiegelten Briefchen in die Apotheke; der Apotheker las den Zettel mit Kopfschütteln und sagte kurz: er dürfe kein Gift verkaufen. Meine Stiefmutter ward bei Meldung dieser Antwort blutroth und fuhr auf: der Kerl sey ein Narr; sie habe nicht daran gedacht, Gift von ihm zu verlangen. — Das alles erzählte mir der Bediente; ich achtete aber damals wenig darauf, und es fiel mir erst nachher, als ich schon das väterliche Haus verlassen hatte, der Gedanke ein, daß mir wohl der ehrliche Apotheker das Leben gerettet haben möchte.

Ungefähr um diese Zeit ritt ich eines Morgens am Rheinufer spazieren und nahm den kleinen Anton, wie ich oft zu thun pflegte, vor mich auf den Sattel. Das machte ihm immer viel Vergnügen, mir aber bisweilen etwas lange Weile, weil ich seinetwegen nur im Schritt reiten konnte. Mein Pferd war an diesem Tage besonders muthig, und ich bekam Lust, ihm ein Weilchen den Zügel schießen zu lassen. Ich setzte daher den Knaben ins Gras und sagte ihm, er solle Blumen pflücken, sich aber nicht von der Stelle entfernen.

Als ich nach einer halben Stunde zurückkam, fand ich ihn nicht mehr. Erschrocken sprengt' ich am Ufer auf und ab und in der Gegend herum: er war nirgends. Ich

ritt voll Verzweiflung heim und meldete meinen Eltern das Unglück. Die Mutter erhob ein Zetergeschrei; der Vater fluchte und betete durcheinander. Beide wütheten wie Furien gegen mich. Sie sandten alle ihre Leute fort, um den Knaben zu suchen. Der Vater drohte mir, mich niederzuschießen, wenn ich ohne das Kind zurückkäme, und lud schon eine Flinte für mich.

Ich jagte wieder fort und fragte jeden Menschen, der mir begegnete, ob er ein herumirrendes Kind gesehen habe. Alle gaben mir eine verneinende Antwort. Endlich sagte mir ein Reisender, es sey eben ein Trupp Kunstreiter und Seiltänzer, theils zu Pferde, theils zu Wagen, am Rhein herabgezogen, und der Knabe könnte vielleicht der bunten Schaar, die sich durch auffallende Kleidung und Federbüsche ausgezeichnet habe, nachgelaufen seyn. Ich flog fort, holte die Seiltänzer ein; aber mein Anton war nicht dabei, und die Gaukler, die ich Mann für Mann nach dem Kinde fragte, verstanden entweder nicht deutsch, oder stellten sich wenigstens so. Kurz, ich mußte trostlos zurückreiten. Die Kräfte meines Pferdes waren erschöpft. Ich stieg ab, warf mich am Rheinufer nieder und beweinte meinen unglücklichen Bruder, den ich für todt hielt: denn, nach so vielen vergeblichen Nachforschungen, blieb mir nur noch die Vermuthung übrig, daß er beim Blumenpflücken dem Ufer zu nahe gekommen und in den Strom hinabgestürzt sey. Ich fand abgebrochene Blumen hin und her verstreut und sammelte sie mit heißen Thränen.

Als es Nacht wurde, ritt ich nach dem Hause meines Vaters zurück, wagte mich aber nicht hinein. Ich klopfte von außen ans Fenster des Pförtners und fragte leise,

ob sich mein Bruder wieder gefunden habe. Der Pförtner — ein alter, ehrlicher Mann — sagte Nein, und beschwor mich, meinem Vater nicht unter die Augen zu gehen. Er tobt und raset, sprach er, so fürchterlich gegen Sie, daß er keinem Menschen gleicht. Ihr Leben wäre verloren, sobald er Ihrer ansichtig würde. — Nach dieser Warnung reichte mir der gute Alte einen Beutel mit Geld und sagte weinend: Da nehmen Sie diese paar Thaler, und helfen Sie sich damit so weit als Sie können! Hier ist nun einmal Ihres Bleibens nicht mehr. —

Sträubend, doch genothdrungen nahm ich das Geld des gutmüthigen Greises, verließ mein Vaterland, änderte meinen Namen durch Versetzung der Buchstaben, ging hier als gemeiner Husar in Dienste und schrieb an meinen Vater einen rührenden Brief, worin ich alles erschöpfte, was sich nur sagen und vorstellen ließ, um ihn zur Verzeihung zu bewegen. Aber ein Freund, dem ich diesen Brief zur Uebergabe zuschickte, meldete mir: mein Vater sey unversöhnlich gegen mich aufgebracht und habe die gräßlichsten Schwüre gethan, mich nicht eher wieder für seinen Sohn zu erkennen, bis ich ihm sein verlorenes Kind zurückbringe. In einem eben so feindseligen Tone habe meine Stiefmutter gesprochen, und beide hätten dringend verlangt, den in meinem Briefe verschwiegenen Ort meines Aufenthaltes zu wissen, um mich von der Obrigkeit an sie ausliefern zu lassen. —

Fünf und dreißig Jahre lang habe ich nun schon durch diesen treuen Freund mit meinem Vater um Aussöhnung unterhandelt, ohne sein versteinertes Herz erweichen zu können. Nur vor wenigen Monaten hat er meinem Freunde, der ihm sein hohes Alter und die wahrscheinliche Nähe

seines Todes vorstellte, geantwortet: er wolle seinen Haß gegen mich mit in die Ewigkeit hinüber nehmen; denn er habe meiner Stiefmutter — die im vorigen Jahre gestorben ist — im letzten Augenblick ihres Lebens versprochen, mir nie zu verzeihen.“ —

61.

Antonio's Geschichte.

„Armer, unglücklicher Mann!“ rief Antonio: „Dein rascher Ritt kam dir theuer zu stehen! — Aber nun sey heiter und froh! Du hast Deinen Bruder, den Du im Rhein ertrunken glaubtest, wieder gefunden. Alle Umstände überzeugen mich, daß ich es bin. — Kannst Du dich wohl erinnern, wie ich damals gekleidet war?“

„Das weiß ich sehr genau;“ antwortete Alexander von Windag: „Du trugst ein Jäckchen vom feinsten Scharlach, mit Kragen und Aufschlägen von schwarzem Sammt.“ —

„Vielleicht auch einen runden grauen Hut, mit einer weißen Feder?“ fragte Antonio.

„Richtig, bei meinem Leben.“ —

„Komm an mein Herz, Alexander!“ rief Anton, und die Brüder fielen einander in die Arme. — „Nun ist der letzte Schatten eines Zweifels verschwunden; denn ich kann Dir alle Kleidungsstücke, die wir jetzt nannten, vor Augen legen. Sie sind in meinem Hause in einem besondern Kästchen verwahrt. Ich werde sie morgen mit Anbruch des Tages holen lassen.“ —

„O Anton, mein Anton! — Die Freude sprengt mir die Brust! — Sag' mir geschwind, wie Dir's erging! Dich raubten also doch wohl die Seiltänzer?“ —

„So ist's, lieber Alexander! Ich werde Dir alles in der Ordnung erzählen. — Die hellen Erinnerungen meines Jugendlebens beginnen mit meinem sechsten oder siebenten Jahre. Ich fand mich damals gleichsam erst selbst unter einer Gesellschaft sogenannter englischer Kunstreiter, die mit einer Bande Seiltänzer und Taschenspieler verbunden war und von Land zu Land zog. Ihr Haupt hieß Laroni, und mich nannte man Antonio. Ich hatte unter diesen wilden und rohen Menschen keine gute Zeit. Sie wollten mich durchaus zu ihren Künsten abrichten; es fehlte mir aber an Geschicklichkeit und Lust. Die Unvollkommenheit meines linken Fußes machte mich zum Seiltanz ganz unfähig, und dennoch versuchten die Barbaren fort und fort, mir durch Hunger und Schläge eine Fertigkeit einzupfropfen, die mir die Natur versagt hatte. So oft ich vom Seile herunterfiel, bekam ich in vierundzwanzig Stunden nichts zu essen. Etwas glücklicher war ich in den Reitkünsten, und bracht' es endlich so weit, daß ich mich auf einem gewissen Pferde, das einen sehr sanften und gleichmäßigen Galopp ging, stehend erhalten konnte. Wenn aber dieses Pferd etwa krank war und ich ein anderes besteigen mußte, lag ich bald im Sande, und ward, meiner ausgestandenen Angst und Lebensgefahr ungeachtet, grausam behandelt. Meine größte Pein waren die halsbrechenden Menschenpyramiden, bei denen ich gemeiniglich, als der Kleinste der Gesellschaft, die Spitze bilden mußte. Ich bereitete mich immer vorher im Stillen zum Tode.

Die glücklichsten Stunden jener traurigen Jahre waren die, wenn ich allein seyn und mein Elend beweinen konnte. Da dünkte mich oft, es sey mir einst besser ergangen. Bei unserer Gesellschaft war ein junger Mensch, der Alexander

hieß. Ich liebte ihn wegen dieses Namens, ohne daß ich mir davon einen Grund anzugeben wußte. So oft ich ihn rufen hörte, schlug eine sanft tönende Saite in meinem Herzen an, und es war mir, als würde die dunkle Nacht meiner frühern Jugend durch einen Blitzstrahl erleuchtet. Ich erblickte eine lachende Gegend — sah einen majestätischen Strom mit Schiffen — hörte freundliche Stimmen, die mir liebkoseten; doch das alles waren schwankende Nebelbilder, die in dem Augenblicke, wenn ich sie festhalten wollte, wieder zerfloßen.

Nach solchen angenehmen Fantasien ward mir immer die Wirklichkeit rauher und drückender als zuvor, und ich wäre vor Gram vergangen, wenn mich nicht bisweilen ein holdes, freundliches Wesen getröstet und manches Leiden von mir abgewandt hätte. Angelika, die Tochter Laroni's — ein Mädchen von sechszehen Jahren, das die Gestalt und die Güte eines Engels in sich vereinigte — war mein Schutzgeist und die Stütze ihres Vaters. Ihre Schönheit und ihr bewundernswürdiger Anstand, wenn sie sich als Reitkünstlerin zeigte, füllte täglich unsere Spielbahn mit Zuschauern.

Ich mochte, meines Bedünkens, zwölf Jahre alt seyn, als ich einst in Hamburg, wo wir unsere Künste sehen ließen, von einem Pferde, dessen Gang ich nicht gewohnt war, mehrmals hinter einander herabfiel. Zürnend riß mich Laroni von der Reitbahn hinweg und strafte meine Ungeschicklichkeit mit heftigen Schlägen. Angelika sprang dazwischen und suchte ihn zu besänftigen; aber es fehlte nicht viel, so hätt' er auch sie geschlagen. Ein junger, reicher Edelmann, Namens Mello, der unser täglicher Zuschauer und mit Laroni bekannt war, machte dieser Scene

ein Ende, indem er meinem erbitterten Herrn den Vorschlag that, mich ihm zu überlassen. Der Knabe scheint gutartig, sprach er, nur paßt er nicht für Ihre Geschäfte. Ich will ihn, im Fall Sie nichts dagegen haben, als Reitbursch in Dienste nehmen. — Er steht Ihnen mit Vergnügen zu Befehl, antwortete Laroni, wenn Sie mir nur den zwanzigsten Theil der Kosten ersetzen, die mir der unnütze Bube seit acht oder neun Jahren verursacht hat. — Sie gingen mit einander bei Seite, wurden bald über mich Handels eins, und noch denselben Tag trat ich meinen Dienst beim Herrn von Mello an, der nicht für immer in Hamburg wohnte, sondern sich nur einige Zeit da aufhielt.

Es war seine Art, von einer großen Stadt zur andern zu reisen, und in jeder so lange zu bleiben, als es ihm gefiel. An allen Orten, wo wir eine geraume Zeit verweilten, ließ er mich die besten Schulen besuchen oder von Privatlehrern unterrichten, und sorgte überhaupt wie ein Vater für mich. Ich hatte nichts zu thun, als ihn dann und wann zu Pferde zu begleiten, und auch diese Spazierritte benutzte er zu lehrreichen Gesprächen, worin er mir seine Welterfahrungen mittheilte.

Als ich bei dem vortrefflichen Manne, dessen Andenken mir immer heilig seyn wird, sechs Jahre lang in diesen Verhältnisse gelebt hatte, sagte er einst zu mir: er betrachte mich als seinen Sohn, und sey entschlossen, mich auf eine Universität zu schicken. Dieses großmüthige Erbieten nahm ich dankbar an, und wählte auf seinen Rath die Arzneiwissenschaft. Ich studierte zwei Jahre in Göttingen, und dann fast eben so lange in Leipzig, als ich auf Ein Mal — es war der schrecklichste Tag meines Lebens! — aus

Wien die Nachricht erhielt, daß mein väterlicher Wohlthäter plötzlich und ohne Testament gestorben sey. — Ach, wie unglücklich war ich jetzt! — Von seinen auf mich schon längst neidischen Verwandten konnte ich keine Unterstützung erwarten, und — was das Schlimmste war — ich hatte die Thorheit begangen, die Arzneikunde nur als Nebenwerk zu betreiben, und mich fast blos mit schönen Künsten zu beschäftigen. Ich fühlte, daß ich nicht mit gutem Gewissen als Arzt auftreten konnte, und war also hülflos und unfähig, mich zu ernähren.

Unruhe und Verzweiflung trieben mich aus meinem Zimmer. Ich eilte vor's Petersthor. Hier fiel mir — es war gerade zur Zeit der Ostermesse — eine große Bude in's Gesicht, worin fremde Thiere gezeigt wurden. An der Thür derselben stand zu meinem Erstaunen — Laroni. Ich ging auf ihn zu, gab mich ihm zu erkennen; er entsann sich meiner sogleich, bezeigte die lebhafteste Freude, mich zu sehen, und bat mich, auf den Abend, wenn sein Schauplatz geschlossen sey, zu ihm zu kommen, weil er mir etwas von Wichtigkeit zu entdecken habe. Ich fragte nach Angelika. Er antwortete weinend: sie sey todt; ein unglücklicher Fall vom Pferde habe ihr das Leben gekostet; mit ihr habe ihn sein Glück verlassen, und er sey von dem wohlhabenden Führer einer glänzenden Kunstreitergesellschaft zum Taschenspieler und Besitzer einiger Affen und Hunde herabgesunken. —

So erfuhr ich also an Einem Tage den Tod der beiden besten Menschen, die ich auf Erden gekannt hatte! —

Lieber Antonio, — sprach Laroni, als ich ihn am Abend besuchte — ich hab' Ihnen viel zu entdecken und viel abzubitten. Sie wären vielleicht jetzt ein sehr glücklicher

Mann, wenn Sie nicht, als Sie noch ein zartes Kind waren, einer meiner Leute von der öffentlichen Landstraße hinweggeraubt hätte. Ich war damals in Italien. Als ich zurück kam, erfuhr ich die Unthat und war höchst unzufrieden damit. Ich hätte Sie gern ihren Verwandten zurückgegeben; aber man konnte oder wollte mir nicht den Ort genau bestimmen, wo Sie entführt worden waren. Sie hatten, am Wege sitzend, Blumen gepflückt. Meinem vorbeiziehenden Trupp fällt Ihre nette Kleidung in die Augen. Einer springt vom Wagen, hebt Sie hinauf, setzt Sie in einen Korb und droht Ihnen, ein großer schwarzer Hund — der sich mit auf dem Wagen befindet — solle Sie fressen, wenn Sie einen Laut von sich gäben. Kurz darauf kommt ein Jüngling in vollem Galopp und fragt nach einem verlornen Kinde. Sie hören seine Stimme — Sie rufen Alexander! — aber mein Volk macht Geräusch und Getöse, damit er Ihren Ruf nicht vernehme und er vernimmt ihn nicht. Er jagt wieder zurück; Sie lassen sich durch Spielwerk beruhigen, und finden besonders an den Pferden viel Vergnügen; doch immer verlangen Sie auch weinend dazwischen nach Ihrem Bruder Alexander. Man fragt, wie Sie heißen; Sie nennen sich Anton, und man gibt Ihnen nun den italienischen Namen Antonio. — Wie es Ihnen weiter bei uns erging, dessen werden Sie sich noch schmerzlich genug erinnern. Vergessen und vergeben Sie, was ich mir gegen Sie zu Schulden kommen ließ, und nehmen Sie alles, was ich noch im Vermögen habe, als eine kleine Entschädigung an. Ich bin nicht so arm, als ich mich machte: ich besitze außer Affen und Hunden auch Löwen, Tiger und andere seltene Thiere, nebst mehrern tüch-

tigen Wagen, guten Reit- und Zugpferden und einem ansehnlichen Vorrath künstlicher Maschinen. Kurz, lieber Antonio, was ich Ihnen aus gutem Herzen anbiete, ist in Bausch und Bogen unter Brüdern einige tausend Thaler werth. —

So sprach Laroni. Ich versicherte ihn meiner herzlichen Verzeihung, wies aber sein mir angetragenes Geschenk zurück. Er drang es mir von neuem auf, und betheuerte, daß er in dieser Welt nichts mehr bedürfe, weil er sein Leben in einem Kloster seines Vaterlandes beschließen wolle und mit Reisegeld dahin schon überflüssig versehen sey. Unter diesen und mehrern Vorstellungen bat er mich mit Thränen, das Opfer seiner Reue nicht zu verwerfen: denn die Ruhe seines Herzens hänge davon ab. — Ich gab endlich nach, und empfing nun auch von ihm die Kleidung, in welcher ich entführt worden war. Er habe sie, sprach er, mit gutem Bedacht aufgehoben, weil sie mir vielleicht zur Entdeckung meiner Herkunft behülflich seyn könnte.

Auf diesem Wege kam ich also zu den Thieren, mit welchen ich vor zwölf Jahren hier einzog. Die Taschenspielerkünste und Bauchrednerei, womit ich das hiesige Publikum belustigte, hatte ich schon als Knabe von Laroni gelernt." —

62.

Versöhnung.

So erzählten die Herren von Windag ihre Schicksale und freuten sich mit immer neuer Lebhaftigkeit ihrer glücklichen Wiedervereinigung. Alle Anwesende mischten sich in

ihren Jubel. Vorzüglich war Madame Frank ungemein vergnügt, und erstickte Luisen fast unter Küssen und Umarmungen, weil sie nun — ein Fräulein war.

Von dem Vermählungsfeste kein Wort, als daß plötzlich, indem man sich zur Tafel setzen wollte, der General Türk anlangte. Er hatte durch seine Cousine von der Heirath ihres Sohnes Nachricht erhalten, und bei seiner jetzigen Rückkehr aus dem Felde einen Umweg von einigen Meilen gemacht, um der Hochzeit beizuwohnen. „Seyd mir alle herzlich gegrüßt!“ rief er mit seiner Donnerstimme. „Ich bringe zwar nicht so viel Lorbeerblätter aus dem Kriege mit, als man zu einer Schüssel Ragout braucht: aber ich bin kerngesund und recht dazu aufgelegt, mich über den glückversprechenden Bund dieses schönen, jungen Paares zu freuen.“ —

Einige Tage nach der Hochzeit kam der Bote zurück, den Anton in die Hauptstadt gesandt hatte. Er brachte das Kästchen mit der oben erwähnten Kinderkleidung. Alexander ward bei ihrem Anblick sehr erschüttert. Bald darauf reisten die Brüder zu ihrem Vater. Es war dem schwachsinnigen und fast erblindeten Greis schwer begreiflich zu machen, daß seine Söhne vor ihm standen; doch nach und nach überzeugten sie ihn, und es erfolgte nun eine rührende Erkennungs- und Aussöhnungsscene, die sich besser empfinden, als beschreiben läßt. Sie blieben einige Wochen bei ihm, und besuchten täglich den Platz, wo Anton vor fünf und dreißig Jahren geraubt wurde.

Als der alte Vater bald nachher starb, verkauften sie das von ihm geerbte Rittergut, — wie Anton schon vorher mit seiner Buchhandlung gethan hatte — bauten sich in Hühnenthal an und leben nun dort mit den beiden

Herrn Frank und ihren Gattinnen wie Eine Familie. Vater Frank wird durch den täglichen Umgang mit diesen braven Männern immer geschliffener und sanfter, hält aber seiner Erziehungsmethode und seiner vormaligen derben Freimüthigkeit noch manche Lobrede. „Sieh, mein Sohn," spricht er oft, „hätt' ich Dich nicht zu einem muthigen und entschlossenen Mann erzogen und hätt' ich dem Herrn von Schierling nicht selbst recht tüchtig die Wahrheit gesagt: so säßen wir wahrlich nicht so froh und einig beisammen." —

Staats-
Bibliothek
Bamberg

XIV.

1

2

3

4

5

6

7

8

9

10

11

12

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Langbein, August Friedrich Ernst,

A. F. E. Langbein's sämmtliche Schriften

Bd.: 14

Stuttgart 1841

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.g.o.465-am(14
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11721457-6